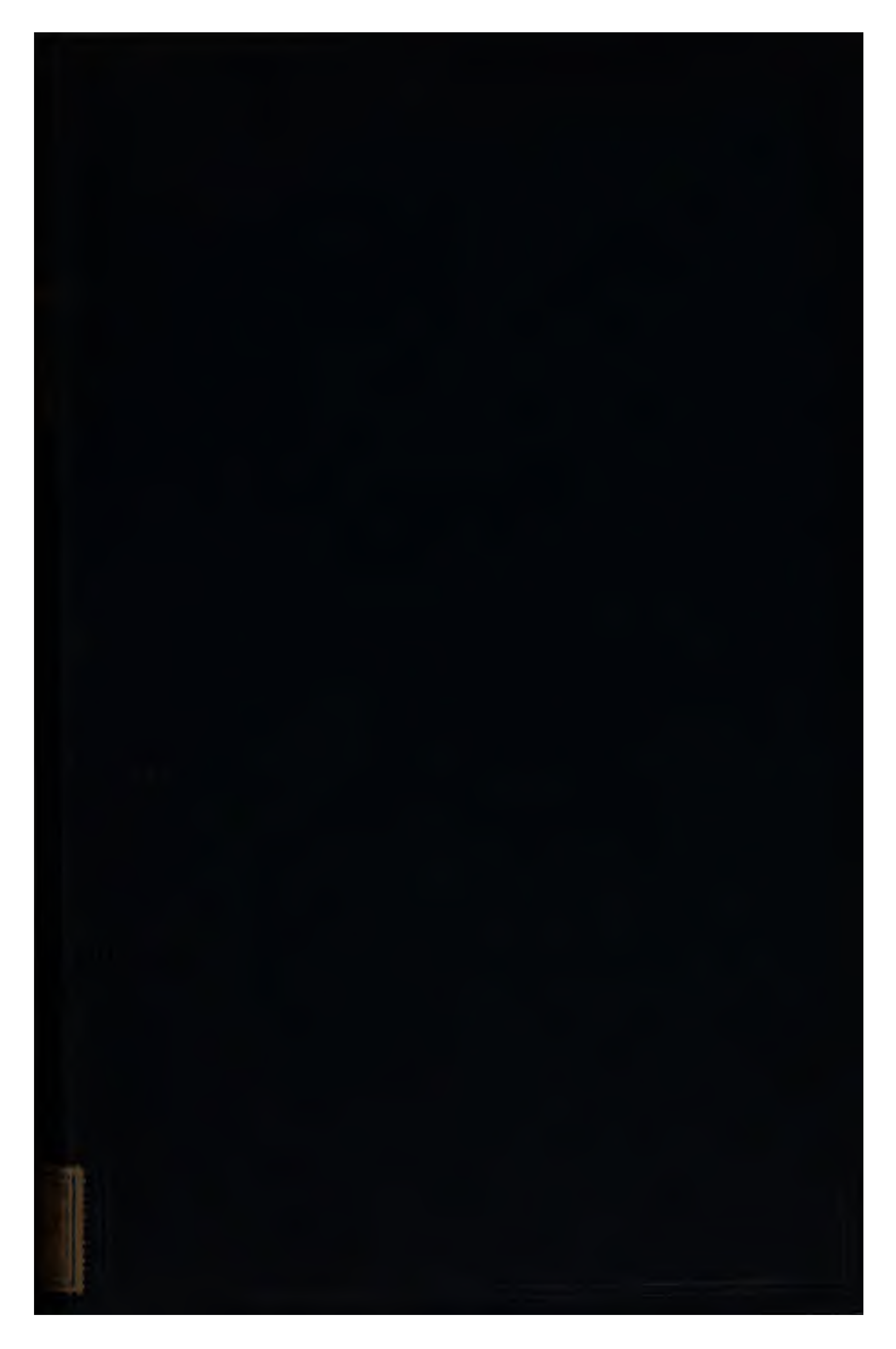
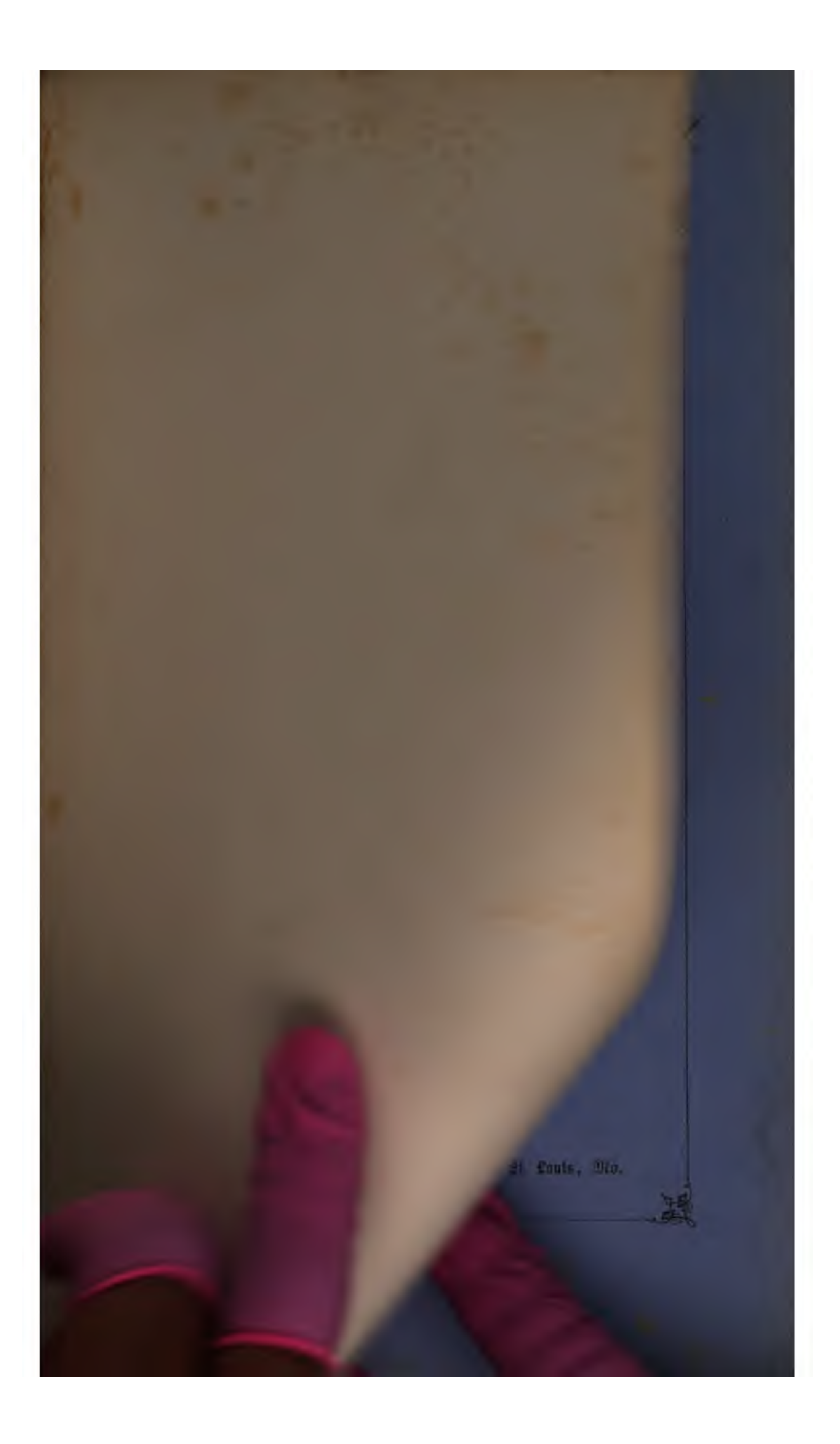


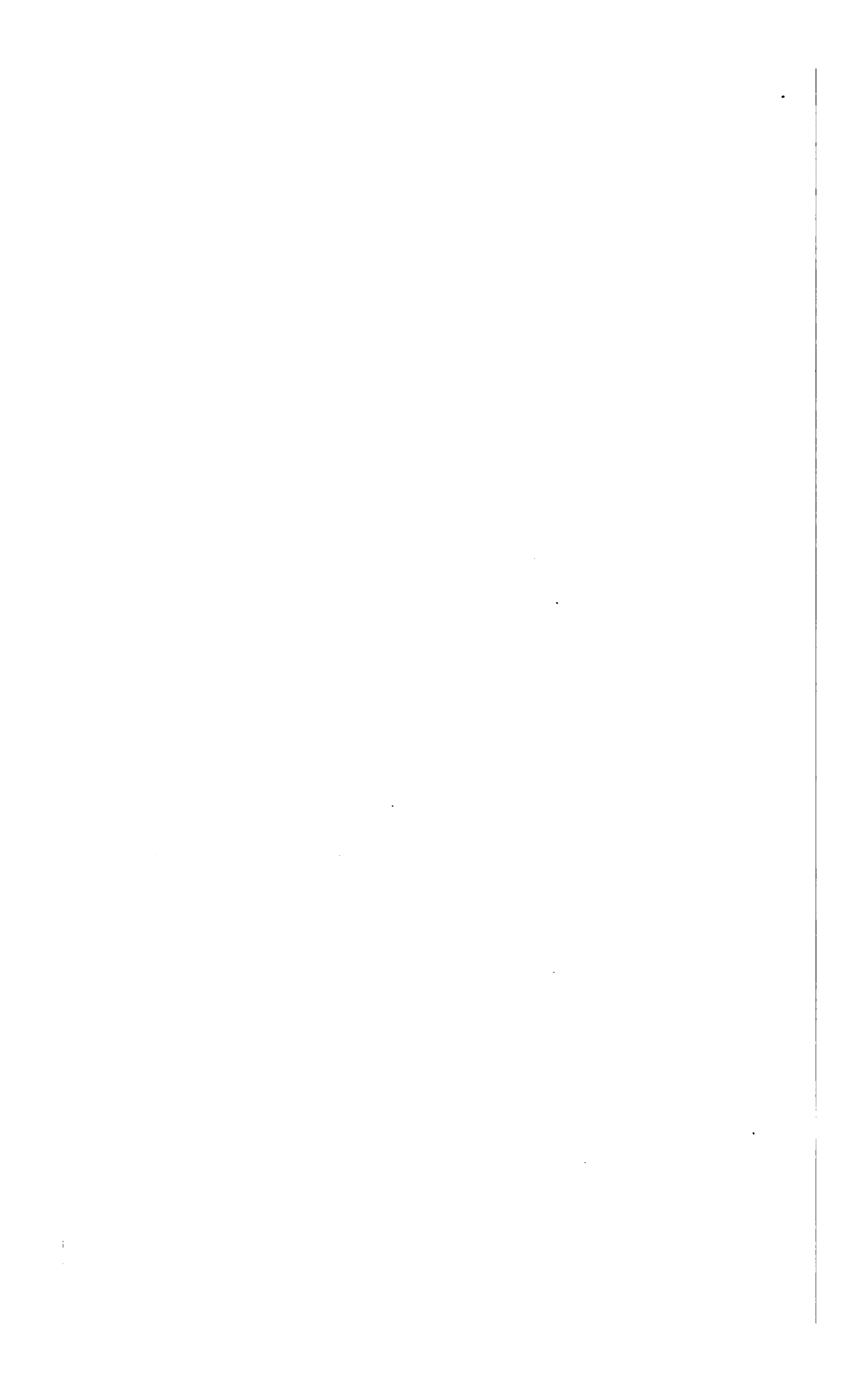





Louis, Mo.







39.

Göthe's
Lehr- und Wanderjahre

in

Weimar und Italien.

(1775—1790.)

Von

Alexander Baumgartner S. J.

„Ich bin nur durch die Welt gerannt:
Ein jed' Gelüst' ergriff ich bei den Haaren;
Was nicht genügte, ließ ich fahren;
Was mir entwischte, ließ ich zieh'n.
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht,
Und abermals gewünscht, und so mit Macht
Mein Leben durchgestürmt; erst groß und mächtig,
Nun aber geht es weise, geht bedächtig.
Der Erdenkreis ist mir genug bekannt;
Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt."
Göthe. Faust II.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1882.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Göthe's
Lehr- und Wanderjahre

in

Weimar und Italien.

(1775–1790.)

Von

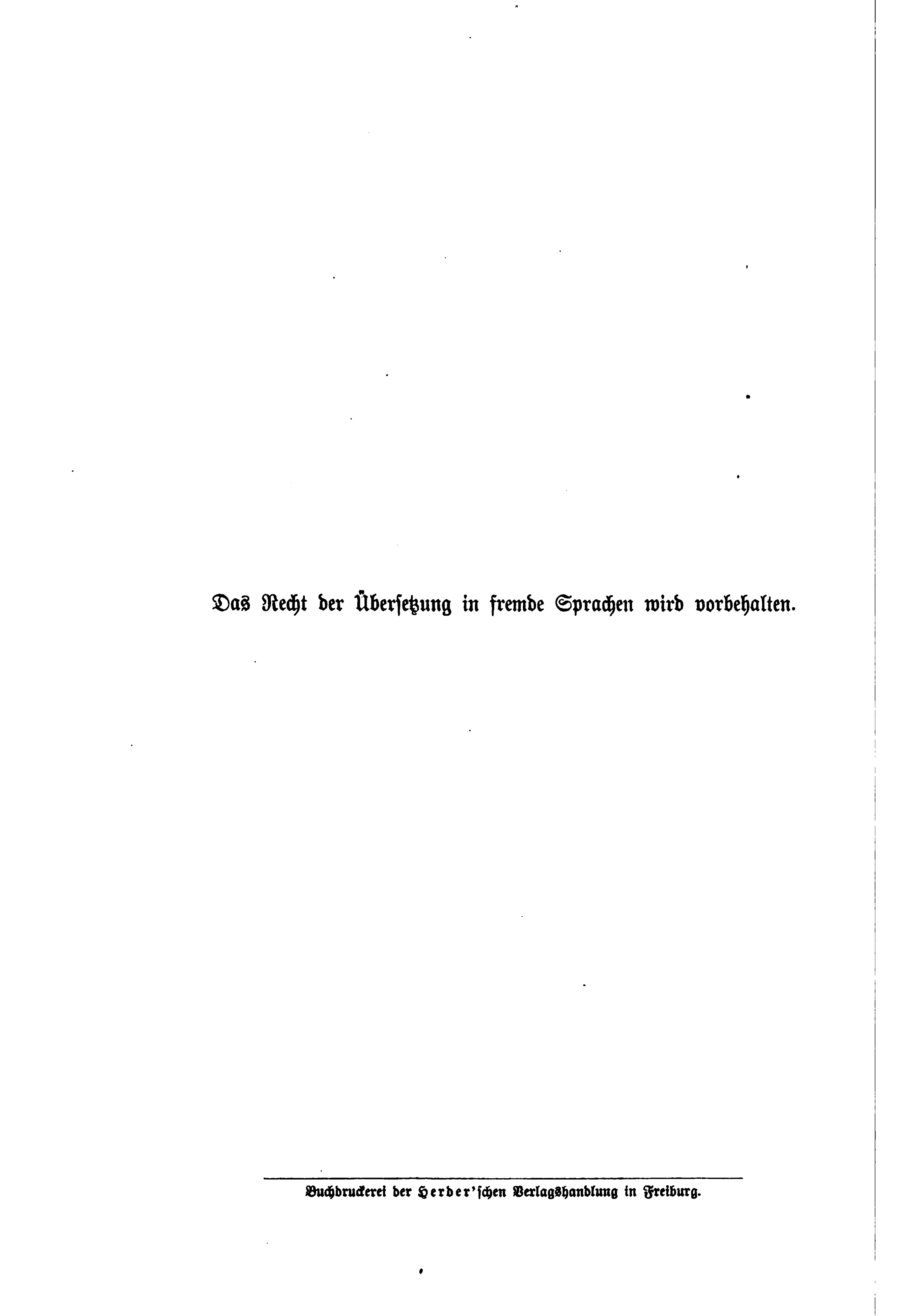
Alexander Baumgartner S. J.

„Ich bin nur durch die Welt gerannt:
Ein jed' Gelüst' ergriff ich bei den Haaren;
Was nicht genügte, ließ ich fahren;
Was mir entwischte, ließ ich zieh'n.
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht,
Und abermals gewünscht, und so mit Macht
Mein Leben durchgestürmt; erst groß und mächtig,
Nun aber geht es weise, geht bedächtig.
Der Erdenkreis ist mir genug bekannt;
Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt."

Göthe. Faust II.



Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1882.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.



Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt.

Berichtigungen.

S. 21 Anm. 3 u. einigemale weiter lies Lewes statt Lewis.

S. 182 Anm. 3, Zeile 3 ist in dem Ausdruck „das Neue Freie Deutsche Hochstift" das Wort „Neue" zu tilgen.

Einleitung.

Göthe's Leben wird hier weiter erzählt, von seinem Eintritt in sächsisch-weimarische Dienste bis zu seiner definitiven häuslichen Niederlassung in Weimar im Jahre 1790 [1]. Diese fünfzehn Jahre bilden eine abgeschlossene Periode, die man füglich seine „Lehr- und Wanderjahre“ nennen kann. So hat er selbst die beiden Romane überschrieben, in welchen er die Lebenserfahrungen dieser Zeit, mit einem gewissen Glorienschein umwoben, auf die Nachwelt vererben wollte. Seine Selbstbiographie „Dichtung und Wahrheit“ hat er nicht auf diese Zeit ausgedehnt, weil, wie er versichert, die Erzählung ganz unglaublich hätte klingen müssen. Indeß ist heute genugsames Material vorhanden, um sich von dieser „unglaublich“ merkwürdigen Zeit ein im Wesentlichen vollständiges Bild zu verschaffen [2]. Einzelne Züge desselben mögen sich

[1] Göthe's Werke (Hempel) XXVII. 5—9.

[2] „Wir haben,“ sagt Otto Brahm (Wochenbl. d. Frankf. Ztg. 1882. Nr. 24), „in Briefwechseln und massenhaften Publicationen aller Art Quellenmaterial empfangen in Hülle und Fülle, aber es fehlt an der Sichtung des Gebotenen, an der Verwerthung nach der psychologischen wie nach der künstlerischen Seite hin.“ Erst indem ich mich einer solchen Sichtung und Verwerthung unterzog, habe ich erfahren, wie unendlich schwierig und in mancher Hinsicht undankbar diese Arbeit ist, da Göthe's Leben nur zu oft durch eine grenzenlose Zerfahrenheit charakterisirt wird und dem Biographen kaum einen bedeutsameren Faden bietet, der aus der labyrinthischen Verwirrung herausführt. Soweit das Material dem Engländer Lewes zu Gebote stand, hat er vielleicht die Umrisse des Lebensbildes am wahrsten und bestimmtesten gezeichnet. Viehoff, der genauer sein wollte, hat diese festen Umrisse mit einer Unzahl Kleinigkeiten verwischt und entstellt. Düntzer (Göthe's Leben. 1880) hat sich vollends so in's Detail verloren, daß seine Biographie zu einem trostlosen Stück Annalen wurde, während andere seiner Werke (Göthe und Karl August; Charlotte von Stein u. s. w.) ein unverarbeitetes Sammelsurium von Göthe-Notizen, ohne Gruppirung, ohne Kapitelüberschriften, ohne Register, und darum weder eine genießbare Lectüre, noch praktische Nachschlagebücher bilden. H. Grimm (Göthe. Vorlesungen. 1877) und M. Bernays (Deutsche Biogr. 1879) versuchten, dem knöchernen Material Leben einzuhauchen, haben aber so arg idealisirt, daß man aus den Zügen der erhabenen Heroenstatue den ehrsamen Frankfurter Bürger kaum

noch verschärfen, wenn einmal das Göthe-Archiv in Weimar sich öffnet und die Historiker von Weimar das weitschichtige politische Actenmaterial veröffentlichen oder bearbeiten werden, das daselbst über die Regierungszeit des Herzogs Karl August vorhanden ist.

Unter dem Druck des Jesuitengesetzes konnte ich nicht daran denken, hierüber an Ort und Stelle Quellenforschungen anzustellen, die ganze Jahre angestrengter Thätigkeit erfordert haben würden. Doch habe ich Weimar besucht und mich daselbst so fleißig umgesehen, als es ein sehr durchsichtiges Incognito und meine schuldlose „Reichsfeindlichkeit" erlaubten. Auch in Jena, Erfurt, Gotha, Leipzig und Frankfurt a. M. habe ich mir manche dienliche Notizen gesammelt und Göthe's Thüringen nach allen Richtungen durchstreift. Es freute mich, alle die Stätten zu sehen, an welchen die deutschen Classiker lebten und dichteten. Weimar ist so reich an ihren Reliquien und Erinnerungen, daß man sich leicht in ihre Zeit zurückversetzen kann. Wenn ich diesen Stätten, Erinnerungen und Überresten auch nicht jene götzendienerische Verehrung entgegenbrachte, die sich heute in einem großen Theil der Göthe-Literatur breit macht, so habe ich sie doch mit pietätsvollem Interesse und mit dem Wunsche besucht, mir über Weimars Glanzperiode ein möglichst unbefangenes Urtheil zu bilden.

So freundlich waren die Eindrücke, die ich aus dem heutigen Weimar mit mir nahm, daß es mich wahrhaft schmerzte, als eingehendere Studien mir abermals das glänzende Bild jener classischen Blüthenperiode umdüsterten, das die Dichtungen Göthe's und Schillers an dem Schauplatz ihrer Thätigkeit wachrufen müssen.

Nicht ohne Herzeleid trete ich auch jetzt poetischen Illusionen gegenüber, an denen ich mich früher selbst mehr als einmal gefreut. Ich bin durchaus nicht der „Biedermann", der mit pharisäischer Selbstgefälligkeit auf die tollen Sprünge eines großen Genie's herabsieht und feierlich spricht: „Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin, wie dieser Göthe da!" Noch weniger halte ich es mit dem frivolen Heine, der vor dem Olympier nur seinen Hut zog, um ihn desto schamloser vor ganz Frankreich zu verspotten. Und noch viel, viel weniger halte ich es mit dem wetter-

mehr erkennen kann. Eine erfreuliche Mittelstellung zwischen dieser biographischen „Poesie" und Düntzers ungenießbarer Prosa nehmen die Göthe-Studien C. A. H. Burkhardt's (Oberarchivars in Weimar) ein; doch erstrecken sie sich leider nur auf einzelne kleinere Episoden. Auch die übrige biographische Literatur über Göthe habe ich gebührender Weise zu Rathe gezogen und die zahllosen Verhimmelungen auf die schlichte Wirklichkeit zurückzuführen gesucht.

wendischen Wolfgang Menzel, der, um „seinen“ Christus zu retten, Göthe sein eclatantes Dichtergenie und seine sonstigen glänzenden Geistesgaben abläugnen zu müssen glaubte. Ich liebe Poesie nicht nur ein wenig, sondern sehr, und ich halte Göthe noch heute für kein bloßes Talent, sondern für ein Genie, d. h. für einen Geist von den außergewöhnlichsten Anlagen. Sein hoher Sinn für alles Schöne, sein für alles Concrete so durchdringend heller Verstand, seine glänzend reiche Sprache bezauberten mich einst so, daß ich ihn nicht nur weit allen unsern Dichtern vorzog, sondern ihm sogar seinen religiösen Indifferentismus vergab, um ihn nur als Künstler zu betrachten und mich an seinen Dichtungen zu freuen.

Erst ein eingehenderes Studium aller seiner Werke, und vor Allem seines Lebens und seines Charakters, hat mich aus jener ästhetischen Verehrung aufgescheucht und das schöne Idealbild umdunkelt, das ich mir von dem großen Dichter entworfen. Die Göthe-Literatur und der Göthe-Cultus der letzten Jahrzehnte aber hat diesen Zauber der Verklärung, in welchem Göthe früher vor mir stand, vollends zerstört und mich vollständig überzeugt, daß er zum Theil durch seine Werke, weit mehr aber durch die Bemühungen seiner glaubenslosen Verehrer, der mächtigste Prophet des modernen Indifferentismus und Naturalismus geworden ist.

Vor dreißig, vierzig Jahren, da mochte man allenfalls es nicht so genau nehmen, Göthe's religiöse Ansichten auf sich beruhen lassen, ihn nur als Dichter oder etwa, wie Eichendorff es that, als eine wunderschöne Naturerscheinung betrachten, die außerhalb des religiös-politischen Lebens im Garten der Dichtung blühte; man mochte sein Leben aus seinen Werken, seine Werke aus seinem Leben zu erklären suchen, ohne über seine religiösen und sittlichen Grundsätze ein Urtheil zu fällen. Er stand auch den Lebenden noch nahe; man konnte jene Schonung walten lassen, welche christliche Nächstenliebe gegen einen noch kaum Verstorbenen einflößt. Doch heute ist das Alles anders geworden.

Schon ein halbes Jahrhundert ist seit Göthe's Tode dahingeflossen. Er gehört längst der Geschichte an. Seine Verehrer haben ihn auf jenen religiös-politischen Kampfplatz gezogen, den er sein ganzes Leben hindurch geflissentlich mied. Er ist zum Propheten eines neuen Evangeliums „der That und Gesinnung“ proclamirt, welches das positive Christenthum als „Evangelium des Wortes und Glaubens“ verdrängen soll. Er wird der Jugend als Ideal harmonischer Bildung empfohlen. David Strauß hat seine Werke als Surrogat für die abgethanen Evan-

gelien vorgeschlagen[1], Düntzer hat ihn als „Hohenpriester der Liebe“ glorificirt[2], Häckel seinen Prometheus zum Banner seiner materialistischen Entwicklungsgeschichte erhoben[3], Johannes Scherr[4] das „Haus zu den drei Leyern“ neben, ja über Bethlehem gestellt, ein ansehnlicher Theil der deutschen Darwinisten segelt unter Göthe's Flagge. Der Cultusminister Dr. Falk hat das Studium der deutschen Classiker als ein Hauptmittel „christlicher“ und nationaler Bildung anempfohlen[5]; man weiß, was das heißen will. Eine umfangreiche Literatur predigt unter der Devise „Göthe“ nur Unglauben, Darwinismus, Spinozismus, Naturalismus, alle Sorten von Gefühls-, Kunst- und Naturchristenthum. Kaum eine der geleseneren liberalen Zeitschriften läßt ein Jahr vorbeigehen, ohne unter dem Titel „Göthe“ das positive Christenthum direct oder indirect zu untergraben. Literaturgeschichtliche Werke führen der Jugend nicht mehr bloß Göthe's Liebesgeschichten, sondern auch die Porträts seiner vielen Geliebten und die Laube von Sessenheim vor[6]. Die unglücklichen Mädchen und Frauen, mit deren Gefühlen er schnöde gespielt, werden als die glänzendsten

---

[1] Der alte und neue Glaube. Bonn 1875. S. 303.

[2] Frauenbilder aus Göthe's Jugendzeit. Stuttg. 1852. S. VIII.

[3] Anthropogenie. Leipzig 1877. S. XXVII.

[4] Göthe's Jugend. Der Frauenwelt geschildert. Leipzig 1874. S. 3. Da heißt es: „Einer der sinnvollsten Züge der christlichen Mythologie ist der, daß dem auf Golgatha gekreuzigten Propheten eine Stallkrippe zur Wiege gedient habe“ — christlich-nationale Bildung!!

[5] In dem Rescript, durch welches Falk das ausgezeichnete Lesebuch von Bone (I. u. II. Thl.) verbot, heißt es: „Das königl. Provinzialschulcollegium wird demnach die Directoren, beziehungsweise Rectoren der beregten Schulen sofort aufzufordern haben, von dem nächsten Semester ab für die Einführung eines andern geeigneten Lesebuchs Sorge zu tragen und seinerseits darauf zu achten, daß unter den vorhandenen Lesebüchern für katholische höhere Lehranstalten nur solche ausgewählt werden, welche geeignet sind, eine echt christliche, nationale und humane Geistes- und Gemüthsbildung zu fördern, vor ungesunder Sentimentalität zu bewahren und die Begeisterung für die Schätze unserer Literatur, sowie die Verehrung für die hervorragenden Vertreter derselben zu wecken und zu erhalten.“ Germania. 24. Juli 1876. — Die Verehrung für Göthe und die übrigen deutschen Classiker gehört also mit zum Culturkampfs-Apparat. Was Falk unter echt christlicher Bildung versteht, das weiß Jedermann. Wie aber die Verehrung für Göthe's Werther, Stella, Clavigo u. s. w. die Jugend vor „ungesunder Sentimentalität“ bewahren soll, das ist schwer zu begreifen. Vielleicht liegt das Präservativ in den „Römischen Elegien“ und in den „Venetianischen Epigrammen“.

[6] R. König, Deutsche Literaturgeschichte. Bielefeld 1881. S. 423—521. Düntzer, Göthe's Leben. Leipzig 1880. Düntzer bedauert sogar, daß er von „Friderike“ kein Porträt, sondern nur ein Facsimile ihrer Handschrift bringen könne. S. 315.

Gestalten der deutschen Literaturgeschichte verherrlicht. Seine unsauberen Herzensromane werden als ein Quell der Poesie, der Bildung vorgeführt. Kurz, der Göthe-Cultus ist zu einem wahren Institut der Verführung gediehen. Gegen das „Tagebuch" hat die Polizei zwar ein paar Mal den Schnurrbart gestrichen, es aber bald laufen lassen, weil es Göthe geschrieben hat. Die „Wahlverwandtschaften" aber, die Römischen Elegien, die Venetianischen Epigramme u. s. w. sind in Jedermanns Händen und werden in den Literaturgeschichten als Bildungsmittel gepriesen. Julian Schmidt [1] erklärt zwar unter vielem blauen Religionsdunst, daß es große Schichten des Volkes gibt, „für die das Christenthum das einzige sittliche Bildungsmotiv ist"; den Gebildeten aber empfiehlt er, gleich Göthe, Hypsistarier (d. h. 1/3 Christ, 1/3 Jude, 1/3 Heide) zu werden. Weil aber Göthe manche dem Christenthum günstige Stellen geschrieben hat (bei einem Hypsistarier war das nicht anders möglich), so lassen sich sogar gläubige Protestanten ein x für ein u vormachen und erklären ihn für „einen Propheten, einen Herold christlicher Wahrheit und Freiheit" [2].

Ja, Hermann Grimm dürfte vollkommen Recht haben, wenn er sagt: „Kein Dichter oder Denker hat nach Luthers Zeiten einen in so viel Richtungen gleichzeitig wirkenden, vier auf einander folgende Generationen voll durchdringenden Einfluß gehabt, als Göthe." [3] Von ähnlicher Anschauung geleitet, hat Kuno Fischer den deutschen Dichter zum Seher und Propheten der modernen Welt erklärt: „Wie sich Dante's Göttliche Komödie zum Geiste des italienischen Volkes und des Mittelalters verhält, ähnlich verhält sich der Göthe'sche Faust zu dem Geiste des deutschen Volkes und der neueren Zeit. Dieses Gedicht ist unsere Divina commedia." [4] Und der französische Akademiker E. Caro gibt ihm Recht, wenn er eine Reihe von Göthe-Artikeln in der Revue des deux Mondes also beschließt: „Wie die beiden Worte Eklekticismus und Pantheismus die Philosophie Göthe's kurz und vollständig bezeichnen, so erklären sie uns auch gleichzeitig den wunderbaren Einfluß, den er auf unsere Zeitgenossen gehabt hat, und die Fortdauer seiner Herrschaft auf unsere Generation, welche, der philosophischen Systemmacherei

[1] Göthe-Jahrbuch (hrsg. v. L. Geiger). Frankfurt 1881. II. 63. 64.

[2] Dr. H. F. Müller, Göthe's Iphigenie (Zeitfragen des christlichen Volkslebens). Heilbronn, Henninger. 1882. S. 58.

[3] Göthe. Vorlesungen. Berlin 1877. I. 5.

[4] Deutsche Rundschau. 1877. XIII. 55.

müde, sich in unwiderstehlichem Drange einerseits auf das Studium der Geschichte und des encyklopädischen Wissens, anderseits auf das Studium der exacten Wissenschaften und der unter dem vagen Namen ‚Natur‘ vergötterten Wirklichkeit warf, beide gleich leidenschaftlich erforschte und sich so sehr darein verlor, daß ihr inneres Verständniß für die Metaphysik völlig umdunkelt wurde. Indem wir die Philosophie Göthe's studirten, haben wir den Geist des 19. Jahrhunderts selbst, diesen zugleich so eklektischen und so naturalistischen Geist, in einem seiner vollendetsten Typen studirt.“ [1] Während die Herren Franzosen von der Revue des deux Mondes aber, unter gewissen Vorbehalten, den großen Eklektiker in Frankreich einzubürgern suchten, empfahl ihn Carlyle den Engländern, Ralph Emerson den Amerikanern, und der Amerikaner G. Calvert ist darauf so weit gekommen, ihn der neuen Welt nicht bloß als Dichter, sondern als Vorbild „vollendetster Tugend“ anzupreisen. Selbst in Italien gibt es „Göthe-Gemeinden“ [2], und in Spanien hat man noch voriges Jahr wacker gearbeitet, unter dem Titel „Calderon“ Göthe-Verehrung zu verbreiten. Göthe ist längst über Deutschlands Grenzen hinaus eines der mächtigsten Idole der modernen Welt.

Es ist deßhalb offenbar durchaus nicht mehr gleichgiltig, welche Stellung wir Katholiken (und das gilt auch von den gläubigen Protestanten) zu diesem Mann und seinen Schriften nehmen, ob wir durch andachtsvolle Begeisterung für seine Poesie die damit innig verbundenen Ideen und ihren Einfluß verbreiten helfen, oder ob wir sie als ein trojanisches Pferd betrachten, das man uns mit ungeheurem Pomp, unter Absingung schöner Lieder zugeführt hat, um Schule und Leben für die modernen Ideen zu erobern [3]. Durchaus nicht gleichgiltig ist es mehr,

---

[1] Revue des deux Mondes. 1865. LX. 338.

[2] Hier ist der Göthe-Cultus allerdings selbst bei den Fortgeschrittensten auf Schwierigkeiten gestoßen. Der Satans-Dichter Josue Carducci hat sich nämlich jüngst herausgenommen, von dem „Gretchen im Faust“ als von dem „albernen Göthe'schen Mädchen“ zu sprechen, „das sich dem ersten Besten preisgibt, dann ihr Kind erdrosselt und schließlich in's Paradies kommt“. Diese stupida ragazza goethiana hat die Göthe-Gemeinde in Deutschland sehr geärgert. Zum Trost dafür sind 1880 aber nur drei englische Übersetzungen des Faust veröffentlicht worden, und so hat Mephistopheles den Streich seines enfant terrible schon zum Voraus gut gemacht.

[3] Lange nicht so wichtig ist es wohl, ob man „Göthe“ oder „Goethe“ schreibt. Letztere Schreibart ist zwar jetzt Mode. Göthe selbst und sein Vater schrieben sich so; allein der Großvater hielt es noch für vornehmer, Goethé zu schreiben. Herzog Karl August, Wieland und Merck dagegen fanden die zwei Pünktchen angenehmer,

sondern von den tiefgehendsten praktischen Folgen, ob wir noch mit Eichendorff in der Künstlergemüthlichkeit romantischer Tage diesen Göthe als unübertroffene poetische Wunderblume betrachten, als das Höchste, wozu die bloße Natur gelangen kann [1], oder ob wir ihn als eine jener feindlichen Mächte aufzufassen haben, welche den höchsten Schatz des deutschen Volkes, seinen positiv christlichen Glauben, seine positiv christliche Bildung bedrohen.

Schon früher wurde darauf aufmerksam gemacht, daß sich diese wichtige Frage nur historisch, biographisch lösen läßt [2]. Göthe hat nie systematisirt, er hat immer fragmentarisch, nach Laune geschrieben. Aber sein Leben als Ganzes verkörpert sehr genau die gesammte Richtung seines Geistes, es ist zugleich die Rechenprobe für die Güte und Annehmbarkeit der Grundsätze, die ihn beseelten. „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen“ [3] — das gilt auch von diesem Propheten. „Die Früchte aber des Geistes sind: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Gütigkeit, Güte, Langmuth, Sanftmuth, Glauben, Bescheidenheit, Enthaltsamkeit, Keuschheit.“ [4]

Hiermit ist genugsam angedeutet, daß mein Standpunkt durchaus kein subjectiver ist, nichts mit dem eines selbstgerechten Biedermannes zu schaffen hat. Was ich bin und thue, kommt hier gar nicht in Frage. Es fragt sich nur, wie das Leben Göthe's jenem von dem Weltapostel aufgestellten Kriterium entspricht. Das ist eine seit 18 Jahrhunderten bestehende Norm. Für diese Norm sind Tausende von Martyrern in den Tod gegangen, Schaaren von Heiligen haben sie verkörpert, die sittliche Cultur Europa's ruht auf ihr. Göthe selbst hat am Abende seines Lebens bekannt [5]:

„Mag die geistige Cultur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern wie er will: über die Hoheit und sittliche Cultur des Christenthums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen.“

---

und viele neuere Schriftsteller, wie z. B. Gervinus, H. Hettner, R. Virchow, C. G. Carus, Joh. Scherr, W. Menzel, K. A. Menzel, H. Leo, Jos. v. Görres, F. Binder, Johannes Janssen, Cardinal Hergenröther u. s. w. u. s. w. hielten es für keinen „Mangel an Akribie“, den Umlaut so zu schreiben, wie man ihn bei anderen Namen schreibt, und so das e zu sparen. Ich bleibe darum gemüthlich beim Alten.

[1] J. v. Eichendorff. Vermischte Schriften. Paderborn 1866. I. 304.

[2] Baumgartner, Göthe's Jugend. Freiburg 1879. S. 2.

[3] Matth. 7, 20. [4] Galat. 5, 22. [5] Eckermann, 3. Aufl. III. 256.

Damit wollte er zwar weder den übernatürlichen Ursprung des Christenthums, noch den positiven Glaubensinhalt desselben, noch viel weniger den verpflichtenden Charakter der christlichen Offenbarung anerkennen — denn im selben Athemzuge bekannte er sich auch als „Verehrer der Sonne" —; aber was Hoheit und Sittlichkeit betrifft, hat er den Vorzug des Christenthums vor den übrigen Religionen doch immerhin zugegeben.

Es ist darum keine Anmaßung, keine Lieblosigkeit, keine subjective Willkür, keine pharisäische Selbsterhebung, Göthe's Größe nach dem Maßstab dieser christlichen Bildung zu bemessen. Wie sich von selbst versteht, kann Niemand fordern, daß er das christliche Ideal in höchster und schönster Weise verkörpere. Aber wenn er nicht einmal die gewöhnlichsten und allgemeinsten Forderungen desselben erfüllt, wenn seine ganze Geistesrichtung die Grundsätze unseres Glaubens offen oder verstohlen bekämpft, dann müssen wir es uns doch verbeten, daß man uns diesen Mann als Idealmenschen aufdrängt oder als Hauptquelle, aus der wir unsere eigene Bildung zu schöpfen haben; dann mag es doch wahrhaft genügen, daß wir ohne solchen Heroencult, im Frieden mit Gott und Menschen, von seinen Werken dasjenige benützen, was Jeder ohne Schaden seiner Seele benützen kann. Seine ganze Geistesrichtung aber müssen wir in solchem Falle ebenso entschieden von uns weisen, als die Doctrinen eines Hegel, eines Hartmann, eines David Strauß. Um etwas Poesie mehr oder weniger die höchsten und ewigen Interessen der Menschheit gefährden, wäre ebenso sehr ein Frevel an der Wahrheit, als an der Liebe!

---

1. Das alte Weimar. Die Herzogin Anna Amalia.

1748—1772.

„Jena ist oder scheint ansehnlicher als Weimar; längere Gassen und höhere Häuser erinnern einen, daß man doch wenigstens in einer Stadt ist."
Friedrich v. Schiller.

„Die Herzogin Mutter war ein allerliebstes, vortreffliches, aber indefinibles Wesen."
Göthe.

Es war fünf Uhr Morgens den 7. November 1775, als „Doctor" Wolfgang Göthe, der Verfasser des Götz und Werther, mit dem herzoglichen Kammerrath von Kalb in Weimar eintraf. Der Abstand zwischen der Vaterstadt und der neuen Heimath war kein geringer. Frankfurt war eine geschichtlich bedeutende Stadt, deren Erinnerungen in die Zeit Karls des Großen hinaufreichten, ein wichtiger politischer Mittelpunkt, die Stadt der Kaiserkrönung, das Stelldichein von Nord- und Süddeutschland, der Knotenpunkt der belebtesten Handelslinien, eine Stadt voll Leben, Regsamkeit, Handel und Verkehr. Mehr als 3000 Häuser umschloß der stattliche Mauerring mit seinen Zinnen und Thürmen, selbst wieder von einem mächtigen Wall mit elf Bastionen und einem breiten Graben eingefaßt. Die Wohlhabenheit der Bürger hatte sich in prächtigen Häusern ein Denkmal gesetzt, über mehrere Kirchen von architektonischem Werth ragte der alte Kaiserdom des hl. Bartholomäus empor, als ein Wahrzeichen der Majestät und Würde des heiligen Reiches deutscher Nation. Über 30 000 Menschen beherbergte die fröhliche Stadt durch regen Fremdenverkehr ab und zu in stets munterer Bewegung [1].

Weimar dagegen lag einsam, außerhalb der großen Verkehrsstraßen. Die Reichspost ging noch bis 1799 von Erfurt über Buttelstädt nach Leipzig. Noch im Jahr 1786 hatte die kleine Stadt am Ufer der

[1] Dr. Wilhelm Stricker, Göthe und Frankfurt a. M. Berlin 1876. S. 11.

grünen Ilm nur 6265 Einwohner und 769 Häuser[1]. Schiller kam sie wie ein Dorf vor, Herder wie ein Mittelding zwischen Dorf und Hofstadt, während die Frau von Staël 1803 witzelte: „Weimar n'est pas une petite ville, mais un grand château." Göthe selbst bemerkte einmal später seinem Freunde Zelter, als von Volkstheater gesprochen wurde: „Wie kann in Weimar viel von Volk die Rede sein, in der kleinen Residenz, die 10 000 Poeten und einige Einwohner hat." Das alte Residenzschloß, die Wilhelmsburg, war das Jahr zuvor (1774) ein Raub der Flammen geworden. Nur ein alter Thurm stand noch. Die Stadtkirche, 1494 erbaut, 1726 renovirt, glich eher einer ansehnlicheren Dorfkirche, als einer „Westminsterabtei"[2]. Die Jakobskirche war eine unbedeutende Kapelle. Eine nicht sehr stattliche Ringmauer umschloß ungefähr in Form eines Rechtecks die engen und winkligen Straßen der kleinen Residenz, aus der sonst kein einziges größeres, monumentales Bauwerk auftauchte[3].

Das alte Stadthaus war nur durch seinen „Matz" berühmt, das humoristische Wahrzeichen der Stadt. An dem Uhrblatt stand ein Türke mit zwei Böcken zur Seite. Diese stießen beim Stundenschlag den Türken so oft in die Seite, als die Stunde zählte, worauf der Türke eben so oft an die Glocke schlug. Vier streng bewachte Thore mit Fallgattern schlossen die Stadt ein, das Frauenthor, das Erfurter Thor, das Johannisthor und das Gerberthor. Bis in unser Jahrhundert hinein wurden sie nach genauem strengem Reglement des Morgens (je nach der Jahreszeit $3\frac{1}{2}$—6 Uhr) geöffnet, (6—$9\frac{1}{2}$ Uhr) des Abends geschlossen. Das Sperrgeld für Fußgänger war 6 Pfennige, für Reiter $1\frac{1}{2}$ Sgr. Die wirklichen fürstlichen Räthe wurden erst 1788 von dem Thorsperrgelde befreit, die Domestiken des Hofes und des Adels bekamen schon seit 1764 Freizettel[4].

---

[1] Büsching, Erdbeschreibung. Hamburg 1791. VIII. 601.

[2] So nennt sie H. Schwerdt, Thüringen. Leipzig 1879. S. 136.

[3] Noch heute ist „die Poesie Weimars Ruhm. Dem entsprechend liegt seine Schönheit nicht in großartigen Kirchen, in malerischen alten Gebäuden, sprechenden Darstellungen des Mittelalters, sondern in der stillen Lieblichkeit seines reizenden Parkes". Lewis (Frese). Stuttgart 1877. I. 331. Seine Beschreibung von Weimar S. 327—346 ist anschaulicher, als das belletristische Gemälde bei R. Springer (Anna Amalia. Berlin, Janke. I. 6—9). Vgl. A. Diezmann, Göthe und die lustige Zeit. Leipzig 1857. — Weimar-Album. Leipzig 1860.

[4] Dr. C. A. H. Burkhardt, Aus Weimars Culturgeschichte. 1750—1800 (Grenzboten 1871. II. 645—706). Der unmittelbar aus archivalischen Quellen geschöpfte Aufsatz ergänzt und verbessert die Darstellung von Lewis in vielen nicht unbedeutenden Punkten.

Wie die Polizei im Interesse des Steuer- und Accisewesens noch ängstlich den Verkehr einschränkte und behütete, so waltete sie auch sonst mit zahlreichen Verordnungen über dem Wohle der Stadt. Kleidung und Wohnung, Handel und Wandel, öffentliches und privates Vergnügen waren durch hochobrigkeitliche Erlasse normirt. Die Stadt hatte ein einziges Billard, die Aufstellung eines zweiten wurde noch 1750 wegen Gefahr unnützer Ausgaben verboten. Ein Mandat vom 7. und 12. September 1757 verpönte das unnöthige und unschickliche Räsonniren und Kritisiren der Zeitläufte unter verschiedenen Strafen, nach Befinden sogar unter Zuchthausstrafe [1]. Ein Gesetz vom 8. September 1758 untersagte das Rauchen auf offener Straße bei Strafe eines Schockes. Unter dem 11. März 1761 wurde die Gewohnheit des „Dorflaufens", d. h. der Besuch der umliegenden Dörfer, mit einem halben Gulden Strafe belegt. Das durch Polizeiverordnungen und Zunftbeschränkung eingeengte Gewerbe lag kläglich darnieder und bekam erst von 1755 an durch die Einführung von Waarenlotterien etwas Luft. Ein ähnlicher Druck erstickte den Handel. Weil man den Mangel an Victualien der größern Anzahl von Hökern zuschrieb, wurde die Zahl derselben noch 1764 auf 12 beschränkt, Hausirhandel innerhalb der Stadt wurde (1778) nur auf drei Tage gestattet. Ein Strumpfwirker wurde noch zu Göthe's Zeit (1784) gestraft, weil er einen seiner Stühle außer Landes verkauft hatte. Von den Märkten gelangte nur der Zwiebelmarkt zu größerer Bedeutung. Wie Handel und Gewerbe, so hatten auch Bildung und Schulwesen sehr bescheidene Dimensionen. Neben einer Lateinschule, die 1712 zum Gymnasium erhoben worden war, bestand noch eine Freischule und eine Mägdleinschule, die von etwa 150 Kindern besucht wurde. Ein städtisches Krankenhaus war 1713 errichtet worden.

Wie die Stadt, so war auch das ganze Herzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach nicht von großem Umfang. In höchst unregelmäßigen Landstrecken, vielfach zerstückelt, lag es zwischen den ebenso zerstückelten kleinen Nachbarstaaten drin. Die gesammte Einwohnerzahl war kaum dreimal so groß, als diejenige der Stadt Frankfurt. 1786 betrug sie 93 360 Seelen auf einem Flächenraum von 36 □Meilen. Davon fielen 62 360 Einwohner und 24 □Meilen auf Weimar, 31 000 Einwohner

[1] Nach Dr. E. Vehse (Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation. Hamburg 1854. XXVIII. 44) lautete schon ein Rescript vom 8. Nov. 1736: „Das vielfältige Räsonniren der Unterthanen wird hiemit bei halbjähriger Zuchthausstrafe verboten."

und 12 □Meilen auf Eisenach. Obwohl unter demselben Regenten stehend, hatte Eisenach seine drei eigenen Regierungscollegien, nämlich die Landesregierung, das Kammercolleg und das Oberconsistorium. In Weimar dagegen residirte neben den drei analogen Behörden für den Landestheil Weimar zugleich die „Geheime Rathsstube (Conseil) und Kanzlei", d. h. das Ministerium des Fürsten.

Die alte Wartburg bei Eisenach war in ziemlich vernachlässigtem Zustand. Man wallfahrtete damals weder zum Brunnen der hl. Elisabeth, noch zur Lutherstube. Die herrlich gelegene Veste diente nur als Jagdschloß. In dem Landestheil Eisenach wohnten noch etliche ältere Rittergeschlechter; die Landbevölkerung beschäftigte sich theils mit Bergbau, theils mit Landbau, dessen Ertrag aber für den jährlichen Bedarf nicht ausreichte. Die Stadt Eisenach hatte 8000 Einwohner, mehrere stattliche Gebäude, ein theologisches Seminar und eine ansehnliche Tuchindustrie.

Der wissenschaftliche Mittelpunkt des vereinigten Herzogthums war die alte Universitätsstadt Jena an der Saale, die mit ihren Vorstädten 791 Häuser umfaßte. „1786 zählte man," wie Büsching sagt, „4334 Menschen, ohne ungefähr 600 Studenten" [1]. Die Universität gehörte, nebst verschiedenen anderen Rechten, Ansprüchen und Titeln, nicht ausschließlich dem Herzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach, sondern den vereinten Linien des ernestinischen Hauses.

Die Landestheile von Weimar waren fruchtbarer, als jene von Eisenach. Sie konnten Getreide, Gartenfrüchte, Wolle und Holz ausführen. Zu ansehnlichem Garten-, Landbau und guter Viehzucht gesellte sich eine einträgliche Wollindustrie, auch etwas Porzellanfabrication; doch ausnehmend reich war auch dieser Theil des Herzogthums nicht, alle Erwerbszweige zudem durch eine nachtheilige Steuergesetzgebung an lebhafterem Aufschwung gehindert [2].

Das gesammte Land (mit seinen 17 Städten und 220 Dörfern) war in 14 Ämter getheilt und wurde von 842 Staatsbeamten verwaltet, wobei die Volksschullehrer nicht mitgerechnet sind. Die Gehälter waren niedrig. Das höchste Amt im Staate brachte nur 1400 Thaler ein. Von 1783 an betrug die Armee 310 Mann.

Sachsen-Weimar-Eisenach war indessen immerhin ein selbständiger

[1] VIII. 609.
[2] Burkhardt, a. a. O. S. 655 ff.

Staat. Der Herzog hatte Gericht über Hals und Hand, führte ein dem kursächsischen ähnliches Wappen, hatte Sitz und Stimme im Rathe der Reichsfürsten und auf den obersächsischen Kreistagen, und war unabhängiger, als heute mancher König.

Übrigens war es noch nicht sehr lange her, daß das kleine Land wieder einem Herrscher gehörte. Denn 1672 war es unter drei Brüder vertheilt worden. Der Landestheil Jena fiel nun schon 1691, Eisenach aber erst 1741 an den Erben von Weimar zurück. Herzog Ernst August (seit 1707 Mitregent seines Onkels Wilhelm Ernst, von 1728—1748 alleiniger Regent) führte 1719 die Primogenitur ein, um weitere Zerstückelungen des Landes zu verhüten, stiftete den Orden von der Wachsamkeit oder vom Weißen Falken, legte verschiedene Rechtsstreitigkeiten bei und baute die beiden Jagd- und Lustschlösser Dornburg und Belvedere, das erstere auf einem Felsen an der Saale zwischen Jena und Naumburg, das andere unfern Weimar, auf der Straße nach Berka, die mit einer herrlichen Linden- und Kastanienallee bepflanzt ward. Ein anderes Jagdschloß, Ettersburg, hatte sich schon sein Vater Wilhelm Ernst nordwestlich von Weimar, am Abhang des Ettersberges gebaut, so daß es dem Hofe nicht an Vergnügungsplätzen fehlte. Alle diese Schlösser waren mit schönen Waldungen umgeben, und wenn auch nicht glänzend, doch im Modegeschmack ihrer Zeit bequem und fürstlich eingerichtet [1].

Herzog Ernst August war ein origineller Kauz, aber wie es scheint, ein nicht übler Verwalter. Ein paar Rescripte von ihm mögen an die Culturzustände erinnern, die nur wenige Jahrzehnte vor Göthe's Eintritt am Hofe von Weimar herrschten.

Dem Pfarrer Grienitz von Ranschela gebot er 1735, „sein geistlich auf Weissenfelsische Arth roth auf dem Schnitt dressirtes Stutzbärtgen abnehmen und solches, so lange er lebe, nicht wieder wachsen zu lassen". Dafür beschenkte der fürstliche Summus Episcopus den Diener am Worte alljährlich mit einem Klafter Eichenholz aus den Ettersburger Waldungen, nur mit der Bedingung, daß der Pfarrer auch „alljährlich zur Dankbarkeit eine wohl conditionirte Knack Wurst auf seinen Geburtstag an Uns in natura mit Ablegung eines Panegyrici in lateinischer Sprache, den miraculeusen Lebenslauf

[1] Den 4. März 1779 schreibt Göthe an Frau von Stein von Dornburg: „Auf meinem Schlößchen ist's mir sehr wohl, ich habe recht dem alten Ernst August gedankt, daß durch seine Veranstaltung an dem schönsten Platz auf dem besten Felsen eine warme, gute Stätte zubereitet ist." A. Schöll, Göthe's Briefe an Frau von Stein. 1848. I. 215.

seiner eigenen Persohn und die ausnehmende Erkänntniß der Nelkenflor und Mistbethe betreffend, einliefern solle"[1].

Ein anderes Decret vom 13. Mai 1740 weist auf verschiedene unangenehme Erfahrungen hin, welche dem Herzog sowohl die Genußsucht und Trägheit einzelner Beamten, als auch seine eigene Baulust bereitet hatten:

„Denen Cavaliers ist die Fourage in natura abzuziehen und solche an Gelde anzuschlagen, welches von dato an geschehen soll, dahero dem Oberjägermeister 3 und jedem Forstmeister 2 Pferde passiren, welche sie zum Reiten halten sollen, und wird ihnen die Fourage auf dem Lande hiermit gänzlich abgeschnitten. Hätte man vorigen Herbst bey wohlfeiler Zeit vor Hafer gesorget, so müßte man solchen jetzo nicht so theuer bezahlen, allein wenn man schmaussen und bei den Pachtern Forellen und welsche Hähne fressen soll, da ist man parat, und in zehn Jahren siehet Niemand nach der Wirthschaft und Felder, welches doch der Kammer verdammte Schuldigkeit ist. Wir seynd kein Geldsch . . . . ., sonsten wir denen Cameralisten ein ziemliches Capital auf die Nase avanciren würden und haben auch Unser Geld nicht gestohlen, allein wenn die Wirthschaft bei dem Bauwesen und Küch und Keller besser eingerichtet würden, das wäre besser, und hat der Oberjägermeister darauf zu bringen, daß das sämmtliche Bauwesen dieses Jahr zu Ende gehe, maßen Wir dabei abscheulich betrogen werden und die Baumeister mit denen Handwerks- und arbeitsamen Leuten unter einer Decke stecken."[2]

Mit derselben Entrüstung bekämpft der Fürst („von Gottes Gnaden Ernst August Herzog zu Sachsen, Jülich, Cleve und Berg, auch Engern und Westphalen") die Annahme von Präsenten und Besoldungen seitens der Präsidenten, Kanzler und Anderer ohne Bewilligung des Landesherrn, besonders aber die Einmischung der Damen in Sachen der Politik und des öffentlichen Lebens (24. November 1738).

---

[1] Mitgetheilt von Dr. C. A. H. Burkhardt, Grenzboten. 1876. III. 120. — Nach Vehse (XXVIII. 48. 49) war der Herzog ziemlich übergläubig und abergläubisch, glaubte „das wahre Philosophenlicht der Natur" erkannt zu haben, verordnete aber zugleich als „untrügliches Mittel zum Löschen der Feuerbrände": „in allen Städten und Dörfern hölzerne Teller, mit einem Feuerpfeile nach beigesetzter Zeichnung versehen, anzuschaffen, und diese Teller Freitags bei abnehmendem Monde zwischen 11 und 12 Uhr mit frischer Tinte und neuer Feder mit den Worten beschrieben: „An Gottes Allmacht liegts. Consummatum est", bei jeder vorfallenden Feuersbrunst im Namen Gottes in's Feuer zu werfen. Da Vehse sehr in Mißcredit ist (vielleicht mehr unliebsamer Wahrheiten, als mancher „Gerüchte" und „Klatschereien" wegen), so habe ich ihn für das Folgende nicht weiter als Zeugen benützt, mich indeß überzeugt, daß er jenen Mißcredit nicht in allen Punkten verdient.

[2] Mitgetheilt von C. A. H. Burkhardt, Grenzboten. 1875. IV. 278.

„Gleichwie Wir nun aber als Landesherr dergleichen üble eingeführte Gewohnheit gänzlich abgeschafft wissen wollen, maßen Wir selbst nicht verlangen, daß Uns bei jetzigen Geldklemmen Zeiten ein don gratuit verwilligt werde, da Wir doch Tag und Nacht in Unruhe und Mühe zum Besten des Landes Unsere Zeit zu bringen; Also ist Unser gnädigstes Begehren, Ihr wolltet fürs künftige Euch dergleichen der Landeshoheit nachtheiligen Freiheit gänzlich entäußern und keinem Menschen, er sey wer er wolle, ohne Unsere gnädigste Genehmhaltung ein Präsent verwilligen, noch weniger eine jährliche Bestallung setzen, um so mehr, da Uns als Landesfürsten die Disposition der Landes-Einkünfte zustehet, und Wir Uns von keinem Minister, Rath oder Dames maitrisiren lassen, und obwohl die Frau Ober-Hof-Meisterin, welche Euch in Ansehung ihrer und anderer dieserhalb einige Proposition thun lassen, eine kluge welterfahrene Hofdame ist, so hegt sie doch principia imperantia und mischet sich in Alles, welches Wir aber bey Unserem Leben nicht dulden werden, noch daß die Frauenzimmer-Seuche nach Unserem Tobte einwurzele, welches Wir einer getreuen Landschaft ernstlich verbiethen, allermaßen bekannt ist, daß die meisten Höfe durch die Reif-Röcke die größten und geheimsten Affairen den Fürsten zum Schaden und zum Verderb Land und Leute zu dirigiren gesuchet, wenn zumal die Diener von deren Befehl dependiren oder dependirt haben." [1]

Herzog Ernst August starb 1748. Sein Sohn, Ernst August Konstantin, zur Zeit seines Todes 11 Jahre alt, folgte ihm erst 1755 in der Regierung, starb aber schon drei Jahre später, noch nicht ganz 21 Jahre alt, an der Schwindsucht, und hinterließ zwei unmündige Kinder. Das ältere, Karl August, war 9 Monate alt; das andere, Prinz Konstantin, wurde erst 3 Monate nach des Vaters Tod geboren. So gelangte die Regierung schon 10 Jahre nach Ernst Augusts Ableben an die „Reifröcke", doch nicht gerade, wie er befürchtet hatte, zum vollständigen Verderb des Landes.

Die Herzogin Anna Amalia, welche durch Testament ihres Mannes als Vormünderin-Regentin eingesetzt wurde, war eine Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig, eine Nichte Friedrichs II. von Preußen, und am 24. October 1739 geboren. Als Kind von ihren Eltern nicht geliebt[2], ihren jüngeren Geschwistern nachgesetzt, wurde sie nach trüben, harten Jugendtagen schon als 16jähriges Mädchen dem Herzog E. August Konstantin angetraut, nach ihrem eigenen Ausdruck: „so wie man gewöhnlich Fürstinnen vermählt". Sie war gesund und lebens-

[1] Ebd. 1874. III. 80.

[2] F. Arndt, Mütter berühmter Männer. Anna Amalia, Herzogin von Sachsen-Weimar. Leipzig, Richters Verlagsanstalt. S. 17.

frisch, er schwach und schwindsüchtig. Mit 19 Jahren wurde sie schon Wittwe und Regentin. Die harte Behandlung, welche sie in den Jahren ihrer Kindheit erfahren, hatte ihren Geist weder niedergedrückt und verbittert, noch auch nach erlangter Freiheit in das entgegengesetzte Extrem gedrängt, wohl aber ihre Klugheit geschärft und ihrem Charakter eine muntere Elasticität gegeben. Ihre „Selbstbekenntnisse", nicht ohne rosiges Wohlgefallen an sich selbst geschrieben, verrathen einen feingebildeten Geist, ein gutes Herz, wohlmeinende Absichten, doch mehr Heiterkeit und Gefühl, als tieferen Ernst und Charakter. So zeigt sie sich auch in ihrem Leben: sie ist das muntere fürstliche Pendant zur bürgerlichen „Frau Rath", Elisabeth Textor, Göthe's Mutter. Ihre religiöse Bildung kann man nach katholischen Begriffen allerdings weder eine tiefe noch eine klare nennen. In Weimar war nicht die Kirche die Hauptsache, sondern das Schloß. Die Religion galt als eine hergebrachte Zuspeise des Lebens, aber nicht als dessen Kern und Alles belebende Grundkraft. So war Anna Amalia keine Ungläubige, in ihren Briefen kommen vielmehr manche fromme Sprüche vor, aber es möchte ihr schwer geworden sein, den dogmatischen Inhalt ihres Christenthums genau zu definiren. Wie ihr berühmter Onkel, kam sie mit wenig Dogmatik aus; die Moral bestand darin, zu leben und leben zu lassen. In frohen Tagen ging das gut, in trüben war man freilich um Trost verlegen. „Die Katholiken," klagt ihr Freund Wieland in einem Brief, „haben wenigstens ihr Venerabile, das ihre Zuflucht und feste Burg in allen ihren Nöthen ist; wir armen Lutheraner hingegen haben Niemand, als den lieben Gott, an den leider auch Niemand glaubt, weil er zu weit von unseren Sinnen ist und sich am Ende auch nicht viel um uns zu kümmern scheint. Wir sind also in allewege übel daran." [1] Dieser praktische Indifferentismus, nur dürftig noch mit etwas protestantischem Formelwesen umkleidet, war längst die Religion der meisten „Gebildeten", ehe Herder seine Humanitätsreligion formulirte und Göthe die „Mutter Natur" anrief.

Wie ernst Anna Amalia ihre Aufgabe als Fürstin erfaßte, bezeugt ein schon am 8. September 1759 an den Präsidenten ihres Geheimen Conseils, von Rhediger, erlassenes Promemoria:

„Da ich unter anhoffendem Göttlichen Beystand und Seegen die Ober-

[1] K. Wagner, Briefe an und von H. J. Merck. Darmstadt 1838. S. 178. (Der Brief ist vom 10. Aug. 1780.)

vormundschaftliche Regierung dieser Lande angetreten habe, um sie zum Nutzen und Bestand Meiner unmündigen Prinzen und deren Lande zu führen, so bin ich zuförderst der mir obliegenden schweren Verantwortung eingedenk, und um das in Mich gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen, erachte Ich Mich, so weit es das Mir von Gott gebotene Vermögen gestattet, schuldig, nach dem weisen Exempel Meines hochgeehrtesten Herrn Vaters Gnaden Mir die Mühe nicht verdrießen zu lassen, alles mit eigenen Augen zu sehen und mit eigenen Ohren zu hören." [1]

Indem sie versprach, den Conseilssitzungen fleißig beizuwohnen, verlangte sie zugleich, auch außer denselben stets genau über alles Laufende unterrichtet und berathen zu werden, die Munda selbst zu vollziehen, die beiliegenden Concepte zu signiren, alle Expeditiones nach bestimmtem Reglement durch ihren eigenen Cabinetssecretär an sich selbst gelangen zu lassen, von allen einlaufenden Schreiben rc. schon vor der Conseilssitzung Einsicht zu nehmen, jeden Sonnabend sowohl einen Kammer- und Kassen-Extract, als auch einen Auszug der Sitzungsprotokolle zu erhalten. Das war viel für eine junge Frau von zwanzig Jahren; man denkt unwillkürlich an Maria Theresia, wie sie in der Blüthe ihrer jugendlichen Schönheit den unendlich langen Berathungen ihrer altersgrauen Kronräthe präsidirte. Die Aufgabe war um so weniger ansprechend, als die Finanzen darniederlagen, von dem früheren Wohlstand des Hofes selbst nur dürftige Überreste vorhanden waren. Unter der langen vorausgegangenen Vormundschaft war weder für Erhaltung und Vermehrung der vorhandenen Kostbarkeiten, noch auch für die nothwendigsten Dinge gesorgt worden, selbst ein Theil der Dienerschaft war außer Thätigkeit gesetzt, wie ihre Hofdame, Henriette von Egloffstein, erzählt [2].

„In ähnlicher Lage," so meldet die Gräfin weiter, „befand sich die junge Herzogin hinsichtlich ihrer geistigen Bedürfnisse. Sie, die im Umgange feingebildeter Menschen aufgewachsen, gleichsam mit der Muttermilch die Liebe für Künste und Wissenschaften eingesogen hatte, und nur im Französischen sowohl mündlich als schriftlich mit Leichtigkeit sich auszudrücken vermochte, — weil damals die deutsche Sprache am Hofe ihres Vaters, wie in allen vornehmen Kreisen Deutschlands, als das Idiom der Roheit und Barbarei durchaus verpönt war, — sie, sage ich, mußte sich unter Halbwilde versetzt wähnen, da die meisten Weimaraner des französischen Jargons nicht mächtig und

---

[1] Karl Frhr. von Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia, Karl August und der Minister von Fritsch. Weimar, Böhlau. 1874. S. 26 ff.

[2] Ebd. 222 ff.

in ihren Sitten und Gebräuchen jenen Kleinstädtern zu vergleichen waren, welche Kotzebue so treffend schilderte, daß die Herzogin in spätern Jahren dadurch an die Zeit erinnert wurde, wo sie, von ähnlichen Wesen und Zuständen umringt, kaum auf eine Besserung der Lage zu hoffen wagte. Langeweile und die daraus entspringende Sucht zu Klatschereien herrschten in den Versammlungen der Weimar'schen Damen, von welchen sich die Männer wie überall, wo Cultur und Urbanität der Sitten noch nicht heimisch sind, auf's Strengste absonderten, um ihren brutalen Zeitvertreiben ungehindert nachgehen zu können."

So gesellte sich zu den ernsten Regentenpflichten Anna Amalia's die ungleich leichtere und angenehmere Aufgabe, das gesellige Leben ihres Hofes auf eine höhere Stufe der Bildung zu bringen: mit der Lösung beider Aufgaben verschmolz sich von selbst eine dritte, die höchste Herzens- und Staatsangelegenheit der Fürstin und Mutter: die Heranbildung ihrer beiden Söhne zu tüchtigen Fürsten.

Was die erste dieser drei Aufgaben betrifft, so ist es sicher nicht dem bloßen Glück, sondern auch der Klugheit und dem Scharfblick der jungen Fürstin zuzuschreiben, daß sie für die Leitung der Staatsgeschäfte ebenso gewandte und sachverständige, als treue und redliche Männer fand. Am meisten schätzte sie unter diesen Christoph von Greiner, einen früheren Lehrer ihres Gemahls, den sie 1761 zum Mitglied ihres Geheimen Conseils ernannte, und der, 1763 vom Kaiser geadelt, ihr bis zum Jahr 1772 als treuer Berather zur Seite stand. Sie glaubte an ihm einen wahren Schatz gefunden zu haben.

„Er war," sagt sie, „nicht von den außerordentlichen, großen Köpfen, aber ein geraddenkender, mit viel Vernunft begabter Mann. Er hatte von unten auf zu dienen angefangen, also daß er in den Geschäften sehr wohl unterrichtet war und sich viele Kenntnisse darin erworben hatte. Ein feines Gefühl beseelte ihn, also war er einer wahren Freundschaft fähig. Er war Freund seiner Freunde; seine Seele war zu edel, als daß er schmeicheln konnte. Dieses war der Mann, in dessen Arme ich mich warf; ich liebte ihn als meinen Vater. Von ihm habe ich die Wahrheit kennen und sie liebgewinnen lernen." [1]

Nach seinem Tode 1772 trat der Geheime Rath Thomas von Fritsch (geb. 1731, seit 1756 im Staatsdienst, seit 1762 Mitglied des Conseils) als Conseilspräsident an die Spitze der Geschäfte, und leistete der Fürstin manche gute Dienste, besonders, als allerhand Mißhelligkeiten wegen der Prinzenerziehung, Finanz- und Verwaltungsschwierigkeiten sie 1773 so

[1] Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia. S. 29.

entmuthigten, daß sie von der Vormundschaft sobald als nur möglich zurücktreten wollte.

Die Geschäftstüchtigkeit dieser Männer vermochte es indeß nicht zu hindern, daß das Land in den letzten Jahren des siebenjährigen Krieges (bis 1763) hart mitgenommen wurde und auch unter dessen Folgen litt. Trotz aller ihrer schönen Gesinnungen und Vorsätze scheint die Herzogin wenig oder nichts gethan zu haben, um durch Einschränkung des Hofes die Lage ihres Landes und Volkes praktisch zu erleichtern. Wenigstens stellte ihre Hofverwaltung im Jahre 1760, also noch im Kriege, einen Etat von 57253 Thalern auf und preßte dadurch dem Geheimrath Nonne die amtliche Klage ab: „Die armen Unterthanen werden bis auf den letzten Blutstropfen ausgesaugt, und an dem Hof der besten Fürstin, einer wahren Mutter der Unterthanen, soll zu der Zeit nur Pracht und Überfluß herrschen!“ [1]

Einem ähnlichen Zug begegnet man öfter an den Fürstenhöfen jener Zeit: in Briefen und Actenstücken die herrlichsten „philosophischen“ Gesinnungen von Fürstentugend, Milde, Menschlichkeit, Väterlichkeit, Mütterlichkeit — — und dabei im Lande Steuerdruck, Noth der Unterthanen — und bei Hofe glänzende Lustbarkeiten, kostspielige Feste, Theater, Bälle und Redouten. In Paris war das ja auch so und Paris galt als das Muster der Höfe.

Da die junge Herzogin keine höheren Ideale vor sich hatte (denn an die liebenswürdige Schutzheilige Thüringens, die hl. Elisabeth, dachte sie wohl nie), so ist es leicht erklärlich, daß sie der äußeren Ausstattung, dem Vergnügen und der Unterhaltung ihres Hofes mehr Sorgfalt zuwandte, als den Interessen ihres Volkes, ja daß mit ihr gerade eine Ära größeren Aufwandes am Weimarer Hof begann.

Nach Wieland war Anna Amalia „telle qu'elle est, eines der liebenswürdigsten Gemische von Menschlichkeit, Weiblichkeit und Fürstlichkeit“. Schiller war weniger gut auf sie zu sprechen. „Ihr Geist,“ schrieb er an Körner, „ist äußerst bornirt, nichts interessirt sie, als was mit Sinnlichkeit zusammenhängt: diese gibt ihr den Geschmack, den sie für Musik und Malerei u. dgl. hat oder haben will.“ [2] Dieses Urtheil ist unzweifelhaft zu hart; aber es ist auch etwas Wahres daran. Die Herzogin war eine heitere, sinnliche, lebenslustige Natur und fühlte selbst

[1] C. A. H. Burkhardt, Aus Weimars Culturgeschichte. Grenzboten 1871. II. 650, Anm.

[2] K. Gödeke, Schillers Briefwechsel mit Körner. Leipzig 1874. I. 74.

das Bedürfniß, vor Allem so gut als möglich für ein fröhliches und unterhaltendes Hofleben zu sorgen. Sie zeichnete und musicirte, interessirte sich für Gesang und Poesie, ritt und verkleidete sich gern, tanzte gern und tanzte gut. War ihr Gesicht nicht sonderlich anmuthig, so wurden dafür ihre kleinen Füßchen bewundert. Fast täglich legte sie neue Schuhe an. Die Damen wetteiferten, ihr die schon getragenen abzukaufen und ihren eigenen Fuß in dieselben zu quälen, die Herren trugen den Fuß der Herzogin in Gold nachgebildet an der Uhrkette[1].

Schon kurz nach ihrer Verheirathung mit Herzog August Constantin, den 1. November 1756, — also eben nach Ausbruch des siebenjährigen Krieges, wurde in Weimar die Truppe des Schauspielers Karl Theophil Döbbelin angeworben. Nach dem Bestallungsdecret erhielt Döbbelin 6800 Reichsthaler, wofür er die ganze Schauspielergesellschaft zu stellen hatte. Die Beleuchtungskosten mußte der Hof auch noch übernehmen. Eine kostspielige Sache für einen Hof, dessen ganzer Haushalt 60000 Thaler nicht überstieg! Als Döbbelin Ende April 1757 Weimar verließ, übernahm der Hof die Gesellschaft, ein Kammerjunker von Dürkheim ward Intendant, das Theater zum förmlichen Hoftheater. Es war das dritte, welches Deutschland besaß. Schon im September indeß gerieth die Hoftheaterkasse in Schulden, am 20. d. M. mußten alle Gehälter auf ein Drittel reducirt werden, das „theure" Vergnügen aber wurde trotz der Kriegsnöthen nicht preisgegeben. Vielmehr nahm man die Schauspieler in den Hof- und Adreßkalender auf. Vom Herbst 1768—1771 spielte in Weimar die Koch'sche Truppe, ihr folgten 1771 bis 1774 der Schauspieler Seyler und die Seinigen, und spielten wöchentlich dreimal, bis am 5. und 6. Mai 1774 mit dem herzoglichen Schloß auch das Theaterlokal ein Raub der Flammen ward. So erhielt Weimar durch Anna Amalia ein ständiges Theater, und wurde gleichzeitig zur eigentlichen Wiege der deutschen Oper und Operette[2].

Wie das musikalische Element auf der Bühne begünstigt wurde, so wurde es auch sonst in Concerten, Musikaufführungen und Abendgesellschaften emsig gepflegt. Als Hofmusikus berief die Herzogin 1767 den Kapellmeister Ernst Wilhelm Wolff von Gotha. 1772 kam der Componist A. Schweitzer aus Coburg von Italien zurück und componirte Wielands „Alceste", die erste deutsche Oper, die am 28. Mai 1773 zum ersten

[1] Burkhardt, Aus Weimars Culturgeschichte, Grenzboten 1871. II. 650.

[2] Ernst Pasqué, Göthe's Theaterleitung in Weimar. Leipzig 1863. I. 10—29.

Mal aufgeführt wurde[1]. Zu dieser Begünstigung der Musik trug wohl nicht wenig die persönliche Liebhaberei der Herzogin bei, ihr Gefallen am französischen und italienischen Singspiel, dann die noch fühlbare Armuth der deutschen Dramatik, endlich aber auch die Gewalt der Mode und des bloßen Vergnügens. Bei einer Operette braucht man nicht so viel zu denken, als bei einem ernsten Trauerspiel; die Sinne aber finden dabei besser ihre Rechnung.

Putz, Vergnügen und Pracht aber liebte die Herzogin augenscheinlich. Neben den regelmäßigen Theatervorstellungen und Concerten fanden glänzende Hoffeste, Bälle, Redouten, Picknicks, Vergnügungsfahrten statt. Frisur und Toilette nahmen viel Zeit, Putz und Garderobe viel Geld in Anspruch. An Sonn- und Festtagen ließ sich die Herzogin auf der Esplanade sehen, vor ihr ging der Hofmarschall einher, ein Page trug die Schleppe, dann folgten die übrigen Pagen, Läufer und Haiducken, auch ein Zwerg fehlte nicht. Bei Vergnügungsritten begleitete sie ein größeres glänzendes Gefolge. Im Winter wurden große Schlittenpartien gehalten, in buntbemalten zweispännigen Schlitten, welche Muscheln, Schwäne, Drachen u. dgl. vorstellten. Im Schlitten saß gewöhnlich nur eine Dame in großer Gala, während vom hinteren Sitze des Schlittens aus der Cavalier die reichbehangenen Pferde lenkte. Zwischen den Schlitten ritten je nach Rang und Stand der Dame zwei bis drei Cavaliere einher und Haiducken und Läufer knallten mit ihren Peitschen[2]. Nicht weniger Freude hatte Anna Amalia am Spiel, an Hoffesten und Bällen. Ein Reisender, der Weimar 1770 besuchte, erzählt[3]:

„Diesen selben Abend war Redoute auf dem Rathhause, das Billet zu einem Gulden. Der Hof fuhr um acht Uhr hin. Die Herzogin war prächtig en domino und brillirte auch sonst mit ihrem Schmuck von Juwelen. Sie tanzt schön, leicht und mit vielem Anstand; die jüngeren Prinzen, die en Zéphir und en Amour maskirt waren, tanzten auch sehr gut. Die ganze Maskerade war sehr voll, animirt und eine Menge artiger Masken. Es war auch ein Pharaotisch da, der geringste Point war ein halber Gulden. Die Herzogin setzte immer Laubthaler und halbe Louisd'or. Da sie aber sehr gern tanzte, so spielte sie auch nicht lange. Sie tanzte mit jeder Maske, die sie aufnahm, und blieb bis früh um drei, da fast alles aus war."

Von einer anderen Redoute erzählt derselbe Reisende:

---

[1] Pasqué II. 353 ff.
[2] Grenzboten 1871. II. 651 ff.
[3] Lewis (Frese). 1877. I. 349. Ausführlicher bei Vehse XXVIII. 61 ff.

„Die Herzogin war en reine grecque, eine sehr prächtige Maske, die ihr wie Alles sehr gut ließ. Es war heute ungemein voll, brillant und belebt auf der Redoute, und waren auch einige Studenten da von Jena. Zu der letzten Redoute schickte mir die Herzogin eine ihr eigene Savoyarden-Maske; ich wurde bei der Gräfin von Görtz angezogen, von ihrer Kammerjungfer als Dame frisirt und erschien nebst dem jungen Grafen Görtz, der auch so gekleidet war, bei Hofe, aß so bei der Tafel und fuhr mit dem Hofe auf die Redoute; sie dauerte bis sechs Uhr."

Während die Herzogin so dem kleinen Weimar einen für seine Verhältnisse glänzenden und amüsanten Hof verschaffte, trug sie auch für die Erziehung ihrer beiden Söhne eine ganz der Richtung und dem Geiste der Zeit entsprechende Sorge.

Sobald der Erbprinz drei Jahre alt war, berief sie den Gymnasiallehrer Johann Wilhelm Seidler aus Braunschweig, um dessen Heranbildung zu leiten. Seidler kam denn im Frühjahr 1761 nach Weimar[1]. Er scheint es gut gemeint zu haben, wollte einen rechten Vater des Vaterlandes aus seinem jungen Zögling machen: „Er muß sich klar werden, daß er der Vater seines Landes, er muß ein Herz, das nur die Religion bildet, für alle seine Kinder haben, ihm muß die harte und saure Arbeit des Bauernstandes ebenso bemerkenswerth sein, als das künstliche schönste Meisterwerk." So meinte der brave würdige Scholarche und gab sich redliche Mühe, seinen Prinzen, nach sokratischer Methode, auf religiöser Grundlage, vor Allem im Latein, in der Geschichte und im Rechnen voranzubringen, nährte indeß in ihm allzusehr das prinzliche Bewußtsein, was später der Mutter und den andern Erziehern Schwierigkeiten bereitete. Noch im selben Frühjahr sah sich Anna Amalia nach einem anderen Pädagogen für den kleinen Karl August um und berichtete am 4. Mai (1761) an ihr Geheimes Conseil über ihre Umschau:

„Endlich bin ich bei dem Grafen Görtz stehen geblieben, und ich glaube von ihm versichern zu können, daß er Christ im vollsten Sinne des Wortes, ein trefflicher Mensch, ohne Widerspruch im großen Ganzen wie in den einzelsten Beziehungen die herrlichsten Eigenschaften in sich vereinigt. Geist und Welt sind ihm eigen, er gehört zu denen, die mit Freudigkeit die Dinge erfassen, ihn zeichnen Kenntnisse aus, die er durch Fleiß, Lectüre und ernstes Studium der Wissenschaft zu vermehren strebt."[2]

Über sein Bischen satirische Schalkhaftigkeit beruhigte sie sich, da

[1] C. A. H. Burkhardt, Jugend und Erziehung Karl August's von Weimar. Westermann's Monatshefte 1865, Febr. S. 460 ff.

[2] Ebd. S. 463.

dieselbe ohne Bosheit sei; früher sei er allerdings dem Spiel ergeben gewesen, habe aber auf dieses Vergnügen schon längst verzichtet.

Graf Görtz war ein tüchtiger Hofcavalier. Er hatte in Leyden studirt, dann im Haag und in Straßburg sich für die diplomatische Thätigkeit herangebildet. Mit 24 Jahren wurde er Regierungsassessor in Weimar, kam aber mit dem mürrischen Minister von Bünau nicht aus und siedelte deßhalb nach Gotha über, von wo er erst 1759 wieder nach Weimar zurückkehrte. Auch er faßte das Erziehungswerk mit hohem Ernste auf, visirte vielleicht nur etwas zu hoch für einen Prinzen von 4 Jahren und 8 Monaten.

„Ehrfurcht und zärtliche Liebe gegen die Mutter, gleiches Wohlwollen gegen alle, die ihn umgeben und unter ihm stehen, deren Wohl zu fördern die höchste Aufgabe sein muß, erklärte er als höchstes Ziel, das nur mit wahrem religiösen Sinn, der sich in der Wirklichkeit an jeder Stelle offenbaren müsse, zu erstreben sei. Der Prinz müsse zunächst in Demuth inne werden, daß die Vorzüge seiner Stellung dem Glück und der göttlichen Vorsehung zu verdanken und daß vor Allem das Gefühl für das Recht wach zu halten, Schmeichelei, Ohrenbläserei als das schädlichste Gift und als die Pest der Fürsten fern zu halten sei."

Hohe Gedanken für den Kleinen, der bald roth und weiß, bald blau und lila gekleidet, mit seinen polnischen Orden, seiner grünen ungarischen Weste, seinen dreifach mit Silber bordirten Beinkleidern, mit Säbel und Säbeltasche, Dolman und Quastenmütze im Hof von Belvedere herumstolzirte!

Tracht, Einrichtung und Sitten des Hofes entsprachen sonst bis dahin dem von Paris aus dictirten Modegeschmack der Zeit. Die Hofsprache war noch vorzugsweise das Französische. Anna Amalia selbst schrieb besser französisch als deutsch. Bei Hofversammlungen war Karl August als Prinz noch ausstaffirt, wie die Prinzen am Hofe Ludwigs XV. Die Kleidung bestand aus einem starr gestickten Rocke mit langen Schößen und Aufschlägen, in einer ebenso gestickten langen Weste, in einem Degen mit einer Menge Bandschleifen, in einem großen Federhut unter dem Arme und in seidenen Strümpfen mit abgestumpften Schuhen und großen silbernen Schnallen; der Kopf war dabei mit einem hohen wohlgekräuselten Toupet und zwei dicken Locken, beide mit Pomade und Puder reichlich durchknetet, geschmückt und den ganzen Putz vollendete ein großer Haarbeutel, der in zwei breiten schwarzen Bändern, einem sog. Postillon d'amour, vorn über die Brust weglief.

Karl August entwickelte sich rasch und war bald seinem Bruder

weit voraus. Er konnte mit fünf Jahren schon gut lesen, las viel und bunt durcheinander, und schloß sich lieber an Ältere und Erwachsene an, als an Altersgenossen. Bei der noch obwaltenden Herrschaft des Französischen lernte er auch diese Sprache früher schreiben, als die deutsche.

Die Prinzen hatten ihre eigene Hofhaltung in einem Pavillon des Schlosses Belvedere. Nur Abends 6—7½ Uhr hatten sie frei, um die Mutter zu besuchen. 400 Thaler waren jährlich dem Erbprinzen zugetheilt, um davon Almosen zu geben. So gut es Graf Görtz meinen mochte und so strenge er die Prinzen hielt, so fehlte doch im Unterricht eine richtige gleichmäßige Methode, und seine Erziehungskunst ging nicht weiter, als die verschwommenen Sentimentalitäts- und Humanitätsideen Basedows, die damals zwar Epoche machten, aber eine gesunde Grundlage nicht darboten. Ovid wurde vor Eutrop gelesen, Genealogie und Heraldik der Geschichte vorausgeschickt. Vom 7. Jahre an wurde Karl August so wild und unfügsam, daß Görtz fast seiner Aufgabe zu erliegen glaubte. Mit dem 9. Jahre wurde es indeß wieder etwas besser. Karl August übersetzte mit Leichtigkeit die schwersten Stellen aus Livius, machte in Mathematik und Physik gute Fortschritte und trieb vor Allem mit Eifer Ernestinische Geschichte. Musik liebte er nicht, mit dem Französischen ging es langsam, doch las er mit 12 Jahren Voltaire und Molière mit ziemlicher Geläufigkeit. Während er sich noch an Robinsonaden freute, fielen ihm Wielands Schriften in die Hände und machten großen Eindruck auf ihn. Gerne hätte er den Aufenthalt gewechselt, um fremde Städte und Länder zu sehen; doch die Mutter ging auf diese jugendlichen Wünsche nicht ein.

Nachdem der Prinz indeß 1771 nach vorhergehender Prüfung die Confirmation erhalten hatte, entsprach sie dem dringenden Vorschlag des Grafen Görtz, das Studium der Philosophie in Angriff nehmen zu lassen. Man dachte an Mayr in Jena und an den Geheimrath Schmidt. Anna Amalia wollte den Abt Jerusalem in Braunschweig als Lehrer für ihren Sohn gewinnen, doch dieser lehnte ab. Nach einigen Unterhandlungen wurde statt seiner Christoph Martin Wieland angeworben und traf am 28. August 1772 in Weimar ein. Sein fürstlicher Schüler Karl August zählte 15 Jahre. Ein großer Philosoph war Wieland nicht, aber mit seinem Eintritt begann Weimars sogenannte klassische Periode.

---

2. Wieland und der junge Herzog Karl August.

1772—1775.

„Die schöne Lili glaubte, ein Mann, der die Gabe hatte, ihr besser als irgend ein Anderer die Zeit zu vertreiben, und überdieß die nieblichsten kleinen Verse machte, müsse nothwendig auch die Gabe haben, einen König zu bilden. Der Prinz bekam also einen schönen Geist zum Hofmeister."

Wieland. Der goldene Spiegel der Könige von Scheschian.

„Die Hofmeister junger Fürsten, die ich kenne, vergleiche ich Leuten, denen der Lauf eines Baches in ein Thal anvertraut wäre; es ist ihnen nur darum zu thun, daß in dem Raum, den sie zu verantworten haben, alles fein stille zugehe; .... wird der Knabe majorenn erklärt, so gibt's einen Durchbruch und das Wasser schießt mit Gewalt und Schaden seinen Weg weiter und führt Steine und Schlamm mit fort." Göthe.

Der Pfarrerssohn Christoph Martin Wieland von Biberach (geb. 5. Sept. 1733) war Göthe um 16 Lebensjahre voraus und repräsentirte schon ein ansehnliches Kapital deutscher Literaturgeschichte, als er in Weimar einzog. Seine durchaus pietistische Erziehung in Klosterbergen und Erfurt wurde schon frühe durch eine bunte Allerlei-Lectüre durchkreuzt. Der Mysticismus siegte anfänglich über die Versuchungen zur Freidenkerei, zu heidnischer Philosophie und lockerer Lebensanschauung. Die Liebschaft, welche der 17jährige Gymnasiast mit Sophie von Gutermann, der späteren La Roche, anfing, hielt sich in platonischen Gefühlen. In Tübingen, wo er dann unter dem Titel juristischer Studien poetisirte, schrieb er ein Lehrgedicht über die „Natur der Dinge", einen „Anti-Ovid" und „Moralische Erzählungen". Von Bodmer in Zürich 1752 mit Liebe aufgenommen, schloß er sich ganz dessen ernster Richtung an, dichtete die „Prüfung Abrahams", schwelgte in süßlich-frommen Empfindungen und Betrachtungen, verurtheilte Ovid, Gleim und Petrarca, und brachte es in der ästhetischen Entsagung so weit, zu sagen: „Wer in der Gleichgiltigkeit gegen die Religion keine Ehre suche, müsse das schlechteste Kirchenlied dem reizendsten Lied eines Uz unendlich vorziehen." Dieser übertriebene Rigorismus hatte jedoch keinen Rückhalt, weder in klaren,

festen Grundsätzen, noch in einem kräftigen, energischen Charakter. Wieland war eine weiche, empfindsame, sinnliche Natur. Seine Frömmigkeit war ein unklarer Gefühlsdusel, seine poetische Tugendstrenge jugendliche Schwärmerei. Je kühner er in seraphischen Welten geschwärmt hatte, desto schroffer wendete sich das Blatt, als ihm das Auge für die Schönheiten des lachenden Diesseits aufging und er von seinen Jugendsympathien und aus den Träumen „unschuldiger Menschen“ erwachte. Nun schüttete er das Kind mit dem Bade aus und ward ein erotischer Dichter. Die Seraphim und Cherubim verwandelten sich in Musen und Grazien, die tugendschwärmerischen Engelsseelen in griechische Kupplerinnen und Hetären, er vertauschte Sokrates und Plato mit Lucian und Epikur und wurde nicht müde, das Glück seiner „Bekehrung“ in Versen und Prosa, kleinen Dramen und langgesponnenen Romanen, mit altgriechischer, orientalischer, spanischer und deutscher Staffage, weich, lüstern, geil, verführerisch, in allen Tonarten, aber immer mit demselben Refrain zu beschreiben. Dieser Refrain ist das Lob der richtigen altheidnischen Göttin Venus, die mit ihren Musen und Grazien das eigentliche Glück dieses Lebens ausmachen soll. In den verschiedensten Balletfiguren wird sie immer und immer wieder aufgespielt; nur gegen den Schluß hin übergibt der Dichter gewöhnlich seinen Rosa-Farbentopf dem Tizian und läßt den Vorhang fallen. Eine Fülle sprudelnder Phantasie, geistreichen Witzes, trefflichen Erzählertalents und poetischer Eingebung wurde fürder an das unsauberste Geschäft verschwendet, was es gibt.

Wieland soll nicht ganz so schlecht gewesen sein, als seine erotischen Dichtungen ihn erscheinen lassen[1]. Allerdings spricht er davon, daß er sich in Zürich „ein Serail gehalten“, dann liebelte er in Bern mit der Pfarrerstochter Julie Bondeli, der späteren Freundin Rousseau's, machte in Biberach der unterdessen verheiratheten Sophie La Roche den Hof, heirathete indeß schließlich im Herbst 1765 eine Augsburger Kaufmannstochter, Dorothea Hillenbrand, eine ganz schlichte Person ohne romantisch-literarische Vorzüge und lebte mit ihr in langer, ungetrübter

[1] So urtheilte Friedr. Leopold zu Stolberg, der in einem Briefe vom 27. Nov. 1775 an „Puletchen“ sagt: „Glaube nicht, daß ich Wielands vertrauter Freund sein möchte, dazu werde ich immer zu viele griefs gegen ihn haben, aber für einen ebenso interessanten als angenehmen Mann, und für einen Mann, dessen Herz viele gute Seiten hat, muß ich ihn halten.“ Janssen. Stolberg. I. 62. Doch bezeugt Wielands Privatcorrespondenz deutlich genug, daß er an allem Gemeinen und Schmutzigen die herzlichste Freude hatte und im Sinnengenuß das höchste Glück des Lebens sah.

Ehe, ohne galante Abenteuer, als würdiges Haupt eines sehr zahlreichen Familienkreises. Nach 20 Jahren hatten sie schon 14 Kinder, und der Patriarch plagte sich redlich, um durch rastlose Thätigkeit für Aller Erziehung und Zukunft zu sorgen. Ein Gemälde auf der Bibliothek in Weimar hat das Andenken dieses respectabeln und gemüthlichen Familienkreises in lebendigen Zügen erhalten. Wer sollte in dem soliden Familienvater den frivolsten der deutschen Classiker vermuthen? Und doch war es so.

Während der gutherzige Schwabe alle Pflichten eines braven Ehegatten und Familienvaters erfüllte, kramte er als Gelehrter und Literat mit unermüdlichem Fleiße nicht nur in den wahren Schätzen des classischen Alterthums, sondern auch in allem Schmutz der antiken Mythologie, Poesie, Geschichte und Philosophie, in allem Quark französischer Freidenkerei und Romanliteratur herum, holte sich auch bei Engländern, Spaniern und Italienern mehr das Schlechte und Unsaubere, als das Gute und Schöne zum literarischen Gebrauch zusammen und destillirte aus dem bunten Mischmasch seiner Belesenheit eine Lebensphilosophie des heitern Genusses, die weder recht hellenisch, noch ganz modern französisch, weder grundheidnisch, noch auch christlich, weder stoisch, noch ganz epikuräisch, einen bequemen, heitern Mittelweg sucht, um hier auf Erden möglichst wenig zu leiden und möglichst viel zu genießen. Die Sinnlichkeit muß im Zaum gehalten werden, damit sie nicht durch Ausschreitungen sich selbst und den Genuß des Lebens zerstört, Geist und Gemüth muß gepflegt werden, um die Sinnlichkeit zu heben und zu veredeln, Leib und Geist müssen sich nicht ascetisch bekämpfen, sondern ein gemüthliches Compromiß schließen, bei dem jeder seinen Antheil bekommt, und dieses Compromiß bietet die sinnlich-geistige „Liebe", die Verschmelzung des Schönen mit dem Guten, die harmonische Verbindung des Genusses und der Pflicht. Aus all den langen Philosophiekapiteln seiner Romane schaut übrigens schließlich immer der lächelnde Epikuräer heraus, der in seiner Jugend die Stoiker so gut wie die überirdische Schönheit der Venus Urania satt bekommen und sich nun spottend an ihnen rächt. In manchen Produkten seiner Muse aber, wie in der Musarion, in der Geschichte des Agathon, in den Abenteuern des Don Sylvio, in Idris und Zenide, dem neuen Amadis, den Grazien, dem verklagten Amor, tritt der schlüpfrige Kern seiner Lebensweisheit so unverschleiert hervor, daß man sich schon billig verwundern könnte, wie Anna Amalia einem solchen „Christen" und „Philosophen" die philosophische Bildung ihres Erbprinzen anvertrauen

mochte. Der jungen Herzogin ist dieß indeß eher nachzusehen, als dem greisen Erzbischof-Kurfürsten Joseph Emmerich, daß er ein paar Jahre zuvor (1769) den „bekehrten" Wieland zum Professor primarius der Philosophie und zum Kurmainzischen Regierungsrath in Erfurt ernannt hatte. Das war auch ein Zeichen der Zeit.

In Erfurt schrieb Wieland den „Nachlaß des Diogenes von Sinope", das berüchtigte Gedicht Kombabus, die Reisen und Bekenntnisse des Priesters Abulfanaris, den kleinen Roman Koxkox und Kickequetzel, und stellte dann in seinem „Goldenen Spiegel der Könige von Scheschian" den Regenten Deutschlands sein Fürstenideal auf. Diese von Fürstentugend und Menschenwohl überströmende Schrift scheint die Herzogin Amalia zunächst für die Berufung Wielands entschieden zu haben. Wieland hatte unterdessen Gelegenheit gehabt, den Prinzen in Erfurt näher kennen zu lernen und schrieb am 22. März 1772 an die Mutter:

„Der Prinz wird nicht leicht gerührt; die Eindrücke, die er empfängt, zeigen sich wenig nach außen, und es ist nicht sehr leicht, seine Seele zu erschüttern. Es ist dieß keineswegs etwa die Sucht, sich über die andern Sterblichen zu erheben; es ist wohl mehr ein Fehler seines Temperaments; aber dieser Fehler hängt mit großen Tugenden zusammen; — — es ist dieser hohe Grad von gesunder Vernunft, diese natürliche Richtigkeit des Verstandes, diese Begierde, sich zu unterrichten, diese Liebe zur Wahrheit, dieser Widerwille gegen die Schmeichelei, die der Prinz ohne alle Frage im höchsten Maße besitzt. — — Das sind lauter vortreffliche Anlagen. Man mache aus ihm einen aufgeklärten Fürsten, und ich stehe für sein Herz ein." [1]

Anna Amalia war ganz entzückt über den herzenskundigen Philosophen, that die nöthigen Schritte beim Kurfürsten, um Wielands Entlassung zu erlangen und empfing ihn am 1. Juni (1772) huldreichst in Weimar. Es wurden ihm für jetzt ein Jahresgehalt von 1000 Thalern, für später eine lebenslängliche Pension von 600 Thalern zugesichert. Görtz, der schon früher für Wieland operirt hatte, war bald dessen innigster Freund. Wieland suchte sich in seinem pädagogischen Wirken freien Spielraum zu bewahren. „Über die Art und Weise meines Unterrichts," sagt er in seinem Exposé vom 28. August, „werde ich mich nicht näher erklären können. Alles wird sich nach den besonderen Fähigkeiten und Bedürfnissen des Lernenden richten und ich kenne mehr als einen Weg zum Tempel der Weisheit."

Zu diesen Wegen gehörte am wenigsten die Religion, aber vor

[1] Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia. S. 41.

Allem das Theater. Indem er seiner sonstigen Tugendlehre eine officiell-frömmere Wendung gab, bearbeitete der unermüdlich schreibselige Literat nach Xenophon die „Wahl des Herkules" für die Weimarer Bühne und ließ sie durch seinen Freund, den Kapellmeister Anton Schweitzer, in Musik setzen. Die beiden Frauenzimmer, Arete, die Tugend, und Kakia, die wollüstige Unthätigkeit, stritten sich in rührendem Duett um den jungen Prinzen Herkules:

Kakia: „In meinen Armen
Winkt dir der Liebe Glück
Und du entfliehest?
Arete: Dir winket Götterglück
Und du verziehest?"

Nur mit Mühe entschließt sich der Götterjüngling, die Sirene Kakia zu entlassen, worauf ihm Arete eine lange Tugendarie singt und zuletzt ihre Sopranstimme mit seinem Tenor vereint:

Beide: „Dich hab' ich mir erkoren,
Du bist } dazu geboren
Ich bin }
Den Göttern gleich } zu sein." [1]
Auf ewig dein }

Das tugendhafte Festspiel, am Geburtstag des Prinzen mit Gesang und Musik aufgeführt, kam dem Geschmack sowohl als der Tugend und Lebensphilosophie der Mutter-Herzogin sehr anmuthig entgegen. Aber schon nach Jahresfrist war sie über die Pädagogik ihres Haus-, Hof- und Staatsphilosophen vollständig ernüchtert.

„Ich komme jetzt auf Wieland," schreibt sie am 9. Dec. 1773 an den Minister v. Fritsch, „er ist ein Mann von gefühlvollem Herzen und ehrenwerther Gesinnung; aber ein schwacher Enthusiast, viel Eitelkeit und Eigenliebe; ich erkenne leider zu spät, daß er nicht gemacht ist für die Stellung, in der er sich befindet; er ist zu schwärmerisch für die jungen Leute, zu schwach, um ihnen die Spitze zu bieten, und zu unvorsichtig, in seiner Lebhaftigkeit hat er das Herz auf der Zunge; wenn er sich verfehlt, so ist das mehr aus Schwachheit als aus bösem Willen; so sehr er durch seine Schriften gezeigt hat, daß er das menschliche Herz im Allgemeinen kennt, so wenig kennt er das einzelne Herz und die Individuen; er hört zu sehr auf die Schmeichler und überläßt sich ihnen; daher stammt die große Freundschaft zwischen ihm und dem Grafen Görtz, der ihm in der unerhörtesten Weise schmeichelt: Wieland von seiner Seite

[1] Wielands Werke (Hempel) XXIX. 145—160.

schmeichelt wieder dem Grafen, und beide vereinigt schmeicheln meinem Sohne, — so daß nichts als Schmeichelei oben bei meinen Kindern herrscht."[1]

Gerne hätte die Herzogin die beiden Erzieher entfernt, sie fürchtete aber allzugroßen Eclat zu machen. Niedergedrückt und des Lebens müde, welches sie zu führen gezwungen wurde, dachte sie daran, die Regentschaft niederzulegen, sobald Karl August das 17. Jahr erreicht hätte. Fritsch hielt sie davon ab, bestimmte sie aber, den Prinzen durch Eintritt in's Conseil allmählich in die Regierungs-Angelegenheiten einzuweihen und ihm zugleich eine besondere militärische Erziehung zu Theil werden zu lassen.

Als militärischer Erzieher wurde noch im selben Jahre Karl Ludwig von Knebel (geb. 1744) angeworben, ein geistreicher, sehr allseitig gebildeter Offizier, der zehn Jahre zu Potsdam in preußischen Diensten gestanden[2], nunmehr aber seinen Abschied genommen hatte. Der Prinz von Preußen hatte ihn an die Herzogin empfohlen. Bei einem 14tägigen Aufenthalt gefiel er dieser so gut, daß sie ihn einlud, die weitere Erziehung des Prinzen Konstantin zu übernehmen. Knebel kam im Juli des folgenden Jahres (1774), zu spät indeß, um dem einmal verpfuschten Erziehungswerk eine bessere Wendung zu geben. Weimar war inzwischen von einem harten Unglück betroffen worden. Am 5. und 6. Mai wurde das ganze herzogliche Residenzschloß ein Raub der Flammen. Bibliothek und Theater verbrannte, das Archiv wurde nur theilweise gerettet. Ein Theil der herzoglichen Gelder wurde wieder aufgefunden, aber das Silber war in den Holztruhen geschmolzen. Den ganzen Verlust schlug man auf 300 000 Thaler an[3].

Die Herzogin bezog vorläufig ein stattliches Wohnhaus an der Esplanade, welches der Minister von Fritsch, erst kürzlich verheirathet, für sich selbst eingerichtet hatte, das er aber alsbald der wohnungslosen Fürstin anbot. Diese Wohnung behielt sie später, das Haus heißt noch heute das Witthums-Palais. Um für den Erbprinzen eine passende Wohnung zu finden, gab sich Anna Amalia selbst alle erdenkliche Mühe, da es mit dem Bau eines neuen Schlosses voraussichtlich lange dauern konnte. Sie lief mit ihrem Oberhofmarschall von Witzleben in der ganzen Stadt herum, sah sich alle denkbaren Häuser an, aber umsonst

[1] Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia. S. 57.

[2] Als „blauer Sklave", wie Düntzer bemerkt. Aus Karl Ludwig von Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette. Jena 1858. S. 1.

[3] Springer, Anna Amalia. I. 9.

— — der Prinz hatte sich in den Kopf gesetzt, die Frage selbst zu entscheiden, und entschied sie auch.

Seine Wahl war die thörichteste, die er treffen konnte. Er wählte das noch nicht fertig ausgebaute Landschaftshaus (später Fürstenhaus), das für die Bureaux der Landesregierung, aber ganz und gar nicht zu einem fürstlichen Wohnhaus eingerichtet war und seinen hohen Einwohnern selbst später die größten Unannehmlichkeiten verursachte [1]. Aber es sah nun einmal etwas vornehmer aus, der Prinz bestand auf seinem Willen — und Mama mußte nachgeben. Ein solches Resultat hatte sie von so vielen Erziehungsexperimenten und Tugendprogrammen nicht erwartet. Aber den Erziehern lag mehr an der Huld der „aufgehenden herzoglichen Sonne", als an der Gunst der nun bald abtretenden Vormünderin. Sie hatten Karl August sogar beizubringen gewußt, daß er von Rechtswegen nicht als „Erbprinz", sondern schon formell als „Herzog" zum Conseil hätte beigezogen werden müssen und daß er folglich ganz unverdienter Weise zurückgesetzt worden sei. Der 17jährige Prinz merkte sich das und spielte den Verletzten. Die Mutter fühlte sich darob tief gekränkt und beobachtete die Erzieher mit Verdruß und Mißtrauen. Der Herr von Fritsch, der den Grafen Görtz selbst nicht gerne sah, hatte die größte Mühe, das so bitterlich gestörte Verhältniß von Mutter und Sohn wieder in's Geleise zu bringen.

Eine Diversion brachte die schon lange geplante Reise der beiden Prinzen, welche dieselben zugleich in die Welt einführen und ihre Erziehung vollenden sollte. Karl August sollte dabei zugleich die für ihn erkorene Braut, Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt, die damals am Hofe zu Karlsruhe verweilte, kennen lernen. Anfangs December traten die Prinzen unter Leitung des Grafen Görtz und des Hauptmanns Knebel die Reise an, und machten auf Knebels Veranlassung ihre erste Bekanntschaft mit Göthe zu Frankfurt, am 10. December. In den nächsten Tagen trafen sie in Karlsruhe ein. Noch vor Weihnachten

[1] „Endlich," schrieb Karl August den 9. Juli 1781 an Merck, „sind auch vor der Hand die Reparaturen im Hause, das wir bewohnen, fertig geworden. Das Haus steht ungefähr 12 Jahre, und schon zwei Jahre hintereinander haben wir die Köpfe der Hauptbalken ausschneiden müssen, die verfault waren. Dieses Jahr fiel eine Decke ein, und der große Saal mußte erst jetzt berohrt werden, da er vordem bloß mit geweißtem Lehm bedeckt war. In dem Zimmer, wo die Decke einfiel, fanden sich alle Balken gesenkt und gebogen; der eine war von einem Kamin, das auf ihm ohne weitern Halt stand, 9 Zoll gesenkt worden." — K. Wagner, Briefe an J. H. Merck. 1835. S. 297.

wurde die Vermählung des Erbprinzen mit der Prinzeß Luise eine ausgemachte Sache. Nachdem der wichtigste Reisezweck erledigt, ging es rasch weiter nach Straßburg und Paris [1], wo die beiden Prinzen sich alle Merkwürdigkeiten, Anstalten und Kunstsammlungen ansahen, auch bei Hofe vorgestellt wurden und in den Salons der Weltstadt die hervorragendsten Berühmtheiten Frankreichs kennen lernten. Erst gegen Ende Juni kehrten sie wieder nach Weimar zurück, nachdem sie in Karlsruhe nochmals mit Göthe zusammengetroffen waren.

Bald darauf, Anfangs Juli, wurde ihr Erzieher, Graf Görtz, mit einer Pension von 1500 Thalern seines Amtes enthoben. Die Herzogin Mutter faßte ihr Urtheil über sein nun vollendetes Erziehungswerk in die Worte zusammen: „Ich bin überzeugt, daß er meinen Sohn verzogen hat und zwar gründlich.“ [2] In der That hatte der junge Herzog zwar einen bunten Vorrath von encyclopädischen Kenntnissen erworben, aber keine gründliche, methodische Schule durchgemacht. Viel zu früh brachte man ihm das Bewußtsein bei, daß er der Herzog sei, die Schmeichelei seiner Erzieher entfremdete ihn für lange seiner wohlmeinenden Mutter; köpfisch machte er gegen diese knabenhafte Prätensionen geltend, bevor er zur Mitregierung die nöthige Reife hatte. Statt gründlicher religiöser Kenntnisse brachte er nur eine flaue, bekenntnißlose Aufklärung, statt klarer, philosophischer Anschauungen nur die seichte Lebensweisheit Wielands mit in's Leben. Doch war er militärisch abgehärtet und seine derbe, kräftige Natur milderte zum Theil die Nachtheile seiner Erziehung.

Als der junge Herzog am 3. September 1775 majorenn erklärt werden sollte, gab ihm Graf Görtz noch sehr schöne Mahnungen auf den Weg, die für seinen eigenen guten Willen sprechen und die recht fruchtbar hätten sein mögen, wenn er ihnen zum Voraus einen soliden Rückhalt durch die Erziehung selbst verliehen hätte.

[1] Die Herzogin hatte eigentlich nur beabsichtigt, sie in Deutschland reisen zu lassen, allein der von ihr zu Rathe gezogene Statthalter Dalberg in Erfurt empfahl lebhaft die Reise nach Paris, und sein Rath gab den Ausschlag. Er folgte deßhalb der Reise mit regem Interesse und konnte am 31. Mai der Herzogin berichten: „Briefe aus Paris melden mir, daß man dort entzückt ist von den weimarischen Prinzen“, am 8. Juli aber: „Überall, wo die Prinzen gewesen, und besonders in Paris, wo sie einen längeren Aufenthalt nahmen, gewannen sie alle Herzen und die achtungsvollste Theilnahme solcher Kenner, die mehr dem persönlichen Verdienste, als dem höchsten Range huldigen.“ Beaulieu-Marconnay, Karl v. Dalberg und seine Zeit. Weimar 1879. I. 44.

[2] Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia. S. 98.

„Morgen also, geliebter Prinz, werden Sie das erhabene Amt, wozu Sie die Vorsehung bestimmt hat, antreten und anfangen, der Vater von vielen Tausenden Ihresgleichen und das Bild jenes Gottes zu sein, der einst über dieselben und über Sie richten wird. Mögen Sie sich stets dieser ernsten und wichtigen Stunde erinnern.

„Lassen Sie keinen Tag vorübergehen, ohne von der Glückseligkeit, der Sie Ihr Beruf empfänglich macht, durchdrungen zu sein! Die meisten Fürsten machen sich unglücklich, weil sie die hohe Stufe, auf der sie stehen, für eine Last ansehen; sie suchen sich deßhalb durch frivole Lustbarkeiten Zerstreuung zu verschaffen und vergessen auf der Jagd oder im Schauspielhaus ihre Pflicht. Vergeblich suchen sie dort Befriedigung für ihr Herz, diesen empfindsamen Theil ihres Wesens, und unglücklich sind sie, wenn sie dessen Regungen ersticken. Gewöhnen Sie sich, Prinz, Ihren hohen Beruf aus einem andern Gesichtspunkt zu betrachten, und freuen Sie sich, daß Sie die Vorsehung in den Stand gesetzt hat, zu jeder Stunde Ihresgleichen glücklich zu machen. Wenn Sie ein gutes Beispiel geben, wenn Sie das Laster unterdrücken, wenn Sie die Tugend belohnen, so werden Sie sich am leichtesten das höchste Glück verschaffen; mit jeder Morgenröthe nehmen Sie sich vor, Gutes zu thun, und am Abend mag Ihnen Ihr Herz sagen, ob Sie diesen Vorsatz erfüllt haben." [1]

Am folgenden Tag brach für Weimar eine neue Ära an. Der 18jährige Prinz bestieg unter dem lauten Jubel und den herzlichsten Segenswünschen des ganzen Landes den herzoglichen Thron von Sachsen-Weimar-Eisenach. Bald sollte das Land auch eine junge Herzogin erhalten, obwohl die „alte" Herzogin erst 35 Jahre zählte.

Die erwählte Braut war, wie bereits erwähnt, Luise, Prinzessin von Hessen-Darmstadt, Tochter der Landgräfin Karoline, mit welcher Mercks schöngeistiger Kreis in einiger Beziehung stand. Karoline war eine begeisterte Verehrerin Klopstocks, so auch die Tochter Luise, ein stilles, ernstes, religiöses Fräulein. Görtz wußte „die schöne, erhabene Seele, den wohlthätigen, menschenfreundlichen Sinn, die festen Grundsätze, den Geschmack für Wissenschaft und Kunst und ganz vorzüglich die unerschütterliche Wahrhaftigkeit" der jungen Prinzessin nicht genug zu rühmen. Unter allen Gestalten des berühmten Weimarer Kreises steht sie am tadellosesten da, und bewährte in der Stunde der Noth jenen Muth, der all den gefeierten Heroen abging und Napoleon selbst Bewunderung einflößte.

Rasch nach seinem Regierungsantritt reiste Herzog Karl August nach Karlsruhe, um von dort seine Braut heimzuholen. Abermals unter

[1] Burkhardt in Westermanns Monatsheften l. c.

dem freudigsten Jubel der Bevölkerung zog das jugendliche Ehepaar am 17. October (1775) in Weimar ein. An der fürstlichen Festtafel fand sich auch der noch jugendliche Statthalter von Erfurt ein, Karl von Dalberg.

Weimar hatte jetzt einen doppelten Hof, den der verwittweten Herzogin-Mutter und den des jungen Fürstenpaars. Anna Amalia residirte in ihrem kleinen Palais an der Esplanade, Karl August in dem nothdürftig als Residenz eingerichteten Landschaftshaus. Um sich von den beiden Hofhaltungen ein Bild zu machen, mögen einige statistische Notizen nicht undienlich sein[1].

Die Schatullen-Rechnung der Herzogin-Mutter von Michaelis 1775 bis Michaelis 1776 notirt 30 783 Thlr. 16 Gr. Einnahmen, 28 982 Thlr. 21 Gr. Ausgaben. Von diesen Ausgaben fielen 5263 Thlr. auf die fürstliche Garderobe, 4869 auf Besoldung des Hofstaats, 479 auf die Livree, 128 auf die Silberkammer, 3853 auf die fürstliche Küche, 822 auf die Conditorei, 2263 auf die fürstliche Kellerei, 1183 auf die Lichtkammer, 907 auf Heizung 2c., 387 auf Anschaffung von Möbeln, 766 auf die fürstliche Bibliothek, 116 auf die Musik, 223 auf Reise- und Postspesen. Dem Arzt gab die kerngesunde Herzogin nur 69 Thlr. zu verdienen, dagegen spendete sie an „Praesenten und Verehrungen" 2017 Thlr. 15 Gr.

Der ganze Hofstaat der Herzogin bestand aus 22 Personen. Die Gehälter waren ebenso bescheiden als das Personal. Die Oberhofmeisterin, Frau zu Putbus, bezog 1200 Thlr, die beiden Hofdamen, Luitgarde von Nostiz und Charlotte von Stein, je 330 Thlr, der Hoffecretär Lubecus 466, die beiden Kammerfrauen, v. Kotzebue und v. Benda, je 80 Thlr., der Bibliothekar Christian Joseph Jagemann 243 Thlr.

Der Kammerdiener und Leibschneider Christian Berner erhielt mehr als der Bibliothekar, nämlich 260 Thlr., der Kammerdiener und Friseur Johann Ernst Burkmann 246 Thlr., der Mundkoch Karl Weibel 150 Thlr.

Auch die übrigen Bediensteten mögen erwähnt werden; sie haben in ihrer Weise auch zur Blütheperiode der classischen Literatur mitgewirkt. Die Hofjungfern Karoline Piererin und Philippine Franzenbergerin erhielten je 20 Thlr, der Kammerlakai Siegrott 120, der Silberdiener Schrötter 165, der Hofconditor Justus Debus 140, der Tafeldecker Christian Bickschmitt 140 Thlr.

Dazu kamen noch zwei Lakaien mit je 96, einer mit 88, ein Laufer mit 96, ein Küchenbursch mit 34 und ein Garderobemädchen mit 24 Thlr. Besoldung.

[1] Nach den im Großherzoglich Sächsischen Hausarchiv befindlichen Rechnungen (A. 922 und A. 1231), welche ich selbst in genanntem Archiv zu Weimar einzusehen Gelegenheit hatte. Nur vereinzelte Posten daraus fand ich in einigen Monographien mitgetheilt.

Die von Bertuch geführte Privatrechnung des Herzogs Karl August vom 10. September 1775 bis 1. October 1776 notirt 25434 Thlr. 9 Gr. 4 Pf. Einnahmen, 24151 Thlr. 11 Gr. 8 Pf. Ausgaben. Von letzteren seien nur einige charakteristische hervorgehoben.

Am 2. December (1775) zahlte der Herzog an den Hofmarschall Stein 600 Thlr. Spielverlust, am 14. December verspielte er abermals 69 Thlr. Zwei Paar lederne Beinkleider für Serenissimus kosteten 19 Thlr. 16 Gr., sechs Paar Damenhandschuhe, welche er der Hofdame Frl. v. Waldner kaufte, 3 Thlr. 18 Gr. Den Gebrüdern Ferraris zahlte er für Gipsstatuen 122 Thlr. 14 Gr. Zwei Pfund Canaster für Serenissimus kosteten 5 Thlr. 8 Gr.

Ein Besuch in Rudolstadt kam auf 203 Thlr., eine Reise des Hofes nach Gotha (4. Jan.) auf 412 Thlr.

Sämmtliche Kosten des herzoglichen Privattheaters betrugen in dieser Jahresfrist 631 Thlr. 2 Gr. 3 Pf.; für landwirthschaftliche Zwecke wurden in derselben Zeit 639 Thlr. verausgabt. Für Licht und Heizung bei den Komödienproben erhielt der Professor Musäus 4 Thlr. 4 Gr. Wieland erhielt (vom Herzog) eine Jahrespension von 400 Thlrn. (von der Herzogin-Mutter 600 Thlr.).

Die Ausgaben beider Hofhaltungen zusammen beliefen sich auf 53133 Thaler, 4000 Thaler weniger, als der Finanzminister 15 Jahre zuvor für eine unerschwingliche Last des Landes hielt.

Während Graf Görtz bei der Herzogin Anna Amalia völlig in Ungnade fiel, söhnte sie sich mit Wieland, trotz seiner unbefriedigenden Pädagogik, bald wieder aus, blieb ihm zeitlebens gewogen und unterstützte die literarische Thätigkeit, welche er in Weimar wie in Erfurt mit unermüdlichem Fleiße fortsetzte. Zum Geburtstage des Prinzen brachte er, wie schon erwähnt, 1773 „die Wahl des Hercules“ auf die Bühne. Im selben Jahr schrieb er die „Geschichte des weisen Danischmend“ und die „Geschichte der Abderiten“, dichtete das erste deutsche Orginal-Singspiel „Alceste“ und unternahm die Gründung einer literarischen Monatsschrift, des „Deutschen Merkur“. Die erste Auflage dieser Zeitschrift, 2000 Exemplare stark, war schon in kurzer Zeit vergriffen[1]. Mit dem Eintritt in Weimar war ein wahrer Musenfrühling über ihn gekommen. Auch als bald darauf die Redaction des Deutschen Merkur ihn in unerquickliche Fehde verstrickte, Göthe seine Alceste dem Gespötte von ganz Deutschland preisgab, der Hainbund sein Bildniß und seine komischen Erzählungen verbrannte und (im Göttinger Almanach 1775) gegen seine „Buhlerromane und ländervergiftende Schandgesänge“ zu Felde zog, blieb die

[1] Döring, Wielands Biographie. Jena 1853. S. 64.

Herzogin ihm treu gewogen; sie und Karl August sicherten seine Existenz und zahlten ihm zusammen sein volles früheres Gehalt (1000 Thaler) als Pension aus. Er war und blieb mit seinen Verdiensten um deutsche Literatur und Sprache, aber auch mit seiner griechisch-französischen Lebensphilosophie, mit seinem amüsanten Erzählertalent, aber auch mit seiner Liebe zum Frivolen und Obscönen, mit seiner schwäbischen Gemüthlichkeit, aber auch mit seinem epikuräischen Sensualismus, der eigentliche Patriarch und Grundstein des classischen Musenhofes von Weimar.

Außer Wieland, der damals 42 Jahre zählte, besaß der Hof bis dahin keine berühmtere oder bedeutendere Persönlichkeit. Ihren Planetenglanz dankten seine sogenannten „Berühmtheiten" erst den nun allmählich auftauchenden Gestirnen. An sich waren es mittelmäßige Hofleute, die an einem größeren Hofe höchst wahrscheinlich ziemlich unbemerkt geblieben wären. Der mit den Preußen malcontente Hauptmann Knebel hatte bis anhin mit der Prinzenerziehung genug zu thun gehabt, zu literarischen Leistungen war ihm keine Zeit geblieben. Der Regierungsassessor Hildebrand von Einsiedel machte als „lustige Person" Knittelverse und närrische Streiche, die an sich weder in die Welt- noch in die Literaturgeschichte gehören. Daß er z. B. die Gassenjugend dadurch erfreute, daß er bei hellem Tag in theatralischem Costüm über die Straße ging, oder daß er über Violoncellübungen die Abfahrtszeit der Post vergaß, waren jedenfalls keine heroischen Thaten. Von dem Kammerherrn von Wedel wird gerühmt, daß er „ein bloßer Sohn der Natur" war und dieser seiner Mutter Ehre machte: das thun auf dem Lande viele Leute. Der Stallmeister Friedrich von Stein war wie viele andere Stallmeister eine „stattliche Erscheinung", ein guter Ökonom und Pferdekenner, aber so wenig literarisch gebildet, daß er seiner eigenen schöngeistigen Frau Charlotte nach wenigen Jahren sehr langweilig wurde. Der Kammerherr von Kalb zeichnete sich nur durch „frohen Übermuth" aus. Um sich von den Plagen der Schulmeisterei zu erholen, ließ sich der fidele Gymnasialprofessor Musäus, ein mißglückter Theologe, von alten und jungen Weibern Volksmärchen erzählen und redigirte sie dann, nachdem er sich zuvor durch seinen „Deutschen Grandison" (erst Grandison II.) in Verspottung der sentimentalen Romane einigen literarischen Ruf verschafft. Der Legationsrath und Bibliothekar Gottl. Ephr. Heermann schrieb Operetten, die auch außer Weimar aufgeführt wurden; der Kapellmeister E. W. Wolf componirte für Hoffeste und Hofconcerte. Zu den talentvolleren und gebildeteren Leuten bei Hofe ge-

hörte Sigmund Leo Freiherr von Seckendorf, früher Offizier in kaiserlichen und dann in königlich sardinischen Diensten. Letztere quittirte er mit dem Rang eines Obristlieutenant, um in Weimar Kammerherr und wo möglich noch etwas mehr zu werden. Er war erst 31 Jahre alt, als er im December 1775 nach Weimar kam, in alten und neuen Literaturen wohl bewandert, hatte Göthe's Werther in's Französische übersetzt und konnte auch als Musiker seinen Mann stellen. Denn mit italienischer Opernmusik war er wohl bekannt. Einen weiteren Repräsentanten fand das italienische Element an Christian Joseph Jagemann, einem abenteuerlichen Eichsfelder, der mit 17 Jahren ohne Beruf in den Augustinerorden getreten, aber schon als Noviz daraus entlaufen war. Als Hauslehrer trieb er sich dann in Dänemark herum, reiste nach Rom, um Absolution zu erhalten, ward, nachdem er diese erhalten, in Florenz Priester und Beichtvater für die Deutschen daselbst, kehrte nach Deutschland zurück und wurde Director des katholischen Gymnasiums in Erfurt. Von hier berief ihn Anna Amalia 1775 als ihren Privatbibliothekar nach Weimar, wo er, schon über 40 Jahre alt, sich sacrilegischer Weise noch beweibte. Ein Sohn von ihm ward später Hofmaler, eine Tochter die erste Schauspielerin der Weimarer Bühne und als „Freundin" des Herzogs „Frau von Heygendorff". Jagemann verfaßte das bekannte vielverbreitete italienische Wörterbuch und eine Übersetzung von Tiraboschi's italienischer Literaturgeschichte. Das spanische Element fand seinen Vertreter an Friedrich Justin Bertuch, einem geborenen Weimaraner, der es erst mit Theologie, dann mit Juristerei versucht hatte, darauf wie die meisten „Genies" jener Zeit Hofmeister ward und bei seinem Herrn, Baron Bachof von Echt (früher dänischem Gesandten in Spanien), spanisch gelernt hatte. Er übersetzte den Don Quijote mit der Fortsetzung des Avellaneda in sechs Bänden (1775 und 1776), wurde 1775 von dem jungen Herzog zu seinem Cabinetssecretär und Rechnungsführer ernannt und besorgte, obwohl sonst ein ziemlich prosaisches Factotum, zugleich auch die dringlichste Gelegenheitspoesie. Durch den Grafen und die Gräfin Werthern, eine geborene Baronin von Stein aus Nassau, war der Frankfurter Maler Georg Melchior Kraus schon 1774 nach ihrem Schloß Neunheiligen in Thüringen berufen worden, kam von hier aus nach Weimar und ließ sich als Zeichenlehrer daselbst nieder. Er hatte sich in Paris nach Boucher, dem ersten Maler Ludwigs XV., und Greuze, dem Genremaler der untergehenden Roccocozeit, gebildet. Obwohl er kein Künstler höheren Ranges war, so machten seine Porte-

feuilles in Weimar doch das größte Aufsehen und er blieb für geraume Zeit daselbst der Repräsentant der Malerei. Bei einem Besuche zu Frankfurt hatte er Göthe in seiner Liebe zum Zeichnen bestärkt, ihn über die Verhältnisse zu Weimar unterrichtet und nicht wenig dazu beigetragen, daß sein Landsmann an demselben Hofe sein Glück zu versuchen beschloß [1].

Als einen sehr wichtigen Freund und Zugehörigen des Hofes muß man endlich den schon erwähnten Karl Theodor Anton Maria Freiherrn von Dalberg betrachten. Den 8. Februar 1744 zu Mannheim geboren, wurde derselbe schon als 10jähriger Gymnasiast „Domicellar zu Würzburg" und „Domicellar zu Mainz", mit 18 Jahren Doctor juris utriusque zu Heidelberg, mit 24 Jahren Domcapitular zu Mainz und bald darauf (1770) Domherr zu Worms und (1771) Statthalter zu Erfurt. Obwohl er bei einem Besuch in Rom auf Papst Clemens XIII. durch den äußeren Glanz seiner wissenschaftlichen und hofmännischen Weltbildung einen sehr vortheilhaften Eindruck gemacht hatte, war er doch weit mehr ein geistlicher Hofmann, als ein juristisch gebildeter Geistlicher, wartete mit dem Empfang der höheren Weihen noch viele Jahre, bis die Bischofsweihe dieselben unumgänglich nothwendig machen würde [2], und begnügte sich damit, in geistlicher Tracht der höchste weltliche Beamte des Kurfürsten von Mainz in Erfurt zu sein. Je weniger er durch seine Erziehung mit der Kirche und der eigentlich kirchlichen Wissenschaft bekannt geworden war, desto mehr schwärmte sein lebhafter wohlwollender Geist für alle Ideale, welche die damalige Aufklärungsperiode beschäftigten, für Licht und Freiheit, reine Menschlichkeit und sogenannte bürgerliche Tugend, für nationalökonomische Fortschritte, für Förderung der Naturwissenschaft und der sogenannten nützlichen Kenntnisse, für Verbesserung aller polizeilichen und mercantilen Einrichtungen, für Hebung der Armenpflege, der Bodencultur, des Handels, der Industrie, für Abschaffung der Tortur, für allgemeine Volksbildung, für schöne Literatur und Theater [3]. Dieses mehr auf die irdischen als die ewigen Ziele der Menschheit gerichtete Streben führte ihn der längst kirchlich verpönten

[1] Göthe's Werke (Hempel) XXIII. 97 ff. 217 ff.

[2] Erst am 3. Febr. 1788 empfing er die heilige Priesterweihe, um sich am 31. Aug. zu Bamberg als Erzbischof von Tarsus i. p. consecriren zu lassen. Hergenröther, Kirchengesch. II. 830.

[3] Er beschäftigte sich mit den verschiedensten Studien: Jurisprudenz, Ethik, Philosophie, Chemie, Poesie, Archäologie, Pädagogik, Geschichte. Siehe August Krämer, Gedächtnißschrift. Gotha 1817. Beaulieu-Marconnay, Dalberg. I.
276

Freimaurerei in die Arme, und statt ein segensreicher Reformator im Sinn und Geiste der katholischen Kirche zu werden, sank er zu einem humanitären Reformer, zu einem schwachen, gefügigen Werkzeug jener destructiven Geheimbünde herab, und half jener Bildung die Wege bereiten, die sich nach und nach völlig vom positiven Christenthum emancipirte.

Aus den Reihen des weiblichen Hofpersonals ragte keine Einzige durch schriftstellerische Bedeutung, wie etwa Madame de Staël, oder durch Gelehrsamkeit, wie etwa die Fürstin von Gallitzin, über das Niveau des Gewöhnlichen und Mittelmäßigen empor. Die gefühlvolle Charlotte von Stein dichtete ein wenig, aber nur im Verborgenen. Das verwachsene Fräulein Luise von Göchhausen (Thusnelde genannt [1]), selbst heiter und humoristisch, gab zu lustigen Streichen Anlaß, hinterließ der Nachwelt aber nichts als ein paar fröhliche Briefe. Die beiden Fräulein von Ilten, das Fräulein von Waldner, die kleine Schardt u. s. w. gehörten sämmtlich zur gewöhnlichen Schaar leichtsinniger Hoffräulein, und von der schönen Gräfin Werthern weiß man nichts Bedeutenderes, als daß Herzog Karl August sich in sie verliebt und daß Göthe die Gräfin im Wilhelm Meister nach ihr gezeichnet habe, was nicht viel sagen will. Für das Himmelreich und für die Wissenschaft plagte sich diese ganze Damenwelt wenig, um so mehr für Kleidung, Putz und Verkleidung, Ball, Theater und Maskengehen, Hoffeierlichkeit und Hofvergnügen. Romane von allen Sorten hatten sie sämmtlich gelesen, und wußten von „Liebe", Literatur, Musik und Theater genug, um das literarische Durcheinander der sogenannten Genieperiode mitzugenießen und als hilfreiche Musen und Grazien, Nymphen und Oreaden weiter mitentwickeln zu helfen. Tiefes Wissen und durchdringenden Geist brauchte es hiezu nicht, sondern nur heitere Genußfähigkeit und Lebenslust. Das Losungswort war noch immer „Natur"; die Kunst sollte sich erst aus der Natur allmählich entpuppen. Große Züchtigkeit aber konnte kaum herrschen, wo Wieland der angesehenste Schriftsteller war [2].

---

298 ff. Von seiner ersten größern, 1777 erschienenen Schrift: „Betrachtungen über das Universum", schreibt ein anonymer Freimaurer 1787, „daß selbst die achtungswürdigsten Schriftsteller, z. B. ein Herder, sie benützt und weiter ausgeführt haben". Durch zwei Chemiker ließ er 1783 nachweisen, daß das Wasser sich nicht in Erde verwandeln lasse.

[1] Wie „Frau Aja" in Frankfurt dankte sie diesen Namen den beiden Grafen Stolberg.

[2] Mochte es mit der Sittlichkeit auch besser stehen, als an andern kleinen

Während die Herzogin-Mutter sofort nach Niederlegung der Regentschaft ihren vollständigen kleinen Hofstaat constituirte, machte Karl August nur vorläufig die nothwendigsten Ernennungen. Noch im Januar 1776 waren die Kammerherrenwürden nicht fixirt. Seckendorf, der zum Wenigsten Geheimer Legationsrath zu werden gehofft hatte, mußte sich mit einem Kammerherrntitel und 600 Thaler Gehalt begnügen, zu welchen er erst nach vielen Klagen noch eine Zulage von 500 Thalern aus des Herzogs Privatschatulle erhielt. Der junge Herzog trug sich eben mit keinem geringeren Plan, als das ganze bisherige Regiment auf den Kopf zu stellen, die alten Beamten zu verabschieden und sich mit neuen frischen Gesellen zu umgeben. An Intriguen und Cabalen in den Hofkreisen konnte es da natürlich nicht fehlen. Der über seine Entlassung unzufriedene Graf Görtz rieth dem Herzog die weitgehendsten Veränderungen in der Organisation und im Beamtenpersonal an. Sein Freund Wieland berichtete Alles confidentiell an den Statthalter Dalberg. Auf Umwegen kamen die Projecte wieder zu den Ohren der Herzogin-Mutter, die sich natürlich durch diesen Mangel an Vertrauen von Seite ihres Sohnes gekränkt fühlen mußte. Sie ging flehentlich Dalberg um Hilfe an. Dalberg mahnte Görtz von seinen liberalen Neuerungsrathschlägen ab; aber Görtz intriguirte ruhig weiter. Dalberg beurtheilte das Gefährliche einer stillen Palastrevolution sehr richtig. „Ich bin auf's Innigste überzeugt," schrieb er an die Herzogin-Mutter, „daß ein Fürst beim Antritt seiner Regierung damit beginnen muß, die Geschäfte und das Beamtenpersonal kennen zu lernen. Wenn er schon handeln will, bevor er gründlich überlegt hat, können daraus nur sehr große Verdrießlichkeiten entstehen." An Görtz schrieb er in gleichem Sinn. Da er indeß mit diesem befreundet war, suchte er mit guter Manier aus den Händeln des Weimarer Hofes herauszukommen. Erst auf dringende Bitten der Herzogin kam er, im September 1775, selbst nach Weimar und machte bei Karl August persönlich den Einfluß geltend, den sie ihm auf ihren Sohn und Nachfolger zuschrieb[1]. In der That war nach seinem Be-

---

Höfen, so kamen doch wunderliche Dinge vor. So heirathete z. B. eine jüngere Schwester der Frau von Stein, Luise, den Major Imhoff, der seine erste Frau Marianne (eine Feldwebelstochter) für ein ungeheures Geld an den englischen General-Gouverneur von Indien, den berüchtigten Warren-Hastings, verkauft hatte, und mit zwei Knaben der verkauften Frau als „Nabob" nach Weimar kam. Siehe Düntzer, Charlotte von Stein. Stuttgart 1874. I. 21. 22.

[1] Vgl. Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia. 101—103, und von demselben: Karl v. Dalberg und seine Zeit. Weimar 1879. I. 44—50. An

such von tiefergehenden Reformplänen nicht mehr die Rede. Die bisherigen Beamten führten im gewohnten Schritte die Verwaltung weiter. Anna Amalia beruhigte sich. Doch vergaß der junge Fürst seine Neuerungsideen keineswegs und unterhandelte bereits mit Dalberg über Personalveränderungen im Ministerium, als der erwartete „Doctor" Göthe aus Frankfurt endlich in Weimar erschien. Er kam sehr gelegen.

Der junge Herzog Karl August war ein talentvoller, lebendiger, feuriger, lebenslustiger Jüngling — gradaus, gutmüthig, etwas wild, nicht ohne Selbstbewußtsein und Eigensinn, aber doch wieder empfänglich für Anderer Rath und Leitung. Eine tiefere religiöse Bildung hatte er nicht genossen, doch ein schroffer Ungläubiger war er nicht. Er dachte noch nicht viel über diese Fragen. Aber froh war er, auf eigenen Füßen zu stehen. Pädagogische Obhut und Beaufsichtigung, ängstliches Ceremoniell und steife Philisterei waren ihm verhaßt geworden. Er hoffte, frei endlich ein wenig des Lebens zu genießen und der „Natur", wie man damals sagte. Denn Rousseau's Einwirkung war noch groß. Die ältern, ledernen Beamten seiner Mutter sagten ihm nicht zu, sie schienen sich wenig um den Fortschritt der Zeit zu kümmern. Sie arbeiteten nach uralt hergebrachter Methode unendlich lange Referate aus; er hätte es vorgezogen, die Sachen kurz und mündlich abzumachen. Da gefiel ihm Dalberg besser; obwohl ein römischer Geistlicher, war er ein noch junger, feiner Mann, schwärmte für Aufklärung, Besserung aller Zustände, Menschenbeglückung, bessere Feuerwehr, Theater, confessionelle Ausgleichung und Findelhäuser.

So stand es, als Karl August mit 18 Jahren an's Regiment kam. Ein paar Wochen darauf war Hochzeit. Seine Frau war eine stille, fromme Seele, die mit seinem brausenden Jugendmuth seltsam contrastirte. Was man ihm von Tugend gesagt, war an ihr in sehr liebenswürdiger Weise verkörpert. Alle Welt, die Frommen wie die Leichtsinnigen, waren voll ihres Lobes. Sie heißt allgemein: der „Engel Luise". Karl August liebte sie. Das ganze Volk jauchzte dem jungen Paare zu. Aber schon in den ersten Wochen machte sich der allzuschroffe Gegensatz

---

Fritsch schrieb die Herzogin: „Wenn der Statthalter sich nicht mit dem Arrangement befaßt, befürchte ich ernstlich, daß der ganze Plan von Görtz zur Ausführung kommt, und dann wird Niemand den Muth haben, meinem Sohn in's Gesicht zu sagen, daß er eine Dummheit macht; der Statthalter ist der Einzige, der das Vertrauen meines Sohnes hat und der ihm offen die Wahrheit sagen darf."

geltend. Das stille, häusliche Glück, für das die junge Fürstin gemacht war, befriedigte ihren lebhaften Gemahl nicht. Er hatte nicht die Gelegenheit gehabt, seine stürmische Jugendkraft, sein lebhaftes Temperament mit anderen Altersgenossen in freierem Leben auszutoben. Aus der Vormundschaft seiner Pädagogen trat er übergangslos in den Vollgenuß fürstlicher Selbständigkeit und Macht ein: nur eine zarte Frau nahm mild und freundlich die Zügel des Einflusses auf, den die mütterliche Autorität, die Leitung seiner Erzieher, die bisherige Überlieferung des Hofes bis dahin auf ihn ausgeübt. Er war durchaus nicht dazu angethan, noch gesonnen, sich diese Zügel gefallen zu lassen.

In diesem wichtigen Augenblick erschien nun der „amusante" Göthe an seiner Seite, acht Jahre älter, aber noch so jugendlich, lebenslustig, wild und munter, wie er, blitzend von Geist und Heiterkeit, ein köstlicher Erzähler, ein fröhlicher Kumpan, ein Poet voll der drolligsten Einfälle, ein Natursohn, der mit der eisernen Hand des Götz der ganzen höfischen Convenienz und Literatur die Fenster eingeschlagen hatte, und frisch, bombendick, natürlich von der Leber weg redete — wie der alte Götz. Er hatte schon zehn Liebesromane durchgemacht — Gretchen, Friederike Öser, Käthchen Schönkopf, Friederike Brion, Lotte Buff, Maximiliane La Roche, Anna Gerock, Sibylle Münch, Lili Schönemann, Auguste von Stolberg, und dazu noch verschiedene „unbekannte" Mägdlichkeiten entzückt und gefesselt, mit der einen getändelt, mit der andern geschmollt, mit der dritten geeifersüchtelt, die vierte sitzen lassen, die fünfte verzweifelt aufgegeben, an der sechsten sich wieder getröstet, mit der siebenten Mariage gespielt, er war mit allen „himmelhochjauchzend, zum Tode betrübt" gewesen und hatte seine Erfahrungen in dem gelesensten Liebesroman „Werther" stürmisch in die Welt geschleudert — und doch, obwohl er alle Leiden Werthers durchgelitten, die herzzerreißenden Klagen Ossians dem ganzen deutschen Volke vorgetrauert und die Wertherpistolen schon in der Hand gehabt, — war er erst 26 Jahre alt, noch ledig, ganz Student, „das fidelste aller Häuser" — ein Götterjüngling, dessen schmachtender Blick alle Mädchen und Damen entzückte, ein Bursch, der mit seinen Kraftausdrücken das Zwerchfell eines Stallknechts zu erschüttern wußte. Ganz im Gegensatz zu den Scholarchen, die alle Wissenschaft schon zu besitzen glaubten, gab er auf sein eigenes Wissen wie auf das aller vier Facultäten nichts, wollte erst lernen, sehen, erfahren, beobachten, leben, die unerschöpfliche Natur in allen ihren bunten Erscheinungen durchdringen und spielend genießen. Das Studium sollte

zugleich Leben und das Leben frohes Spiel sein. Nichts schloß er davon aus, weder alte Folianten noch schäkernde Mädchen, weder juristische Acten noch muthige Pferde. Bibel, Homer, Ossian, Volkslied, Komödie, Tragödie, Bergbau, Jagd, Schlittschuhfahren, Liebesgeschichten, Ökonomie, Militär, Musik, Gartenbau, Romane, Recensionen, Malerei, Sculptur, Bienenzucht, schöne Sängerinnen, bedeutende Literaten, Forstwesen, Obstcultur, Alles, Alles interessirte ihn. Über Alles wußte er geistreich zu reden — wie ein „Genie". Allen Leuten wußte er sich anzupassen und in ihrer Sprache zu sprechen. Tag und Nacht war er zu allen Strapazen und Abenteuern bereit, ebenso bereit, das neueste Buch im Bett zu lesen und rasch ein paar Verse oder ein Theaterstückchen hinzuschreiben. Immer zerstreut, hatte er doch auf Alles ein Auge und vergab sich nichts. Er wußte, wie weit er gehen konnte, und gewöhnte die Leute allmählich, ihm Manches nachzusehen. Von Convenienz und Etikette beobachtete er, so viel ihm gut schien, verstattete sich aber als „Genie" auch gelegentlich die schreiendsten Extravaganzen. Eine eiserne Gesundheit erlaubte ihm die tollsten Streiche und die härtesten Strapazen. Als Schwimmer, Reiter, Jäger nahm er's mit Jedem auf. Wenn es ihm einfiel, badete er Nachts im Flusse — auch bei winterlicher Kälte. Beim wüthendsten Sturm und Regen tobte er in Feld und Wald herum. Für eine durchschwärmte Nacht hatte er sich bald wieder entschädigt. Den Comfort des Lebens wußte er zu genießen, brauchte ihn aber nicht; denn er war abgehärtet wie ein Militär oder Förster. Die Gelehrten erstaunten über seine Belesenheit, Gärtner, Bergleute, Köhler über sein Interesse und Verständniß für ihre praktischen Manipulationen. Während er Wieland's Oberon mit dem Scharfblick eines Kenners kritisirte, fand ihn dieser „amusabel wie ein Mädchen von 16 Jahren" [1]. Kurz, Göthe war ein Genie — und wenn Minerva selbst des Herzogs Mentor hätte werden wollen, sie hätte wohl kaum eine anziehendere, gewinnendere Gestalt annehmen können.

[1] Brief an Merck, 1. Aug. 1779. Wagner, Briefe an J. H. Merck. 1835. S. 169.

3. Eine sanfte Palastrevolution.

1775.

„Als Genie ist er ein Mann von Stand,
Sein Name gilt in jedem Land,
Wie der Name Riedesel, Dalberg genannt!" Merck.

„Göthe hat freylich in den ersten Monaten die Meisten (mich niemals), oft durch seine damalige Art zu seyn scandalisirt, und dem Diabolus prise über sich gegeben."
Wieland an Merck, 24. Juli 1776.

„Wie ein schöner Stern", so melden die Verehrer des Dichters, „ging Göthe in Weimar auf". Nach Lewis erschien er „im vollen Glanze der Jugend, der Schönheit und des Ruhmes: der Jugend, die nach dem Ausdrucke der Griechen ‚der Herold der Venus' ist; der Schönheit, die die Griechen als das Abbild der Wahrheit vergötterten; des Ruhmes, der die Augen der Sterblichen zu allen Zeiten wie ein überirdischer Glanz geblendet hat" [1].

Nach Göthe's eigenem Bericht war die Übersiedelung weniger astronomisch und mythologisch glänzend. Es war eine Hebschra, deren Möglichkeit längst in Aussicht genommen und deren Ausführung diplomatisch eingefädelt war. Nach dem fatalen Ende seines Lili-Romans war ihm Frankfurt gründlich verleidet. An Vaterhaus und Vaterstadt hing er nicht, an seinem Vater noch weniger. Also fort! Die von Knebel vorbereitete Einladung nach Weimar war ihm deßhalb sehr erwünscht. Was er sich von dem Maler Kraus über Stadt, Land, Herzog, Herzogin-Mutter, Hof und Hofleben erzählen ließ, erweckte die Aussicht auf eine freiere, glänzendere Stellung [2]. Welche Verabredungen zwischen ihm und dem jungen Herzog bei ihrem wiederholten Zusammentreffen gepflogen wurden, hat er allerdings nicht genau aufgezeichnet. Das einzige Hinderniß, welches seitens des Hofes im Wege stand, scheint sein Zerwürfniß mit

[1] Lewis (Frese) I. 361. — K. Gödeke, Grundriß. Hannover 1859. II. 874.
[2] Göthe's Werke (Hempel) XXIII. 97—100.

Wieland gewesen zu sein. Herzog und Herzogin-Mutter hingen an dem Verfasser der „Alceste", der Hof hatte Freude an dieser Oper gehabt und man scheute sich ein wenig vor dem rücksichtslosen Spötter, der sie so ganz ohne Erbarmen in Grund gebohrt. Diese Scheu mehrte sich, als im März Wagner's Farce „Prometheus, Deukalion und Recensenten" erschien und ziemlich allgemein Göthe zugeschrieben wurde. Doch Göthe lehnte feierlich in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" die Autorschaft von sich ab, nannte Wagner als Verfasser, schrieb freundlich an Wieland, bat Knebel, ihm viel von sich und vom „theuern Herzog" zu schreiben und „diesen in Liebe seiner zu erinnern", und Knebel wirkte eifrig in Göthe's Sinn [1]. Ein förmlicher Ruf nach Weimar mit fixen Bedingungen erfolgte nun freilich nicht, aber schon am 22. September lud ihn Karl August nach Weimar ein; als der Herzog mit seiner jungen Gemahlin am 12. October wieder durch Frankfurt reiste, wurde die Einladung auf's Freundlichste wiederholt — und Göthe kam. Er stieg bei der Familie seines Reisebegleiters, des Kammerherrn von Kalb, ab, dessen Vater, der Kammerpräsident Karl Alexander, zu den einflußreicheren Leuten gehörte. Man rechnete es sich zur Ehre, einen jungen Dichter aufzunehmen, der durch seinen Götz und Werther in ganz Deutschland Aufsehen gemacht, den noch jüngeren Herzog gleich bei der ersten Begegnung völlig für sich gewonnen hatte, und der, falls er in Weimar blieb, noch etwas zu werden versprach. An der artigen Tochter des Hauses, die später den Herrn von Seckendorf heirathete, fand er einigen Trost für sein noch Lili-träumendes, obwohl keineswegs gebrochenes Herz [2]. Zum Mittagessen wurden einige Notabilitäten, darunter Wieland, eingeladen. Abends war eine Freiredoute, wo Göthe den ganzen Hof beisammen traf. Am folgenden Tag speiste er schon bei Hofe, mußte sich aber als Bürgerlicher mit einem Platz an der Marschallstafel begnügen. Festlicher Empfang wurde ihm nicht zu Theil. Auch die folgende Zeit hindurch mußte er sich der Eti-

[1] Düntzer, Göthe und Karl August. 1861. I. 7.

[2] Böttiger (Literarische Zustände u. Zeitgenossen. Leipzig, Brockhaus. 1838. I. 52) erzählt, es sei gleich zu Liebeleien gekommen, der alte Herr habe aber die Tochter rechtzeitig gewarnt: „Mädchen, mit Rath!" und so sei sie vor einem intimeren Verhältniß bewahrt geblieben. Zu Göthe's bisherigem Leben steht diese Nachricht nicht im mindesten Widerspruch, sie ist mehr als wahrscheinlich. Da indeß Böttiger bei den Literaturhistorikern einen sehr übeln Ruf genießt (er gilt nur als Chronist der Weimarer Klatschereien), so mag sie dahingestellt bleiben, und ich werde auch für das Folgende auf Böttigers Zeugnisse verzichten, obwohl seine angeblichen „Klatschereien" psychologisch meist sehr gut zu dem stimmen, was aus den Correspondenzen feststeht und was selbst Düntzer als Wahrheit anerkennt.

kette unterwerfen, gemäß welcher kein Bürgerlicher an die Fürstentafel gezogen wurde.

Wer ihn am begeistertsten, ja mit jugendlichem, fast kindischem Enthusiasmus willkommen hieß, war der Mann, von dem er es am wenigsten verdient hatte: der von ihm verspottete, zerrupfte, mit satirischer Lauge übergossene Wieland. Angesichts des schönen, lebhaften, geistreichen Dichterbruders vergaß der gutmüthige Schwabe aller Unbill, die ihm widerfahren war, und begrüßte seinen herculischen Zuchtmeister wie einen Engel des Himmels, ja, er dankte förmlich seinen bisherigen literarischen Primat bei Hofe ab, um ihn dem neuen Ankömmling zu Füßen zu legen. Das Gefühl, daß ein Stärkerer über ihn gekommen, mag zu dieser Demuth auch beigetragen haben. Göthe's einnehmende Jugendlichkeit, studentische Genialität und joviales Wesen erleichterte die freiwillige und doch nicht ganz freiwillige Thronentsagung.

„O mein bestes Brüderchen," schrieb Wieland schon am 10. November an Fritz Jacobi, „was soll ich Dir sagen! Wie ganz der Mensch beim ersten Anblick nach meinem Herzen war! Wie verliebt ich in ihn wurde, da ich beim Geh. Rath K., wo er wohnt, am nämlichen Tage an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tische saß!" [1] Doch behauptete sich diese erste Liebesbegeisterung nicht ohne kritische Reflexion. „Alles, was ich Ihnen," so fährt Wieland fort, „nach mehr als Einer Krisis, die dieser Tage in mir vorging, sagen kann, ist dieß: Seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Göthe, wie ein Thautropfen von der Morgensonne .... Sie können sich völlig darauf verlassen, daß es zwischen ihm und mir schon so weit gekommen ist, daß Welt, Sünde, Tod, Teufel und Hölle nichts mehr dagegen ausrichten können." [2]

Für den bürgerlichen Platz an der Marschallstafel wurde Göthe dadurch entschädigt, daß ihn der Herzog mitunter bei sich auf seinem Zimmer speisen ließ. Auch bei der Herzogin-Mutter, bei Knebel und andern Hofleuten wurde er zu Gast geladen. Von dem vergnügungslustigen Herzog zu allen Partien, Ausflügen, Unterhaltungen beigezogen, war er bald mit allen Hofherren, Hofdamen und Hoffräulein wohlbekannt, bei allen wohlgelitten, ein fröhlicher Genosse der allgemeinen Heiterkeit. Nur die höhern Staatsbeamten, namentlich der bis dahin ziemlich allvermögende Thomas von Fritsch, blieben zugeknöpft, und die ernstere Herzogin Luise sah es nicht gerne, daß das studentische Wesen

---

[1] F. W. Riemer, Mittheilungen über Göthe. Berlin 1841. II. 18.

[2] H. Viehoff, Göthe's Leben, Geistesentwicklung und Werke. 4. Auflage. Stuttg., Conradi, 1877. II. 130.

und Treiben ihres Gemahls einen neuen Förderer erhielt. Karl August stand mit Göthe gleich auf „Du", und dieser brauchte nicht bemüht zu sein, dem „Sie" oder wohl auch dem „Du" viele Titel anzuhängen. Der Stil, in dem sie miteinander verkehrten, entsprach mehr dem „Du" als dem „Sie". Karl August war bald in alle Herzensgeheimnisse des älteren Freundes eingeweiht und sprach sich bei ihm flott und rückhaltslos aus, wie ein lustiger Corpsbruder beim andern. Göthe war mit seiner vita nuova wohl zufrieden. Er schrieb an Tante Fahlmer:

„Gott weiß, wozu ich noch bestimmt bin, daß ich solche Schulen durchgeführt werde. Diese gibt meinem Leben neuen Schwung, und es wird Alles gut werden. Ich kann nichts von meiner Wirthschaft sagen: sie ist zu verwickelt, aber Alles geht erwünscht. Wunderlich Aufsehen macht's hier, wie natürlich. Wieland ist gar lieb, wir stecken immer zusammen und gar zu gerne bin ich unter seinen Kindern. Sein Weib ist herzebrav." [1]

Auch dem Bedienten Göthe's, Philipp Seidel, gefiel die verwickelte Wirthschaft ganz gut, doch nicht in jeder Beziehung. Er schrieb an seinen Freund J. Adam Wolf in Frankfurt den 23. Nov. 1775, 11 Uhr Nachts:

„Nein, in dieser seligen Lage muß ich dir schreiben, guter Bruder, da copire ich einen Roman, von welchem mein Herr der Verfasser ist. Ich bin an einer Stelle, die mich wahrhaft himmlisch entzückte und in dieser Lage will ich dir schreiben, ob ich gleich sehr getrieben werde, es fertig zu machen. Ich habe Alles, Arbeit genug, Essen, Trinken und Geld rc. — nur keine Liebe, keine Seele, der ich mich mittheilen könnte. Es ist ein müßiges, steifes, üppiges Volk, das einem oft unleidlich wird." Dagegen rühmt er „die große fürstliche aise" an der verwittweten Herzogin und den „gütigen, jugendlichen Blick" des Herzogs, und wie das Volk voll Lobes über sie sei und mit „thränendem Auge Gott für sie danke". — „Den 17. huj. waren wir auf der Redoute, da gefiel mir's. Es gab allerlei artig Zeug", besonders freute ihn ein alter deutscher Tanz [2].

Bei Jagd, Tanz, Ausfahrten und Maskerade blieb wenig Zeit zum Schreiben. Für Auguste von Stolberg, die Vertraute seines Lili-Romans, wühlte Göthe am 22. nur einige Zeilen hin, wohl nur, um geschrieben zu haben:

„Ich erwarte deine Brüder, o Gustchen! was ist die Zeit Alles mit mir vorgegangen. Schon fast 14 Tage [3] hier im Treiben und Weben des

[1] M. Bernays, der junge Göthe. Leipzig 1875. III. 121. — Düntzer, Göthe's Leben. 1880. S. 265. Er mahnte die Tante auch noch, ein Schneider-Conto zu zahlen, wahrscheinlich für den schönen Frack, in welchem er sich den Hoheiten vorgestellt.

[2] S. Grenzboten 1874. I. 376.

[3] Die 14 Tage waren längst voll, am 22. November.

Hofes. Adieu! bald mehr! Vereint mit unsern Brüdern! Dieß Blättel sollst indeß haben."[1] Auch dieser Zettel blieb übrigens liegen, so daß Christian etliche Tage nachher auf der Rückseite desselben der Schwester die Ankunft der beiden Brüder vermelden konnte: „Hier wird's uns recht wohl! Wir leben mit lauter guten Leuten, mit unserm Wolf und den hiesigen Fürstlichkeiten, die sehr gut sind, gehen auf die Jagd, reiten und fahren aus, und gehen auf die Maskerade."

Als Friedrich Leopold und Christian zu Stolberg am Abend des 26. November in Weimar ankamen, war Wolf-Göthe eben mit dem Herzog zur Jagd ausgeritten. Er blieb mit diesem bei dem Statthalter Dalberg in Erfurt übernacht, der schon einmal nach Weimar gekommen war, um ihn kennen zu lernen, ihn aber noch nicht getroffen hatte. Die beiden Grafen holten nun mit dem Hofe den Herzog und Göthe in Erfurt ab und verweilten dann bis zum 3. December in Weimar.

Die Skizze, welche Friedrich Leopold in einem Briefe an seine Schwester „Puletchen" von dem Hofe und seinem Leben gibt, kennzeichnet die Hauptpersonen sehr anschaulich, obwohl nicht ohne einen gewissen enthusiastischen Anhauch. Am meisten sympathisch scheint ihm die junge Herzogin gewesen zu sein.

„Es ist eine gar vortreffliche junge Frau! Verstand wie ein Engel und durch ihre anscheinende, nach und nach sich entnebelnde Kälte leuchtet das liebenswürdigste Herz hervor. Sie gab uns einen Brief von Lavater an uns, den er an sie eingeschlossen hatte .... Mit der Herzogin von Lavater zu sprechen, war mir inniger Genuß. Sie hat ihn in Zürich besucht und liebt ihn, wie man ihn lieben muß."

Am 6. December faßte Friedrich Leopold seine Weimarer Eindrücke also zusammen:

„Auf dieser ganzen Reise hat mir, außer der Schweiz, und freilich auch Hamburg ausgenommen, kein Ort so gefallen, wie Weimar. Ich will Dir die Hauptpersonen beschreiben. Der Herzog ist ein herrlicher achtzehnjähriger Junge, voll Herzensfeuer, voll deutschen Geistes, gut, treuherzig, dabei viel Verstand. Engel Luischen ist Engel Luischen. Die verwittwete Herzogin, eine noch schöne Frau von 36 Jahren, hat viel Verstand, viel Würde, eine in die Augen fallende Güte, so ganz ungleich den fürstlichen Personen, die im Steiffsein Würde suchen; sie ist charmant im Umgang, spricht sehr gut, scherzt fein und weiß auf die schönste Art Einem etwas Angenehmes zu sagen. Prinz Konstantin ist ein herziges, feines Bübchen. Eine Frau von Stein,

[1] Düntzer, Frauenbilder. Stuttg. 1852. S. 368. Riemer l. c. II. 18. W. Arndt, Göthe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg. Leipzig, Brockhaus. 1881. S. 41. 125 ff.

Oberstallmeisterin, ist ein allerliebstes, schönes Weibchen. Wir waren gleich auf dem angenehmsten Fuß dort; es ward uns sehr wohl und ihnen ward auch wohl bei uns. Den Vormittag waren wir entweder bei Göthe oder Wieland, oder ritten mit dem Herzog auf die Jagd oder spazieren. Von zwei bis fünf Uhr waren wir bei Hofe. Nach Tisch wurden kleine Spiele gespielt, blinde Kuh und Plumpsack. Von sieben bis neun Uhr war Concert oder ward vingt-un gespielt. Einmal war Maskerade. Einen Nachmittag las Göthe seinen halbfertigen Faust vor. Es ist ein herrliches Stück. Die Herzoginnen waren gewaltig gerührt bei einigen Scenen. Den vorletzten Abend (den 2.) waren wir bei Prinz Konstantin; der Herzog, der Statthalter von Erfurt, ein trefflicher Mann von Verstand, und viele Cavaliere vom Hofe aßen mit uns. Da wir bald abgegessen hatten und recht guter Dinge waren, öffnete sich plötzlich die Thüre, und siehe die Herzogin Mutter mit der schönen Frau von Stein traten feierlich in die Stube, jede ein drei Ellen langes Schwert aus dem Zeughause in der Hand, um uns zu Rittern zu schlagen. Wir setzten uns nieder, und die beiden Damen gingen vertraut um den Tisch herum, von Einem zum Andern. Nach Tisch wurde lange blinde Kuh gespielt. Einigen steifen Hofleuten waren wir, glaub' ich, ein Dorn im Auge, aber alle guten waren uns herzlich gut. Den letzten Abend, nachdem wir uns schon bei Hofe beurlaubt hatten, aßen wir mit Göthe und Wieland allein. Unterdessen hatte Jemand dem Herzog bei Tisch ein Exemplar des Freiheitsgesangs gezeigt, welcher ihm sehr gefiel. Er schickte mir das Exemplar und ließ mich fragen, ob ich's nicht dem ‚großen Friedrich' dediciren wollte. Ich schrieb auf der einen Seite des Titelblattes eine ziemlich bittere Dedication an ‚den großen Friedrich' in Knittelversen, welche gut soll aufgenommen worden sein, obgleich die Herzogin Mutter leibliche Nichte des ‚großen Friedrich' ist. Wieland haben wir versprechen müssen, zuweilen Gedichte in den Merkur zu geben, dagegen versprach er, künftig kein schlechtes Zeug in den Merkur zu nehmen. Göthe hab' ich dießmal noch lieber gekriegt." [1]

Gerne hätten die beiden Stolberg den Freund mit sich nach Dessau und Hamburg genommen; doch wollte der Herzog ihn nicht gehen lassen. Er blieb also, nahm indeß die Einladung des Herzogs nicht an, mit ihm den Hof zu Rudolstadt zu besuchen, sondern pilgerte nach Kochberg, dem Landsitz der „schönen" Frau von Stein, mit der er bereits nähere Bekannt-

[1] Joh. Janssen, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg. Freiburg, Herder, 1877. I. 62—64. Vgl. den gleichzeitigen Brief Christians von Stolberg, bei Düntzer, Göthe's Leben. Leipzig 1880. S. 266. Über studentische Tollheiten und Excesse, welche die jungen Poeten zusammen getrieben haben sollen, enthält ihre Correspondenz keine Anhaltspunkte. Wohl richtig nimmt Düntzer an (Göthe und Karl August. Leipzig 1861. I. 11), daß den hierüber circulirenden Gerüchten dieser oder jener Scherz zu Grunde lag, denen sich dann aber Entstellungen und Übertreibungen ankrusteten. Vgl. Arndt, Göthe's Briefe an Auguste zu Stolberg. S. 131.

schaft angeknüpft hatte. Am 6. December schrieb er seinen Namen auf die innere Platte ihres Schreibtisches — eine „unsterbliche“ Reliquie, die heute noch, zu Nutz und Frommen aller verliebten Touristen, in Kochberg gezeigt wird.

Während dieß neue Verhältniß ihn mächtig beschäftigte und fesselte, zog ihn der Herzog immer mehr in sein Vertrauen und befestigte dadurch die Freundschaftsbeziehung, die den vorübergehenden Besuch in eine bleibende Stellung verwandeln sollte. Für den Posten eines Superintendenten, für den Karl August einen freundlichen, humanen Geistlichen suchte, schlug Göthe schon Anfangs December Herder vor und empfahl ihn auf's Beste, während er anderseits auch Alles aufbot, Herder für die Annahme dieser Stelle zu gewinnen. Der Statthalter Dalberg unterstützte ihn hierbei. Bei Hofe und namentlich bei der orthodoxen Klerisei erhob sich aber entschiedener Widerstand. Der letzteren war Herder zu freisinnig und aufgeklärt; der Hof hingegen fühlte sich verletzt, daß ein fremder, bürgerlicher Besucher in so wichtigen Dingen maßgebende Vorschläge machen sollte. Während man von der einen Seite mit Eingaben und Protesten arbeitete, von der andern mit diplomatischen Künsten, nahmen sich der Herzog und Göthe die Ernennung ihres künftigen Bischofs oder Papstes nicht allzusehr zu Herzen, ritten lustig über Land, erfreuten sich am Eislauf und an der Jagd, und trieben allerhand wilde, muntere Streiche.

Auf Weihnachten ging der Herzog nach Gotha und wollte auch Göthe mitnehmen. Dieser lehnte indeß ab; denn in Gotha commandirte der französisirende Gotter, einst in Wetzlar sein Freund, Literatur und Theater, und das war ihm nicht gemüthlich. Er zog es vor, mit Einsiedel, Kalb und Bertuch nach Waldeck zu reiten, einem einsamen Dorf hinter Jena. Da wohnte der Förster Slevoigt mit zwei artigen Töchtern, deren eine Bertuch, die andere der Zeichenlehrer Kraus sich zur Frau ausersehen [1]. Noch am Abend schrieb Göthe an den Herzog einen kleinen Brief, der mit dem Zigeunerlied im Götz von Berlichingen anhebt und dann fortfährt:

„Daß mir' in diesem Winkel der Welt, Nachts, in dieser Jahreszeit, mein alt Zigeunerlied wieder einfällt, ist ebenso natürlich, lieber, gnädiger Herr, als daß ich mich gleich hinsetze, es Ihnen aufzuschreiben und hintendrein einen Brief zu sudeln; denn ich vermisse Sie wahrlich schon, ob wir gleich nicht zwölf Stunden auseinander sind. Drunten sitzen sie noch nach

[1] Viehoff, Göthe's Leben. Stuttgart 1877. II. 131.

aufgehobenem Tisch und schmauchen und schwatzen, daß ich's durch den Boden höre. Ich bin heraufgegangen, es ist halb neun. Wind und Wetter hat uns hergetrieben, auch Regen und was daran hängt. Die Kluft nach Jena hinein hat mich im glücklichen Abendsonnenblick mit all ihrer dürren Herrlichkeit angelächelt, die Lage von Jena selbst mich erfreut, der Ort mich gedrückt. Zwischen da und hier war nicht viel Gaffens; es kam ein Regen aus Italien, wie uns ein Alter versicherte, der mit dem Schubkarren an uns vorbeifuhr. — Hier liegen wir recht in den Fichten drin bei natürlich guten Menschen Unterwegs haben wir in den Schenken den gedruckten Karl August gegrüßt, und haben gefühlt, wie lieb wir Sie haben, daß uns Ihr Name auch neben dem L. S. Freude machte. Einsiedel ist zu Bett. Sein Magen liegt schief; Kaffee und Branntwein wollen's nicht bessern. Ich will auch gehen. Gute, herzliche Nacht! — Noch ein Wort, ehe ich schlafen gehe. Wie ich so in der Nacht gegen das Fichtengebirge ritt, kam das Gefühl der Vergangenheit, meines Schicksals und meiner Liebe über mich und ich sang so bei mir selber:

„Holde Lili, warst so lang
All meine Lust und all mein Sang;
Bist ach! nun all mein Schmerz, und doch
All mein Sang bist du noch."

Am andern Morgen kamen die alten Straßburger Liebhabereien über ihn. Er ließ sich bei dem Rector in Bürgel die Odyssee holen, um in der patriarchalischen Waldwohnung Homer zu lesen. Bis diese eintraf, las er poetische Stellen in der Bibel. Dann wurde wieder Schlittschuh gelaufen. Der heilige Abend ward „mit Würfeln und Karten vervagabundet". Am ersten Christtag ritten sie nach Bürgel, nicht in die Kirche, sondern um das dortige Amtshaus anzusehen. Nachdem sie wacker gegessen und getrunken, verkleideten sie sich, so gut es ging, indem sie gegenseitig die Kleider wechselten.

„Kraus war auch gekommen und sah in Bertuch's weißem Tressenrock und einer alten Perrücke des Wildmeisters wie ein verdorbener Landschreiber, Einsiedel in meinem Frack mit blauem Krägelchen wie ein verspielt Bübchen, und ich in Kalb's blauem Rock mit gelben Knöpfen, rothem Kragen und vertrotteltem Kreuz und Schnurrbart wie ein Kapitalspitzbube aus." [1]

Der Herzog war ganz gerührt, als er diesen Bericht erhielt. Er fühlte gleich, daß die „Genies" bei ihrer Art Weihnachtsfeier den bessern Theil erwählt.

„Lieber Göthe," antwortete er, „ich habe Deinen Brief erhalten, er freut mich unendlich. Wie sehr wünschte ich, mit freierer Brust und Herzen

---

[1] S. Morgenblatt 1846. Nr. 123. Diezmann, Weimar-Album. S. 19.

die liebe Sonne in den Jenaischen Felsen auf- und untergehen zu sehen und das zwar mit Dir. Ich sehe sie hier alle Tage, aber das Schloß ist so hoch und in einer so unangenehmen Ebene, von so vielen dienstbaren Geistern erfüllt, welche ihr leichtes lustiges Wesen in Sammet und Seide gehüllt haben, daß mir's ganz schwindlich und übel ward. Ich komme erst den Freitag wieder. Mache doch, daß Du hierher kommst, die Leute sind gar zu neugierig auf Dich." [1]

Göthe folgte diesem Rufe nicht, traf aber am 29. wieder mit dem herzoglichen Freund in Weimar zusammen, wo inzwischen eine neue Größe erschienen war, der bereits erwähnte Freiherr Sigmund Leo von Seckendorf, der nichts Geringeres erwartet hatte, als selbst der vertraute Rathgeber und Günstling Karl Augusts zu werden. Er war etwas verblüfft, als er diesen Ehrenplatz schon vergeben fand [2].

Die zwei letzten Tage des Jahres 1775 brachte Göthe mit dem Herzog bei Dalberg in Erfurt zu, der an der neuen Literatur das größte Interesse nahm, des Herzogs Freundschaft für Göthe theilte und förderte, und auch Herders Berufung auf's Nachdrücklichste anempfahl. Das neue Jahr wurde in Weimar begonnen, ganz im selben Stil, wie das alte begraben worden. „Ich lerne täglich mehr steuern auf der Woge der Menschheit. Bin tief in der See." [3] So schloß ein kurzer Neujahrsgruß an Lavater.

„Ist mir auch sauwohl geworden," schrieb er am 5. Januar an Merck, „Dich in dem freiweg Humor zu sehen. Ihr werdet wohl zusammenfahren, und so auch was singen, daß der König und die Königin &c. — Ich treib's hier freilich toll genug, und denk' oft an Dich, will Dir auch nun Deine Bücher schicken, und bitte Dich, Vater und Mutter ein Bissel zu laden. Habe Dich auch herzlich lieb. — Wirst hoffentlich auch bald vernehmen, daß ich auf dem Theatro mundi was zu tragiren weiß, und mich in allen tragikomischen Farcen leiblich betrage. Addio." [4]

Das lustige Leben der zwei ersten Monate hatte indeß schon fast alles Geld verschlungen, das Göthe von Frankfurt mitgebracht. Er mußte noch am selben Tag (5. Januar) Tante Fahlmer angehen, doch mit der Mutter Rath zu halten, ob der Vater „Sinn und Gefühl ob

[1] Riemer II. 19. Briefwechsel des Großherzogs Karl August mit Göthe. Weimarer Landesindustrie-Comptoir. 1863. I. 1.

[2] Über seine Unzufriedenheit berichtet ausführlich Düntzer, Göthe und Karl August. I. 15 ff.

[3] Briefe an Lavater. Leipzig 1833. S. 18.

[4] Briefe an Joh. Heinr. Merck. Hrsg. von Dr. Karl Wagner. Darmstadt 1835. S. 84.

all der abglänzenden Herrlichkeit seines Sohnes habe" [1], d. h. ihn um etwas Geld „anzupumpen", wie die Studenten sagen. Wollte der Vater ihm nicht 200 Gulden oder auch weniger zugestehen, so sollten sie bei Merck anklopfen. Die klugen Frauen scheinen es nicht für gut erachtet zu haben, bei dem gestrengen Herrn Rath für ihren lieben Wolfgang zu pumpen. Das Geld wurde bei Freund Merck aufgenommen. Göthe meldete diesem die Ankunft am 22. Januar [2].

„Ich hab' das Geld, lieber Bruder, erst den 19. Januar kriegt! Was Du mir länger als März lassen kannst, das thu'; was Du aber wieder brauchst, sollst Du haben. Hier hast Du einen Schein.

Ich bin nun ganz in alle Hof- und politischen Händel verwickelt und werde fast nicht wieder weg können. Meine Lage ist vortheilhaft genug, und die Herzogthümer Weimar und Eisenach immer ein Schauplatz, um zu versuchen, wie einem die Weltrolle zu Gesichte stünde. Ich übereile mich drum nicht, und Freiheit und Gnüge werden die Hauptconditionen der neuen Einrichtung seyn, ob ich gleich mehr als jemals am Platz bin, das durchaus Sche..ige dieser zeitlichen Herrlichkeit zu erkennen."

„Wir machen des Teufels Zeug," meldet er dem Freund zwei Monate später, „doch ich weniger als der Bursche, der nun ein herrlich Dram' auf unsern Leib schreibt. Es geht mit uns allen gut, denn was schlimm geht, lass' ich mich nicht anfechten. Den Hof hab ich nun probirt, nun will ich auch das Regiment probiren, und so immer fort. Ich bin gesund bis auf 'n Einfluß des fatalen Wetters, streiche was ehrlichs in Thüringen herum und kenne schon ein brav Fleck davon. Das macht mir auch Spaß, ein Land so auswendig zu lernen." [3]

Auch auf dem Gebiete des Regiments hatte Göthe übrigens den ersten Schachzug schon gewonnen. Gegen die gesammte Klerisei und den Hof setzte er Herders Berufung durch. Noch am 31. December 1775 hatte er diesen zu muthigem Ausharren in der Prüfung auffordern müssen. Doch schon am 2. Januar konnte er ihm schreiben:

„Heut kann ich Dir schon Hoffnung geben, was ich vorgestern nicht konnte. Und das thu' ich gleich nicht um Dein, sondern der Frau willen. Ich bin mit Wieland hier bei liebenden Menschen. Du mußt ihm auch helfen seinen ‚Merkur' stärken, davon sein Auskommen und seiner Kinder Glück abhängt. Er wünscht Dich her, hatte eh' die Idee als ich. Weiß aber nicht, was jetzt vorgeht. Ich hoffe, Du sollsts allein durch mich und aus freier

---

[1] Düntzer, Göthe's Leben. S. 270.

[2] Wagner l. c. S. 122. Der Brief ist aber hier falsch datirt: 1778 statt 1776. Vgl. Riemer II. 19.

[3] Wagner. 1835. S. 93.

Wahl des Herzogs haben. Der Statthalter von Erfurt hat das Beste von Dir gesagt, und bestätigt dem jungen Fürsten Deinen Geist und Kraft; ich habe für Deine politische Klugheit in geistlichen Dingen gut gesagt; denn der Herzog will absolut keine Pfaffentracasserien über Orthodoxie und den Teufel, und da haben die .... gemacht. — Ich wünsche Dich meinem Herzog und ihn Dir. Es wird Euch beiden wohl thun, und — — ja, lieber Bruder, ich muß das stiften, eh' ich scheide. Leb wohl! wie die Sache rückt, sollst Du Nachricht haben. Zerreiß meine Zettel, wie ich gewissenhaft die Deinigen."[1]

Bald darauf wünscht er doch, daß Herder von dem Abt Jerusalem in Wolfenbüttel empfohlen würde:

„Ein guter Brief von ihm würde viel thun. Lieber Bruder, wir haben's von jeher mit den Sch...kerlen verdorben, und die Sch...kerle sitzen überall auf dem Fasse. Der Herzog will und wünscht Dich, aber alles ist hier gegen Dich. Indeß ist hier die Rede von Einrichtung auf ein gut Leben und 2000 Reichsthaler Einkünfte."[2]

Wie es scheint, wünschte der Herzog die Ernennung dennoch auf irgend ein günstiges Zeugniß stützen zu können. Wenigstens mahnt Göthe:

„Lieber Bruder, nenne mir nur einen einzigen Theologen, der rechtgläubigen Namen hat und gut für Dich ist ... der, wenn man ihn fragte, Guts von Dir sagte."

Auch dieß eine Zeugniß wurde indeß überflüssig gemacht. Der Herzog wies die Herren vom Consistorium schließlich an Göthe und dieser konnte nun schreiben:

„Bruder, sei ruhig, ich brauch der Zeugnisse nicht, habe mit trefflichen Hetzpeitschen die Kerls zusammengetrieben, und es kann nicht lang mehr stocken, so hast Du den Ruf. ... Vielleicht bleib' ich auch eine Zeit lang da ... Unser Herzog ist ein goldener Junge. Die Herzoginnen wünschen Dich auch."

Am 19. Februar verkündete Wieland seinem Freunde Merck, „der Messias Herder werde am Palmarum auf 150 Eseln (d. h. auf der ihm untergeordneten Geistlichkeit) in Weimar einreiten". Göthe aber

---

[1] Düntzer, Aus Herders Nachlaß. Frankfurt a. M. 1857. I. 55 ff.

[2] So wurde die Stelle geschätzt, doch trug sie nur etwa 1200 Thlr. ein. — Man verzeihe die Mittheilung der salonswidrigen Kraftausdrücke, an welchen die größten deutschen Classiker sich in dieser Periode erfreuten. Aber es ist absolut nöthig, um die sogen. Genieperiode quellenmäßig zu charakterisiren, wie sie war, und der Schönfärberei gegenüberzutreten, durch welche sich manche wohlmeinenden Leute darüber täuschen lassen, indem sie meinen, in Weimar hätte man allezeit so fein gesprochen, wie Tasso mit den beiden Leonoren.

meldete dem künftigen Generalsuperintendenten von Weimar seine Ernennung, mit Beibehaltung desselben Bildes, in folgenden Knittelversen:

„Hochwürdiger!
'S ist eine alte Schrift,
Daß die Ehen werden im Himmel gestift'.
Sind also vielmehr zu Eurem Orden
Vom Himmel grad 'rab gestiftet worden.
Es uns auch allen herzlich frommt,
Daß Ihr bald mit der Peitsche kommt —
Und wie dann unser Herr und Christ
Auf einem Esel geritten ist,
So werdet Ihr in diesen Zeiten
Auf hundert und funfzig Esel reiten,
Die in Euer Herrlichkeit Diöces
Erlauern sich die Rippenstöß'."

Zum Schluß noch die tröstliche Versicherung:

„Und im Grunde weder Luther noch Christ
Im mindesten hier gemeinet ist,
Sondern was in dem Schöpfengeist
Eben lutherisch und christlich heißt."

Das Resultat des burschikosen canonischen Processes zeigte der Herzog am 23. Februar 1776 kurz und gut dem Oberconsistorium an, indem er ihm bedeutete, daß Herder ihm „wegen seiner Gelehrsamkeit und Stärke in der geistlichen Beredtsamkeit, auch sonstigen guten Eigenschaften (der Orthodoxie wurde nicht gedacht) ganz besonders angerühmet und empfohlen worden" [1], es sei ihm also die Stelle als Oberhofprediger, Oberconsistorialrath und Kirchenrath, auch Generalsuperintendent anzutragen. Punktum! Streusand! Das betreffende Document ging zwei Tage darauf an Herder ab. Da dessen Annahme schon sicher stand, so war damit Göthe's erste Regierungsmaßregel siegreich durchgefochten. Er bekam nun auch Lust, selbst in Weimar zu bleiben.

„Herder hat den Ruf als Generalsuperintendent angenommen," so schreibt er am 14. Februar an Tante Fahlmer. „Ich werd' wohl auch da bleiben und meine Rolle so gut spielen, als ich kann, und so lang, als mir's und dem Schicksal beliebt. Wär's auch nur auf ein paar Jahre, ist doch immer besser, als das unthätige Leben zu Hause, wo ich mit der größten Lust nichts thun kann. Hier hab' ich doch ein paar Herzogthümer vor mir. Jetzt bin ich dran, das Land nur kennen zu lernen; das macht mir schon viel Spaß. Und der Herzog kriegt auch dadurch

[1] Düntzer, Göthe und Karl August. I. 16.

Liebe zur Arbeit, und weil ich ihn ganz kenne, bin ich über viele Sachen ganz und gar ruhig. Mit Wieland führ' ich ein liebes häusliches Leben, esse Mittags und Abends mit ihm, wenn ich nicht bei Hofe bin. Die Mägdlein sind hier gar hübsch und artig; ich bin gut mit allen. Eine herrliche Seele ist die Frau von Stein, an die ich so, was man sagen möchte, geheftet und genistelt bin. Luise und ich leben nur in Blicken und Silben zusammen; sie ist und bleibt ein Engel. Mit der Herzogin Mutter hab' ich sehr gute Zeiten, treiben auch wohl allerlei Schwänk' und Schabernack. Sie sollten nicht glauben, wie viel gute Jungens und gute Köpfe beisammen sind; wir halten zusammen, sind herzlich unteris (unter uns) und dramatisiren einander und halten den Hof uns vom Leibe." [1]

So war nach kaum einem Vierteljahr Göthe's Bleiben eine ziemlich ausgemachte Sache. Das Hofleben gefiel ihm, ein neuer Lebensroman war angesponnen. Was für eine Stellung er einnehmen sollte, das war ihm freilich nicht recht klar. Dichter? Schriftsteller? Hofmann? Beamter? Alles das zugleich? Das Hofleben kam ihm wie ein Schauspiel vor, in diesem Schauspiel glaubte er aber immer als Wirkungskreis „ein paar Herzogthümer" vor sich zu haben. Der junge Herzog faßte die Frage praktischer und bestimmter auf.

Schon einen Monat nach Göthe's Ankunft (den 9. December) hatte der bisherige Minister von Fritsch den Herzog gebeten, ihn seiner Stelle als Minister zu entheben und ihm dafür diejenige eines Regierungspräsidenten zu übertragen, und sein Gesuch sehr charakteristisch also motivirt:

„Ich finde immer mehr Eigenschaften an mir, welche mich in meinen eigenen Augen als zu diesem Platz untüchtig darstellen. Der erste Mann in Ew. D. Ministerio sollte viel um Ihro Person, viel an Ihrem Hofe sein, um zu aller Zeit Ihre Befehle vernehmen und vollziehen zu können. Wie könnte aber ich, der ich viel Rauhes in meinen Sitten, zu viel öfters an das Mürrische gränzende Ernsthaftigkeit, zu viel Unbiegsamkeit und zu wenig Nachsicht gegen das, was herrschender Geschmack ist, an mir habe, am Hofe gefallen oder eine günstige Aufnahme mir versprechen können ꝛc.?"

Fritsch traf hier unzweifelhaft den Kernpunkt, der den früheren Reformplänen des Herzogs zu Grunde lag und auch seine Freundschaft für Göthe inspirirte. War der lustige, feine, gesellige, biegsame und schmiegsame Minister, der dem herrschenden Geschmack Rechnung zu tragen wußte, nicht schon da?

---

[1] Düntzer, Göthe's Leben. S. 271.

Der Herzog ließ indeß Fritsch auf Antwort warten. Erst Mitte Februar eröffnete er ihm vertraulich, daß er ihn als ersten Minister in seinem Conseil behalten wolle. Der bisherige Geheimrath Schmid solle Regierungspräsident werden, an seine Stelle im Conseil der Herr von Tabor treten, das Präsidium des Kammercollegs solle der Herr von Kalb übernehmen. Endlich sei seine Intention: „den sich dermahlen allhier aufhaltenden D. Göthe unter dem ihm beizulegenden Character eines Geheimen Assistenz-Rathes in das Geh. Conseil zu placiren und ihm die 4te und letzte Stelle in selbigem zu übertragen“.

Fritsch nahm sich die „Freiheit, ad 3) gegen die Anstellung des Dr. Göthe beim Geheimen Consilio geziemende Vorstellung zu thun und theils auf deßen Untauglichkeit zu einem dergleichen beträchtlichen Posten, theils aber darauf appuyirt, daß die intendirende Placirung dieses Mannes vor eine Menge rechtschaffener langgedienter Diener, welche auf einen Platz dieser Art Anspruch machen könnten und sich also zurückgesetzt sehen würden, niederschlagend seyn müßte“ [1].

Der Herzog blieb auf seiner Meinung und führte für Göthe eine Menge Gründe in's Feld, die Fritsch vergeblich zu widerlegen suchte. Doch kam es vorläufig zu keinem Entscheide. Ausflüge und Spritzfahrten, Jagden und Ritte, häusliche Unterhaltungen und Hofbelustigungen dauerten fort. Ein kleines Theater, das man schon im November herzurichten begonnen hatte, war auf Neujahr fertig geworden. Nach langer Unterbrechung wurden im Januar die drei ersten Vorstellungen gegeben. Statt Schauspieler kommen zu lassen, spielte der Hof selbst. Dazwischen fanden Bälle und Concerte statt. Des Verkleidens und Probirens, Spielens und Tanzens war kein Ende. In Cumberlands „Westindier“, der im März wiederholt gegeben wurde, spielte Göthe die Hauptrolle, der Herzog übernahm die Rolle des Major O'Flaherty, ein Theil des Hofes spielte mit. Ein kleineres Stück, das am 1. März zur Aufführung kam, hat Göthe's Kammerdiener, Philipp Seibel, naiv beschrieben [2]:

„Es war sehenswerth. Die Verwünschungen (!!) des heiligen Antonius stellte es vor, der in einer Höhle vor Buch und Todtenkopf saß; dann kam ein Teufel nach dem andern und ängstete ihn und suchte ihn zu quälen und irre zu machen; jeder Teufel stellte ein Laster vor, von dem er Teufel war; mein Doctor war der Hochmuthsteufel, kam mit

[1] Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia. 143—146.

[2] Grenzboten 1874. I. 376. — Brief Philipp Seibels vom 1. März.

Pfauenschwanzflügeln und aufgeblasen auf Stelzen herein. Das letzte war die Wollust, die zwischen den Bocksfüssigen Teufeln hertrat und ihn mit Bitten und Kniefallen zu bewegen suchten. Umsonst. Sie warfen ihn mit Feuer, umzingelten ihn, und tanzten mit großen Gebärden um ihn herum, der vergeblich zu entfliehen suchte, sie aber doch zuletzt durch Darzeichung eines Spruches wegscheuchte. Alles war natürlich und schauerlich, nicht leichtfertig. So gut wie zwei Komödien."

Der Spaß, den Göthe selbst nach einem alten Antoniusbilde arrangirt hatte, kostete 150 Thaler. Die starkgewürzte, ascetische Burleske bot eine angenehme Abwechslung zwischen Glashüttenballet und Blumenballet und wie die gewohnten Ballete alle hießen. Weiter bemühte man sich aber nicht, die Väter der Wüste zu studiren.

Während der lustigen Faschingssaison, welche bei den heitern Hofkreisen seine Beliebtheit erhöhte, traf Göthe die ersten Schritte, sich bleibend in Weimar niederzulassen, indem er die Gastfreundschaft derer von Kalb nicht länger in Anspruch nahm, sondern sich eigene Wohnung miethete. Es war das burgartige sogenannte kleine Jägerhaus, damals das letzte Haus vor dem Frauenthor — in dem Gebäude, das jetzt dort steht, tagt das Stadtgericht. Welche öffentliche Stelle Göthe bekleiden sollte, war im April noch nicht bekannt; doch vermuthete Wieland, daß er wohl Geheimer-Legationsrath werden würde[1]. Er selbst schrieb Anfangs März an Lavater:

„Verlaß dich — ich bin nun ganz eingeschifft auf der Woge der Welt — voll entschlossen: zu entdecken, gewinnen, streiten, scheitern, oder mich mit aller Ladung in die Luft zu sprengen." [2]

Für seine Entdeckungsreisen wollte er aber auch Geld haben. Er wandte sich darum wieder an die liebe Tante, die für ihn „pumpen" sollte (6. März):

„Ich bleibe hier, hab' ein schön Logis gemieth, aber der Vater ist mir Ausstattung und Mitgift schuldig. Das mag die Mutter nach ihrer Art einleiten; sie soll nur kein Kind sein, da ich Bruder und Alles eines Fürsten bin. Der Herzog hat mir wieder hundert Dukaten geschenkt — gegeben, wie ihr wollt. Ich bin ihm, was ich sein kann, er mir, was er sein kann. Das mag nun fortgehen wie und so lang das kann."

Daß der Herzog ihm das nöthige Mobiliar selbst besorgte, verschwieg er, um eher von Papa Geld zu bekommen. Allein Papa hatte

---

[1] Brief an Merck vom 12. April 1776. Wagner. 1838. S. 64.

[2] H. Hirzel, Briefe von Göthe an Lavater. Leipzig 1833. S. 19.

es noch nicht verschmerzt, daß der Herr Sohn alle seine Advocatur- und Magistratsträume vernichtet hatte, dazu mußte er für denselben noch Schulden zahlen und blieb darum taub für seine Bitten. Dagegen erlöste der Herzog seinen Freund endlich von der Marschallstafel, an der er nicht gern saß, weßhalb er auch nicht oft bei Hofe speisen wollte, und zog ihn während einer Abwesenheit der Herzogin an die Fürstentafel.

Die nächste Sorge des herzoglichen Freundes ging dahin, dem Dichter ein poetisches Nest zu verschaffen, wo er als echter Anhänger Rousseau's in einsam freier Natur Sonnenschein und Regen, Wolken und Nebel, Waldeshauch und Blumenduft, Mondenschein und Sternefunkeln ohne Störung genießen könnte. Am Abhang der Höhe, auf der heute die große Kaserne steht, an dem sogenannten „Rosenberg", unweit der Ilm, lag zwischen verworrenem Gestrüpp ein kleines einsames Haus mit einem Garten. Dieses ließ der Herzog durch Bertuch ankaufen und übergab es dann Göthe als Geschenk. Der Kauf des Grundstückes fand am 22. April statt. 600 Thaler wurden gleich ausbezahlt, der übrige Kaufpreis einstweilen verzinst. Da Alles sehr verwahrlost war, ließ der Herzog auf seine Kosten die nöthigen Reparaturen vornehmen, die Zimmer malen und möbliren. Ankauf und Ausstattung kamen zusammen auf 1294 Thaler 16 Groschen. Obwohl Göthe nicht gleich einziehen konnte, so war es ihm doch eine willkommene Puppe. Fast jeden Tag lief er hin, um Alles anzusehen und die Reparaturen zu beaufsichtigen. Herzog, Herzogin und der ganze Hof wandelten auch hinaus, um die Neuigkeit zu schauen. Von Ende April bis Ende Juli waren zahlreiche Arbeiter (mitunter 25) mit der Beurbarung und Verschönerung des Gartens beschäftigt. Es mußte viel Erde, Rasen, Steine, zugefahren werden. Ohne die Vollendung abzuwarten, zog Göthe am 20. Mai in sein neues Königreich ein und leitete mit dem Hofgärtner Reichardt die Anlage des Gartens. Da träumte er des Abends, bald allein, bald mit Lenz oder Klinger. Da schlief er auch wohl, wenn ihn nicht der Herzog oder andere Freunde einluden oder er nicht im Land herum vagabundisirte. Schon Anfangs Juni speiste der Herzog bei ihm im Garten, etwas später kam auch die Herzogin mit Frau von Stein zum Frühstück dahin.

Die Ausstattung war nicht glänzend, doch nach damaligen Verhältnissen comfortabel genug. Nur vier Zimmer waren in Farbe gesetzt, das Übrige bloß mit Leimfarbe ausgeweißt, die Thürschlösser hatten

keinen Anstrich. Der beste Möbelschreiner der Residenz, Mieding, der zugleich auch „Director der Natur" d. h. Obermaschinist des Theaters war, verfertigte die Möbel „nach antiker Form", wie er in seiner Rechnung sagt, gut, solid, schön und so viele, als das kleine Gartenhaus fassen konnte[1].

Am 22. April (1776) wurde das Gartenhaus gekauft; am 23. eröffnete der Herzog seinem Minister, Herrn von Fritsch, schriftlich, daß er auf seinem früheren Vorhaben beharre: er (Fritsch) solle die erste Stelle im Conseil behalten, Schmid Regierungspräsident und Kanzler, Kalb Kammerpräsident werden, Dr. Göthe „den letzten Platz im Conseil, mit dem titul eines Geheimbden Legations Rath" erhalten. Dann setzte der Herzog für die Conseilssitzungen einen Tag mehr an, als bisher, so daß fürder wöchentlich drei Sitzungen gehalten werden sollten, eine für Justiz- und Criminalwesen, eine für die Finanzen, eine für sämmtliche übrige Geschäfte.

Fritsch fühlte sich verdonnert. Er war ein Mann von 44 Jahren und ein Herr von, ein sehr allseitig gebildeter Herr, hatte schon die Universität bezogen, ehe Göthe geboren war, stand seit 1754, mehr als 20 Jahre, in weimar'schen Diensten, kannte Land, Leute, Gesetze und Verwaltung von A bis Z, hatte 20 Jahre Alles mit verwaltet und mit gewissenhaftester Sorgfalt mitregiert. Seit vier Jahren war er Vorsitzender des Conseil, d. i. erster Minister. Und nun sollte er sich als Minister neben den 27jährigen Frankfurter Advocaten setzen, der von ungefähr im November in's Land geschneit kam, noch nicht einmal ein

---

[1] Das Meiste ist noch vorhanden, aber wegen der devoten „Raubsucht" der Göthe-Verehrer, die auf Reliquien ausgehen, hinter Schloß und Riegel gelegt. Vgl. Kritische Bemerkungen zu Göthe's Biographie. I. Die Erwerbung des Gartens, von C. A. H. Burkhardt, Grenzboten 1873. II. 142 ff. „Da steht noch der alte schöne Schreibtisch nach Wiener Art, dort in regelloser Ordnung die 6 Tafelstühle, das dreisitzige Kanapee, die beiden niedlichen Fauteuils, das ursprüngliche Bettgestell." — „Außer dem Erwähnten bestand das Ameublement in 1 Kleiderschrank, 1 Kanapee von Kienbaum, 1 Actenschrank braun gebeizt, 1 spanischen Wand, 6 Stühlen mit Rücklehnen von Rohr mit rothen Leinwandkissen, 2 von Nußbaumholz fournirten Tischen, Nachtstuhl mit Nachtgeschirr, 1 großen Postament für 1 Gipsfigur, weiß angestrichen, 2 leeren Bänken im Hause, 2 Strohstühlen und 1 Bettgestell, 2 Tischen und 6 alten Stühlen mit rother Leinwand überzogen. Letztere wurden nur alt gekauft." Karl August stiftete ein großes Tafelmesser mit Futteral, der Hof von Gotha schenkte ein vollständiges Tafelservice für 12 Personen mit 8 Fruchtkörben, der von Weimar das nöthige Silberzeug. Die Küche wurde natürlich auch nicht vergessen — — und zum Schießen waren 2 Scheiben da. Die Anschaffungen im Hause kosteten 354 Thlr. 4 Gr. 11 Pf.

eigenes Haus zu verwalten gehabt hatte, nur Verse und Romane machte und sich noch aufführte wie ein loser Student. Das war zu viel für den soliden Mann vom alten Regime. Er reichte am 24. dem Herzog seine Entlassung ein und sprach den Grund seines Verdrusses klar und deutlich aus:

„So bleibt mir nichts mehr übrig, als gegen Jhro mit aller Jhnen schuldigen Ehrerbietung, zugleich aber auch mit aller Entschlossenheit eines von dem, was Ew. H. D. anderen und sich selbst schuldig ist, tief durchdrungenen Mannes zu declariren, daß ich in einem Collegio, dessen Mitglied gedachter D. Göthe anjetzt werden soll, länger nicht sitzen kann."

Der Protest kam jedoch zu spät. Nachdem Karl August sich mit Göthe auf „Du" gestellt, mit ihm Theater gespielt, ihn ein halb Jahr fast nicht von seiner Seite gelassen, konnte er ihn Fritsch zu lieb nicht fallen lassen. Er ließ den grämlichen Herrn zwei Wochen warten; dann schrieb er ihm:

„Ich habe Jhren Brief, Herr Geheimer Rath, vom 24. April richtig erhalten. Sie sagen mir in demselben Jhre Meinung mit aller der Aufrichtigkeit, welche ich von einem so rechtschaffenen Manne, wie Sie sind erwartete. Sie fordern in eben demselben Jhre Dienstentlaßung, weil, sagen Sie: Sie nicht länger in einem Collegio, wovon der D. Göthe ein Mitglied ist, sitzen können. Dieser Grund sollte eigentlich nicht hinlänglich seyn, Jhnen diesen Entschluß faßen zu machen: Wäre der D. Göthe ein Mann eines zweideütigen Charakters, würde ein jeder Jhren Entschluß billigen, Göthe aber ist rechtschaffen, von einem außerordentl. guten und fühlbaren Hertzen; nicht alleine ich, sondern einsichtsvolle Männer, wünschen mir Glück diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf und Genie ist bekant. Sie werden selbst einsehen, daß ein Mann wie dieser nicht würde die langweilige und Mechanische Arbeit, in einem Landes Collegio von untenauf zu dienen außhalten. Einem Mann von Genie nicht an den Ort gebrauchen, wo er seine außerordentl. Talente nicht (sic) gebrauchen kann, heißt denselben mißbrauchen, ich hoffe, Sie sind von dieser Wahrheit, so wie ich überzeügt. Was den Punkt daß dadurch vielen verdienten Leuten, welche auf diesen Posten Ansprüche machten anbetrift, so kenne ich niemanden in meiner Dienerschaft, der meines wißens darauf hofte; zweitens werde ich nie einen Platz welcher in so genauer verbindung mit mir, mit dem wol und weh meiner Unterthanen stehet, nach anciennetät, sondern nach vertraun vergeben. Was das Urtheil der Welt betrift, welche mißbilligen würde, daß ich den D. Göthe in mein wichtigstes Collegium setzte, ohne daß er zuvor weder Amtmann, Professor, Cammer- oder Regierungs Rath war, dieses verändert gar nichts, die Welt urtheilt nach vorurtheilen, ich aber, und jeder, der seine Pflicht thun will, arbeitet nicht um Ruhm zu erlangen, sondern um sich vor Gott und seinen eigenen Ge-

wissen rechtfertigen zu können, und suchet auch ohne den Beyfall der Welt zu handeln.“ [1]

Auch alle übrigen Remonstrationen des Herrn von Fritsch wies der Herzog rund von sich, blieb auf der Ernennung des Herrn von Kalb für das Kammerpräsidium und auf der Veränderung der Geschäftsordnung bestehen und forderte von Fritsch, daß er dennoch bleiben sollte. Die Pille war bitter. Doch Anna Amalia trat jetzt für den Herzog ein, beschwor ihren lieben alten Fritsch (den 13. Mai), zu bleiben, suchte ihm seine Abneigung gegen Göthe auszureden und versicherte ihn, daß er der neuen Stellung gewachsen und werth sei:

„Ich will Ihnen nicht von seinen Talenten, von seinem Genie sprechen; ich rede nur von seiner Moral, seine Religion ist die eines wahren und guten Christen, die ihn lehrt, seinen Nächsten zu lieben und es zu versuchen, ihn glücklich zu machen; das ist doch der erste hauptsächlichste Wille unseres Schöpfers.“ [2]

Nachdem es Fritsch nun klar geworden, daß Göthe nicht mehr wegzudrücken sei, ergab auch er sich in die herzoglichen Schöpfungszwecke, zog seine Entlassung zurück und blieb.

Der Hof, der in seinen traditionellen Formen, Gevatterschaften, Gunstbeziehungen befangen war, konnte sich indeß an der Mentorwahl des Herzogs und an der Bevorzugung Göthe's unmöglich erbauen. Das Treiben der beiden Freunde sah nicht anders denn wie eine tolle Studentenwirthschaft aus, die alle bisherigen Verhältnisse umzustürzen drohte. Man klagte, murrte, intriguirte. Der Herr von Seckendorf und die Hofleute jammerten, daß die Stellung des Adels bedroht sei. Der Herr von Fritsch und die verdientesten, würdigsten Beamten bedauerten die unverdiente Zurücksetzung ihres Standes. Ungünstige Berichte gingen nach allen Seiten aus. Zimmermann erhielt folgende Schilderung über die traurigen Folgen der stattgefundenen Veränderungen:

„Goethe cause ici un grand bouleversement; s'il sait y remettre ordre, tant mieux pour son génie. Il est sûr, qu'il y va de bonne intention: cependant trop de jeunesse et peu d'expérience — mais attendons la fin. Tout notre bonheur a disparu ici:

---

[1] Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia. S. 159. 160.

[2] Sie schrieb, wie immer, französisch: „Sa religion est d'un vrai et bon Chrétien, qui lui fait aimer Son prochain et tache à le rendre heureux, voilà bien le point principal de la volonté de notre Créateur.“ Theater, Oper, Operette, Plaisir, seinen Nächsten gut amüsiren — das war die Hauptsache bei diesem Christenthum! Beaulieu-Marconnay ib. 170. 254.

notre cour n'est plus ce qu'elle était. Un seigneur, mécontent de soi et de tout le monde, hazardant tous les jours sa vie avec peu de santé pour la soutenir, son frère encore plus fluet, une mère chagrine, une épouse mécontente, tous ensemble de bonnes gens, et rien qui s'accorde dans cette malheureuse famille.“ [1]

Alle älteren, zahmeren, ruhigeren Leute, alle Anhänger des alten Regime waren vor den Kopf gestoßen, sahen die Mißstände, welche eine solche Studentenwirthschaft mit sich brachte, im ungünstigsten Licht und befürchteten das Schlimmste, wenn die frühere Ordnung nicht wieder zurückkehrte. Auf solche Berichte hin fühlte sich Klopstock verpflichtet, dem jüngern Bruder in Apollo folgenden Mahnbrief zu schreiben [2]:

„Hier ein Beweis von Freundschaft, liebster Göthe! Er wird zwar ein wenig schwer, aber er muß gegeben werden. Lassen Sie mich nicht damit anfangen, daß ich es glaubwürdig weiß; denn ohne Glaubwürdigkeit würde ich ja schweigen. Denken Sie auch nicht, daß ich Ihnen, wenn es auf Ihr Thun und Lassen ankommt, einreden werde; auch nicht, daß ich Sie deßwegen, weil Sie vielleicht in Diesem oder Jenem andere Grundsätze haben, als ich, strenge beurtheile. Aber Grundsätze, Ihre und meine, beiseite, was wird denn der Erfolg sein, wenn es fortwährt? Der Herzog wird, wenn er sich ferner bis zum Krankwerden betrinkt, anstatt, wie er sagt, seinen Körper dadurch zu stärken, erliegen und nicht lange leben. Es haben sich wohl stark geborene Jünglinge, und das ist denn doch der Herzog gewiß nicht, auf diese Art frühe hingeopfert. Die Deutschen haben sich bisher mit Recht über ihre Fürsten beschwert, daß diese mit ihren Gelehrten nichts zu schaffen haben wollten. Sie nehmen jetzo den Herzog von Weimar mit Vergnügen aus. Aber was werden andere Fürsten, wenn Sie in dem alten Ton fortfahren, nicht zu ihrer Rechtfertigung anzuführen haben? Wenn es nun wird geschehen, was ich fühle, daß es geschehen wird! Die Herzogin wird vielleicht ihren Schmerz jetzo noch niederhalten können; denn sie denkt männlich. Aber dieser Schmerz wird Gram werden, und läßt sich der auch etwa niederhalten? Louisens Gram, Göthe! Nein, rühmen Sie sich nur nicht, daß Sie lieben, wie ich! — Ich muß noch ein Wort von meinem Stolberg sagen. Er kommt aus Freundschaft zum Herzog. Er soll also doch wohl mit ihm leben? Wie aber das? Auf seine Weise? Nein, er geht, wenn er sich nicht ändert, wieder weg. Und was ist dann sein Schicksal? Nicht in Kopenhagen, nicht in Weimar. Ich muß Stolberg schreiben; was soll ich ihm schreiben? — Es kommt auf Sie an, ob Sie dem Herzog diesen Brief zeigen wollen oder nicht. Ich für mich habe nichts dawider; im Gegentheil; denn da ist er gewiß noch nicht, wo man die Wahrheit, die ein treuer Freund sagt, nicht hören will.“

[1] Düntzer, Göthe und Karl August. I. 27 (nach Höfer, Göthe und Charlotte v. Stein. Stuttg. 1878. S. 35, schrieb dieß wahrscheinlich Frau v. Stein).

[2] Dr. Döring, Klopstock's Biographie. Jena 1853. S. 97. 98. Viehoff, Göthe's Leben. II. 149. — J. Janssen, Stolberg. 1883. S. 18. 19.

Um Göthe gegen diesen Brief und zugleich Klopstocks Ehre zu retten, hat man den Grafen Görtz als Sündenbock hingestellt, dessen „Verleumdungen und Übertreibungen“ Klopstock als baare Münze genommen haben soll, um aus irriger Vorstellung dann so zu schreiben. Richtig ist schon, daß Görtz als abgedankter Erzieher und eklipsirter Edelmann mit zu den Mißvergnügten zählte. Doch ist es mit den Übertreibungen, welche Klopstocks Brief voraussetzen soll, so weit nicht her.

Das Treiben der beiden Freunde war eine vollständige Burschenwirthschaft[1], wie aus Göthe's Tagebüchern und den gleichzeitigen Briefen ganz unzweideutig erhellt. Neben Jagden durch Dünn und Dick, halsbrecherischen Kletterpartien, Kirmessen und Bauerntänzen, drolligen Picknicks und romantischen Mondscheinfahrten, durchpolterten Nächten und abenteuerlichen Parforce-Ritten figuriren in diesen Annalen auch Rheumatismus und Magenpein, Zahnweh, Morgendusel und Rhabarber. Göthe, der noch den Wertherfrack trug und darin viele Nachahmer fand, hieß Wolf oder Hätschelhans, auch die übrigen heitern Gesellen hatten ihre Spitznamen. Wie die Studenten hatten sie ihre eigene Terminologie. „Wüthig“ war ein Hauptadjectiv für ihr wildes Treiben. Poetisch-träumerische Stimmung hieß „Dumpfigkeit“, toller Ulk „Genie“. Liebe, Herz, Sehnsucht, auch die Würste waren „unendlich“. Statt einer Kneipzeitung hielten die Genies jeden Samstag eine humoristische Sitzung, worin sie einander in Knittelversen — Matinées genannt — aufzogen. Da wurden Göthe und der Herzog folgendermaßen durch Einsiedel besungen:

„Dem Ausbund Aller dort von Weiten
Möcht' ich auch ein Süpplein zubereiten,
Fürcht' nur sein ungeschliff'nes Reiten.
Denn sein verfluchter Galgenwitz
Fährt aus ihm wie Geschoß und Blitz.
's ist ein Genie von Geist und Kraft
(Wie eb'n unser Herrgott Kurzweil schafft),
Meint, er könnt' uns all' übersehen,
Thäten für ihn 'rum auf Vieren gehen:
Wenn der Fratz so mit einem spricht,
Schaut er einem stier in's Angesicht,

[1] Vgl. die Schilderung, welche Lewis (Frese) I. 361 ff. von diesen ersten „wilden Wochen“ gibt und welche meist auf sehr genauer Information beruht. Gödeke (Göthe's Leben und Schriften. Stuttgart 1877) sucht die Sache damit zu beschönigen, daß er Göthe mit einem „Löwenbändiger“ vergleicht (S. 156), „der so lange gut bändigen hat, wie der Löwe will“. Göthe selbst fand später die ganze Gegend von Ilmenau durch „unangenehme Erinnerungen befleckt“.

Glaubt, er könnts fein riechen an,
Was wäre hinter Jedermann.
Mit seinen Schriften unsinnsvoll
Macht er die halbe Welt itzt toll,
Schreibt 'n Buch von ein'm albern Tropf,
Der mit heiler Haut sich schießt vor'n Kopf:
Meint Wunder, was er ausgedacht,
Wenn er einem Mädel Herzweh macht.
Parodirt sich d'rauf als Doctor Faust,
Daß 'm Teufel selber vor ihm graust.
Mir könnt' er all gut sein im Ganzen
(Thät mich hinter meinen Damm verschanzen);
Aber wär' ich der Herr im Land,
Würd' er und all sein Zeugs verbannt. —
Nun denk' man sich 'nen Fürstensohn,
Der so vergißt Geburt und Thron,
Und lebt mit solchen lockern Gesellen,
Die dem lieben Gott die Zeit abprellen,
Die thun, als wär'n sie seines Gleichen,
Die ihm nicht einmal den Fuchsschwanz streichen,
Die des Bruders Respect so ganz verkennen,
Tout court ihn Bruder Herz thun nennen,
Glaub'n, es wohne der Menschenverstand,
Wo man alle Etikette verbannt [1].

Wenn die fröhlichen Herren auf ihren Excursionen die Betten stehen ließen und sich auf die Streu legten, wenn Göthe mit dem Herzog und Dalberg zusammen auf Stroh kampirte, so ist es auch nicht unwahrscheinlich, daß sie sich im Nothfall brüderlich mit Wäsche und Kleidern aushalfen. Ob sie ihren Humor mit einigen Gläsern mehr oder weniger auffrischten, das hat Niemand gezählt; doch an Durst konnte es bei ihren tollen Wanderfahrten nicht fehlen und gegen die gewöhnlichen Gesundheitsregeln sündigten sie tapfer. Selbst auf's Leben gaben sie nicht sehr ängstlich acht. Bei einer Eberjagd kam Göthe in die größte Gefahr, bei einem der vielen Vogelschießen fiel beim fünfzigsten Schuß ein Bursche todt darnieder. „Und," sagt Göthe ganz lustig, „hätte nach den Umständen jeder von uns können todt schießen und todt geschossen werden", und unmittelbar weiter: „Morgen habe ich Misels (Mädchen) heraufgebeten. Sie versichern mich alle, daß sie mich lieb haben und ich versichere sie, sie seien charmant. Eigentlich aber möchte jede so einen von uns, wer er auch sei, haben, und dadrüber werden sie keinen kriegen." [2]

---

[1] Viehoff, Göthe's Leben. II. 136.

[2] R. Keil, Göthe's Tagebuch aus den Jahren 1776—1782. Leipzig, Veit,

Klopstock war also im Wesentlichen recht berichtet, wenn ihm diese Wirthschaft als eine arg liederliche geschildert worden war. Die sanitärischen Folgen faßte er etwas zu ängstlich auf, die moralischen nahm er dagegen eher zu leicht. Eine ernstere, religiöse Lebensauffassung konnte bei solchem Treiben nicht aufkommen, das Familienleben des Fürsten erlitt bedauerliche Störung, Zucht und Sitte verlor dabei und für das Volk war es kein heilsames Beispiel, wenn der Herzog seine junge Gemahlin schon in den ersten Monaten zu Hause sitzen ließ, um mit Bauernmädels zu tanzen.

Am 20. Mai (1776) wohnte Göthe dem Einzug des Prinzen Konstantin in das Schlößchen Tiefurt bei, der von den Bauern mit Musik, Böllern, ländlichen Ehrenpforten, Kränzlein, Kuchen, Tanz, Feuerwerkspuffen, Serenaden u. s. w. gefeiert wurde. Tags darauf schrieb er an Klopstock vom hohen Roß herab:

„Verschonen Sie uns künftig mit solchen Briefen, lieber Klopstock! Sie helfen uns nichts und machen uns immer ein paar böse Stunden. Sie fühlen selbst, daß ich darauf nichts zu antworten habe. Entweder ich müßt als ein Schulknab ein Pater peccavi anstimmen, oder mich sophistisch entschuldigen, oder als ein ehrlicher Kerl vertheidigen, und käme vielleicht in der Wahrheit ein Gemisch von allen Dreien heraus, und wozu? Also kein Wort mehr zwischen uns über die Sache. Glauben Sie mir, daß mir kein Augenblick meiner Existenz überbliebe, wenn ich auf alle solche Anmahnungen antworten sollte. — Dem Herzog that's einen Augenblick weh, daß es ein Klopstock wäre. Er liebt und ehrt Sie; von mir wissen und fühlen Sie eben das. Stolberg soll immer kommen. Wir sind nicht schlimmer, und will's Gott besser, als er uns gesehen hat[1].

Göthe."

Klopstock antwortete nicht sogleich; er wird sich wohl nochmals nach dem Weimarer „Genieleben" erkundigt haben. Erst den 29. August 1776 kündigte er Göthe entschieden seine Freundschaft auf:

„Sie haben den Beweis meiner Freundschaft so sehr verkannt, als er groß war, besonders deßwegen, weil ich unaufgefordert mich höchst ungern in das

---

1875. S. 147 u. S. 123. A. Schöll, Göthe's Briefe an Frau v. Stein. Weimar 1848. I. 118. — Herbst, J. H. Voß. Leipzig 1872. I. 301. — Göthe selbst hörte später nicht gerne von diesen Zeiten reden. Knebels Briefe aus dieser Zeit verbrannte er. Die Götheverehrer suchten alle Excesse bestmöglichst zu verschleiern, und wo das nicht ausreicht, muß Göthe's eigenes Trostwort aushelfen:

„Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet,
Es gibt zuletzt doch noch 'nen Wein."

[1] Dr. H. Döring, Klopstock's Biographie, Jena 1853. S. 98.

mische, was Andere thun. Und da Sie sogar unter all solche Briefe und all solche Anmahnungen (denn so stark drücken Sie sich aus) den Brief werfen, welcher diesen Beweis enthielt, so erkläre ich Ihnen hiermit, daß Sie nicht werth sind, daß ich ihn gegeben habe. — Stolberg soll nicht kommen, wenn er mich hört, wenn er sich selbst hört.

Klopstock." [1]

Hiermit waren Göthe und Klopstock für immer geschiedene Leute. Friedrich Leopold zu Stolberg, der schon bereit war, sich ebenfalls in Weimar niederzulassen, kam nicht.

Göthe hatte unterdessen am 11. Juni seine definitive Ernennung erhalten [2]:

„Von Gottes Gnaden, Wir Karl August, Herzog zu Sachsen 2c. 2c. Urkunden hiermit: Nachdem Wir den Doctorem juris [3] Johann Wolfgang Göthe wegen seiner Uns genug bekannten Eigenschaften, seines wahren Attachements zu Uns und Unsers daher fließenden Zutrauens und Gewißheit, daß Uns und Unserm fürstlichen Hause er, bei dem von Uns ihm vertrauten Posten Treue und nützliche Dienste zu leisten, eifrigst beflissen seyn werde, zu Unserm Geheimbden Legationsrath, mit Sitz und Stimme in Unserm geheimbden Consilio zu ernennen, auch ihm einen jährlichen, mit Johannis a. c. seinen Anfang nehmenden Gehalt von 1200 Thalern auszusetzen, die Entschließung gefaßt haben: Als ist demselben hierüber gegenwärtiges Decret, welches Wir eigenhändig vollzogen und mit Unserm fürstlichen Insiegel bedrucken lassen, ausgefertigt und zugestellt worden.

So geschehen und geben Weimar den 11. Juni 1776.

Karl August."

Wie die Haruspices im alten Rom, wußten sich die beiden jovialen Freunde nach all ihren Studentenstreichen officiell ganz feierlich zu gebärden. Um Göthe's übelbestellter Börse aufzuhelfen, zahlte der Herzog ihm aus seiner Privatchatouille noch die Besoldung für das verflossene Halbjahr nach. Am 19. Juli erhielt Göthe sein Anstellungsdecret, am 25. wurde er in's Conseil eingeführt und als Minister vereidet. Mittags speiste er bei Hof — und so war die kleine Palastrevolution, welche der Herzog im Schilde geführt, wenigstens theilweise vollzogen.

---

[1] Dr. H. Döring, Klopstock's Biographie. Jena 1853. S. 99.

[2] C. Vogel, Göthe in amtlichen Verhältnissen. Jena, Fromann. 1834. S. 2. 3.

[3] Er war gar nicht Doctor, sondern bloß Licentiat. S. m. Schrift: Göthe's Jugend. Freiburg 1879. S. 87.

4. Charlotte von Stein, die Erbin aller Geliebten.

1775—1776.

„Die Frau des Oberstallmeisters des Herzogs Karl August von Weimar war jedenfalls dasjenige weibliche Wesen, mit dem Göthe in dem innigsten, zartesten und am längsten dauernden Verhältnisse stand, und das auf ihn einen tiefergehenden und nachhaltigeren Einfluß ausübte, als irgend ein anderes." August Diezmann.

„Es ist ein endloses Spiel des Zürnens und Verzeihens, des Verbannens und Begnadigens, der prüdesten Zurückhaltung und der rückhaltlosesten Hingebung, endlich und vor Allem der unausgesetzten Dämpfung und der sich stets wiederholenden Aufregung."
Edmund Höfer.

Herzensromane waren es bis dahin gewesen, welche in Göthe's Leben als leitendes Element hervortraten und seinem bunten Literatentreiben eine gewisse Einheit gaben. Schon als Kind schloß er sich inniger an Mutter und Schwester an, als an Vater und Bruder. Nicht bedeutende Männer, nicht interessante Freunde, nicht Rousseau, nicht Spinoza waren die Leitsterne seines Entwicklungsganges, sondern das Frankfurter Gretchen, Friederike Oeser, Käthchen Schönkopf, Fräulein von Klettenberg, Friederike Brion, Anna Gerock, Sibylle Münch, Maximiliane Laroche, Lili Schönemann, Auguste zu Stolberg und andere Mädchen, deren Namen die Götheforschung noch nicht aufgefunden hat. Liebe war der stete Traum seiner jungen Jahre, das Gemüthsleben der Frauen seine Lieblingsatmosphäre, Mädchen zugleich die Musen und der Lieblingsgegenstand seines Dichtens. Zu ihnen flüchtete er aus dem Wirrwarr seines fragmentarischen Studiums, wie aus dem unbefriedigenden Gewühl tollen Studententreibens. Seine Lyrik war fast lauter Liebespoesie, sein Werther die Klagen seiner eigenen Liebesqual, die Ritterthaten eines Götz liefen bei ihm in Liebesgeschichten aus, Faust stockte, als die Gretchentragödie zum Abschluß gelangt war, Clavigo, Stella und die kleinen Singspiele waren nur der Wiederhall neuer Liebesphantasien. Das war der eigentliche Quell seiner Poesie [1].

[1] S. m. Schrift „Göthe's Jugend". Freiburg 1879. — Unter dem Titel

Wie die große Grundkraft seiner Seele, die Phantasie, so waren auch seine Neigungen lebhaft, mannigfaltig, leicht beweglich, aber nicht ernst und tief. Löste sich ein Verhältniß, so spann er wohlgemuth ein anderes an, verwerthete das erste poetisch, und theilte sein Herz auch wohl großmüthig an zwei oder mehrere Geliebte. Als er darum, durch die unglückliche Liebe zu Lili aus Frankfurt gescheucht, nach Weimar floh, wäre es ein wahres Wunder gewesen, wenn er sich nicht nach einem neuen Roman umgesehen hätte. Wie Knebel erzählt, hingen sich die Damen gleich an ihn, der wie ein Stern in Weimar aufging, und Schiller berichtet von Weimar: „Die hiesigen Damen sind ganz erstaunlich empfindsam; da ist beinahe keine, die nicht eine Geschichte hätte oder gehabt hätte; erobern möchten sie gern alle. Da ist zum Beispiel eine Frau von Scharbt, die Du in jeder andern Gesellschaft für eine ausgelernte fille de joie erklären würdest .... Man kann hier sehr leicht zu einer Angelegenheit des Herzens kommen, welche aber freilich bald genug ihren ersten Wohnplatz verändert.“ [1] An Auswahl konnte es also nicht fehlen.

Die Wahl, welche Göthe dießmal traf, war bereits auf der Schweizerreise vorbereitet worden. In Straßburg hatte ihm nämlich der Großbritannische Leibarzt und Silhouettensammler Dr. Zimmermann unter hundert andern Silhouetten diejenige einer Weimarer Hofdame, Charlotte von Stein, gezeigt, deren Anblick den Dichter für drei Nächte schlaflos machte. Er schrieb unter das Bild: „Es wäre ein herrliches Schauspiel, zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durch's Medium der Liebe. So ist auch Sanftmuth der allgemeine Eindruck.“ Während Zimmermann sich beeilte, das Alles an Frau von Stein zu berichten, lieferte Göthe die Silhouette an Freund Lavater für die große Physiognomik ein und leistete zu derselben folgenden Text:

„Festigkeit. Gefälliges, unverändertes Wohnen des Gegenstandes. Behagen in sich selbst. Liebevolle Gefälligkeit. Naivetät und Güte, selbstfließende Rede. Nachgiebige Festigkeit. Wohlwollen. Treu bleibend. Siegt mit Netzen.“

„Göthe's Liebschaften und Liebesbriefe“ hat Dr. Aug. Diezmann, Leipzig 1868, versucht, „eine Geschichte seines Herzens (!) zu geben, die — nach des Verfassers Ansicht — ebenso unterhaltend für den gewöhnlichen Leser, als belehrend für denjenigen sein muß, welcher sein Wesen und Sein gründlich kennen lernen will.“ S. 4.

[1] K. Gödeke, Schiller's Briefwechsel mit Körner. Leipzig 1874. I. 112.

Das Alles erkannte er aus dem Profil einer bloßen Silhouette, nachdem ihm natürlich Zimmermann zuvor das Nöthige gesagt. Die Damen nahmen solche Orakel für baare Münze. Der Frau von Stein setzte Göthe eine vielberühmte Schönheit, die Marquise Branconi („Freundin" des Herzogs von Braunschweig), gegenüber mit dem Schlußsatz: „Siegt mit Pfeilen". Wieder ein elegantes Compliment. Die Bekanntschaft war damit eingeleitet.

Charlotte Albertine Ernestine von Stein war am 25. December 1742 zu Weimar geboren, also sieben Jahre älter als Göthe [1]. Ihr Vater, der Hofmarschall von Schardt, stammte aus Schlesien, die Mutter aus dem schottischen Geschlecht der Irving of Drum. Sanften und milden Charakters, sehr streng erzogen, trat sie schon mit fünfzehn Jahren als Hofdame in den Dienst der Herzogin Amalie und heirathete sieben Jahre später (1764) den herzoglichen Stallmeister Gottlob Ernst Josias Friedrich Freiherrn von Stein, der von seinem Vater, einem kaiserlichen Reichshofrath, das ansehnliche Rittergut Großkochberg ererbt hatte. Als Göthe nach Weimar kam, war sie schon Mutter von sieben Kindern, von denen aber vier Töchter bereits im Grabe ruhten. Neben diesen Verlusten hatten mannigfache andere Leiden das Jugendliche ihrer Schönheit bedeutend vermindert. Sie machte indeß auf

---

[1] Hauptquelle für diese Episode und für Göthe's Leben während dieses Zeitraumes überhaupt sind die von A. Schöll herausgegebenen „Briefe Göthe's an Frau v. Stein". Weimar 1848. — Düntzer's Charlotte von Stein. Ein Lebensbild. Stuttgart, Cotta, 1874, 2 Bde., ist hauptsächlich aus diesen Briefen geschöpft, enthält aber manche biographische Ergänzungen. Doch ist der Stoff nur nach Jahren aneinander gereiht, mehr unverarbeitetes Excerpt, als Biographie. Vgl. darüber die Recension des P. Diel, Stimmen aus Maria-Laach, 1875. IX. 220. Die sehr maßvolle Besprechung hat den reizbaren Sammler so in Harnisch gebracht, daß er allen Anstand über Bord warf und die Zeitschrift einen „Unkenteich" schalt (Charlotte von Stein und Corona Schröter. Eine Vertheidigung. Stuttg., Cotta, 1876. S. 33). Das soll uns wohl von seiner Bildung überzeugen. Das neue Buch, 300 Seiten stark, ist übrigens nur ein Auszug aus den fast 1000 Seiten des früheren Werkes und noch ungenießbarer, als dieses im breiten Stile jener „Weisen", von welchen Cervantes erzählt, daß jeder der „irrenden Ritter" einen oder zwei in Bereitschaft gehabt hätten, „die nicht nur seine Thaten beschrieben, sondern auch seine kleinsten Gedanken und Kindereien ausmalten, wenn sie auch noch so verborgen gewesen wären" (Don Quijote. II. Buch, 1. Kap.). Außer den „Stimmen" wird darin auch Lewes, Stahr, Keil, Zarncke's Centralblatt, kurz Jedermann angefallen, der Frau von Stein nicht als einen „Engel" kindlich verehren will. Ich habe nichts dagegen, wenn Düntzer sich auch an mir jetzt wieder ein Honorar verdienen kann.

Göthe den Eindruck eines Engels, die Grafen Christian und Leopold Stolberg fanden sie „schön", in allen Schilderungen des Hofes tritt sie neben den beiden Herzoginnen als die hervorragendste Frau auf. Schiller, der sie erst zehn Jahre später kennen lernte, kam die adelige Gesellschaft von Weimar langweilig vor, nur sie bevorzugt er vor den vielen „flachen Creaturen". „Die beste unter allen," sagt er, „war Frau von Stein, eine wahrhaftig eigene, interessante Person, und von der ich begreife, daß Göthe sich so ganz an sie attachirt hat. Schön kann sie nie gewesen sein, aber ihr Gesicht hat einen sanften Ernst und eine ganz eigene Offenheit. Ein gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Wesen." [1]

Ihre Ehe mit dem Freiherrn von Stein war nicht gerade eine unglückliche. Sie war eine gute, sorgliche Hausfrau, eine liebevolle Mutter und kam auch mit ihrem Gatten erträglich aus; doch herrschte nicht jene Seelenharmonie und vollendete Gleichheit unter ihnen, von denen romantische Gefühlsmenschen das eheliche Glück abhängig machen. Er gehörte als schöner, stattlicher Cavalier ganz der äußern Hofwelt an, sie beschäftigte sich viel mit Poesie, innerlicher Gefühlsschwärmerei und sogar Träumen. Er trieb Landwirthschaft, verstand sich auf Ochsen, Kühe, Kälber; sie interessirte sich mehr für zarte Angelegenheiten, für Romane, dramatische und lyrische Gedichte. Er war ein derber Landjunker, sie eine ätherische „schöne Seele". Sie hatte früher viel und gut Theater gespielt, auch Verse gemacht; der Ernst des Lebens hatte diese schöngeistigen Anlagen nicht zerstört, aber mit einer zarten, ideellen Beschaulichkeit verbunden. Sie hatte einen gewissen religiösen Zug, ging zur Kirche, beschäftigte sich mit frommen Träumereien, konnte aber auch die kräftigsten Religionsspöttereien ertragen und las mit Andacht Rousseau, Voltaire, Diderot, und was die Zeit der Aufklärung an buntem Ideenwirrwarr hervorbrachte. Rauschende Vergnügungen liebte sie nicht.

Das war die Frau Baronin, zu der Göthe jetzt seine Blicke erhob. Es war ein durchaus neues Abenteuer. Er hatte bis jetzt nur junge Mädchen geliebt, die an Geist und Bildung weit unter ihm standen — Gänslein, Backfischlein, die mit Gretchen bewundernd zu ihm aufstaunten:

„Du lieber Gott, was so ein Mann
Nicht alles, alles denken kann!
Beschämt nur steh' ich vor ihm da
Und sag' zu allen Sachen ja.

[1] Gödeke, Schiller's Briefwechsel mit Körner. I. 88.

Bin doch ein arm, unwissend Kind,
Begreife nicht, was er an mir find't."

Göthe selbst mag des bloßen Liebesgeflüsters dieser Pfarrers-, Bürgers- und Wirthstöchterlein überdrüssig geworden sein, zumal nachdem sein Genius aus Lili's Salon nicht als Sieger hervorgegangen. Er suchte mehr — einen ihm ebenbürtigen, geistigen Verkehr, den die Liebe poetisch verklären sollte — oder eine Liebe, die ihn auch geistig bereicherte. Dazu hatte er einen merkwürdigen Drang, zu beichten d. h. all seine Erlebnisse, Gemüthsstimmungen, Pläne, Arbeiten mitzutheilen und sich darüber trösten, ermuthigen, belehren zu lassen. Mit Freunden hatte er aber hierin fatale Erfahrungen gemacht. Manche benützten seine Mittheilungen zu eigenem Profit, pumpten ihn aus und verwertheten seine Geständnisse literarisch. Die zwar wohlmeinende, aber scharfe Kritik Mercks hielt er nicht aus. Er war so an Mama gewöhnt, daß er unwillkürlich wieder eine Mama suchte — — eine Geliebte, die etwas Mütterliches, Schwesterliches hätte, die ihn ganz verstände, ihn leitete, tröstete, ihm wie ein Schutzgeist zur Seite stände. Zu diesem weichlichen Charakterzuge gesellte sich auch öfter unverkennbar die Sehnsucht nach einem idealeren Geistesleben, das Verlangen nach religiösem Trost, der Drang seines besseren Ich nach jenem inneren Frieden, den er selbst in unruhiger Schattenleidenschaft täglich untergrub, ja vollends unmöglich machte, indem er bei der Geliebten suchte, was nur Gott gewähren kann.

Ob sich in diesen ideellen Zug seines Herzens auch realistisch-praktische Motive mischten, kann man dahingestellt lassen. Die Intimität mit der ersten Dame bei Hof versprach sicherlich ähnliche Vortheile, wie des Herzogs Familiarität, obwohl letztere für Göthe's Stellung an sich genügenden Halt bot [1].

Genug, das Verhältniß entspann sich dießmal nicht so rasch, wie die bisherigen Romane. Nachdem der Herzog seinen Freund selbst der Frau Stallmeisterin vorgeführt, sahen sie sich nur in öffentlicher Gesellschaft. Erst nach einem Monat ging er nach Kochberg und zeichnete seinen Namen auf Charlotte's Schreibtisch ein. Dann erfolgte wieder eine monatliche Pause, bis am 29. December Zimmermann seinen Freund der Frau Baronin in der eindringlichsten Weise zum Geliebten anempfahl.

„Ich bin durchaus nicht erstaunt," schrieb er, „daß Göthe in Weimar allgemein gefallen hat. Bei einem so glänzenden und allgemein anerkannten Erfolge wie der seinige, bei seinem im ersten Anblicke aus seinen Augen

[1] S. Höfer, Göthe und Charlotte v. Stein. S. 35.

leuchtenden Blitze, mußte er alle Herzen durch seine liebenswürdige Gutherzigkeit und seine Biederkeit treffen, die gleichen Schritt mit seinem hohen und erhabenen Genie hält. Ach, wenn Sie gesehen hätten, wie dieser große Mann seinem Vater und seiner Mutter gegenüber der beste und liebenswürdigste Sohn ist, so würde es Ihnen schwer halten, um ihn nicht durch das Medium der Liebe zu sehen. Tadeln wir die großen Männer nicht! Fehlte dem, was sie gethan haben, nur ein Zug, so würde zugleich alles Große fehlen, was wir an ihnen bewundern."

Der prophetische Schweizer verkündete ihr sogar Weimar's künftige Größe:

„Herrn Göthe wünsche ich alles Zutrauen an Ihrem Hofe. Höflinge (verzeihen Sie den unedeln Ausdruck!) von dieser Art können unter einem so weisen, verständigen und aufgeklärten Fürsten, wie der Herzog ist, ein neues Goldenes Zeitalter bei Ihnen hervorrufen, das in der Geschichte Epoche machen und bei der Nachwelt die sogenannten Großthaten der großen Höfe und großen Völker auslöschen wird."

Sobald das „Medium der Liebe" ihm diese Empfehlung ausgestellt, eröffnete Göthe im Januar einen Liebesbriefwechsel mit Frau von Stein, der von nun an zehn volle Jahre fortdauerte. Die Brieflein folgten einander oft Tag auf Tag, ja sogar mehrere unter demselben Datum. Als Schiller 1787 nach Weimar kam, war es dort öffentliches Geheimniß, daß sie über 1000 Briefe von Göthe besäße und daß er ihr noch immer von Italien aus schriebe. Diese Liebesbillets, die sich zeitweilig, namentlich wenn Göthe auf Reisen war, zu Tagebuchabschnitten erweiterten, füllen drei Octavbände von je etwa 400 Seiten. Sie bilden die biographische Hauptquelle für seine ersten zehn Jahre in Weimar.

Die romantische Billetsammlung beginnt schon am 3. Januar 1776, kaum ein paar Tage nachdem in Waldeck die letzten Seufzer nach Lili verklungen. Zu einem Gruß an Herzogin Louise gesellt sich bereits im ersten dieser verliebten Zettel die Versicherung: „Ich weiß doch allein, wie ich euch lieb habe."[1] Darauf gleich der Wunsch, Frau von Stein zu sehen und zu treffen: „Gehen Sie in die Comödie? Ich bitte nur um ein Wort. Besänftigerin! Ich komme wahrscheinlich heute noch." Da Frau von Stein, sei es aus moralischen Bedenken, sei es aus Rücksicht auf die vornehme Gesellschaft, den neuen Anbeter etwas kurz hielt, ihn sichtlich mied, wurde er ganz unglücklich. Am 27. Januar fehlte sie auf der Redoute. Da schrieb er ihr:

„Liebe Frau, ich war heut Nacht von einem Teufels Humor zu An-

[1] Schöll I. 4.

fange. Es drückte mich und die Herzogin, daß Sie fehlten. Die Keller und die niedliche Bechtolsheim konnten mich nicht in Schwung bringen. Karl gab mir das Zettelchen, das machte die Sache ärger, mich brannte es unter den Sohlen, zu Ihnen zu laufen. Endlich fing ich an zu miseln, und da gings besser. Die Liebeley ist doch das probateste Palliativ in solchen Umständen. Ich log und trog mich bei allen hübschen Gesichtern herum, und hatte den Vortheil, immer im Augenblick zu glauben, was ich sagte. Das Milchmädchen gefiel mir wohl, mit etwas mehr Jugend und Gesundheit wäre sie mir gefährlich...... Die Herzogin Mutter war lieb und gut, Herzogin Luise ein Engel, ich hätte mich ihr etlichemal zu Füßen werfen müssen! aber ich blieb in Fassung und kramte läppisches Zeug aus. Sie widersprach über eine Kleinigkeit dem Herzog heftig, doch machte ich sie nachher lachen, wir dachten an Dich, liebe, liebe Frau! Du kommst doch heut Abend." [1]

Den folgenden Tag schrieb er:

„Lieber Engel, ich komme nicht ins Concert. Denn ich bin so wohl, daß ich nicht sehen kann das Volk! Lieber Engel, ich ließ meine Briefe holen und es verdroß mich, daß kein Wort drin war von Dir, kein Wort mit Bleistift, kein guter Abend.

Liebe Frau, leide, daß ich Dich so lieb habe. Wenn ich jemand lieber haben kann, will ich Dir's sagen. Will ich Dich ungeplagt lassen. Adieu Gold. Du begreifst nicht, wie ich Dich lieb habe." [2]

Am 29. schickte er ihr seine Stella, die eben gedruckt angekommen war und die Liebe zu dreien poetisch anempfahl, dazu die Bitte: „Sollst mich auch ein Bischen lieb haben. Es geht mir verflucht durch Kopf und Herz, ob ich bleibe oder gehe."

Es war ihm aber doch mehr um's Bleiben. Er erzählte Wieland seine letzte Jahresgeschichte und versprach sie auch seiner Baronin:

„Wenn ihr mich warm haltet, so schrieb ichs wohl für euch ganz allein. Denn es ist mehr als Beichte, wenn man auch das bekennt, worüber man nicht Absolution bedarf. Adieu Engel, ich werde eben nie klüger und muß Gott danken dafür. Adieu, und mich verdrießts doch auch, daß ich Dich so lieb habe und just Dich! [3]

Als der Herzog ihn vorläufig als Hospitanten mit ins Conseil nahm, versprach der würdige Staatsmann ihrer auch bei seinen Geschäften zu gedenken, schickte ihr Blumen, besuchte sie während der Sitzung, schrieb ihr Zettel und befürchtete schon jetzt eine Billetkrankheit. Noch im Februar

[1] Schöll I. 5. [2] ib. I. 6. [3] ib. I. 9.

und März wurden die Liebesversicherungen heftiger und zudringlicher. Am 23. Februar schrieb er:

„Das erstemal seit 14 Tagen mit freiem Herzen und wie voll Danks gegen Dich Engel des Himmels, dem ich das schuldig bin. Ich muß Dir's sagen, Du Einzige unter den Weibern, die mir eine Liebe ins Herz gab, die mich glücklich macht. Nicht eher als auf der Redoute seh ich Dich wieder. Wenn ich meinem Herzen gefolgt hätte — Nein will brav seyn — — Ich liege zu deinen Füßen und küsse deine Hände[1].

In der folgenden Nacht fuhr er fort:

Du Einzige die ich so lieben kann, ohne daß michs plagt – und doch leb ich immer halb in Furcht — Nun mags. All mein Vertrauen hast Du und sollst so Gott will auch nach und nach all meine Vertraulichkeit haben. O hätte meine Schwester einen Bruder irgend wie ich an Dir eine Schwester habe. Denk an mich und drücke Deine Hand an die Lippen, denn Du wirst Gusteln seine Ungezogenheiten nicht abgewöhnen, Die werden nur mit seiner Unruhe und Liebe im Grab enden. Gute Nacht. Ich habe nun wieder auf der ganzen Redoute nur Ihre Augen gesehen — und da ist mir die Mücke ums Licht eingefallen.“[2]

Von Erfurt aus bat er sie, nach Ettersburg zu kommen und ihm dort mit einem Ring in's Fenster oder mit Bleistift an die Wand ein Zeichen zu machen, daß sie dagewesen:

„Du einziges Weibliches, was ich noch in der Gegend liebe, und Du einziges das mir Glück wünschen würde wenn ich was lieber haben könnte als Dich. — — Wie glücklich müßt' ich da seyn! — — oder wie unglücklich! Adieu! — Komm! und laß nur niemand meine Briefe sehen. — Nur — NB. — das NB. — will ich Dir mündlich sagen, weils zu sagen eigentlich unnöthig ist — Ade Engel.“[3]

Anstatt solche Billets und ihren Verfasser rundweg abzuweisen, wie es die Pflicht einer redlichen Gattin gewesen wäre, nahm der „Engel“ dieselben holdseligst auf, hielt sie sorgfältig geheim, erwiederte sie mit Antworten, die mehr lockten, als abwehrten und begnügte sich, den Flug der lieben Mücke etwas zu dämpfen und zu mäßigen[4]. Sie sah sie gern so um sich herumfliegen, mahnte aber vor „Aergerniß“. Darauf die Antwort (20. März):

---

[1] Schöll 11. [2] ib. 12. [3] ib. 13.

[4] Düntzer, Charlotte von Stein (I. 48), findet das nicht nur in Ordnung, sondern bricht darüber in enthusiastische Bewunderung aus.

„Sie irrten sich Engel, unter allem was mir auf Erden schädlich und tödtlich seyn könnte, ist Ärgerniß das letzte. An Stoff dazu fehlts freilich niemals, nur verarbeit' ich ihn nicht ..... Lassen Sies gut seyn, weil ich doch nun einmal die Schwachheit für die Weiber haben muß, will ich sie lieber für Sie haben, als für eine andere. Adieu Engel.“ [1]

Er nahm keinen Anstand, auch noch den Segen Gottes auf seine Schwachheit herabzurufen und Frau von Stein fürder mit dem astronomischen Zeichen der Sonne ⊙ in sein Tagebuch zu verzeichnen.

Die „Liebe“ hat indeß ihre eigene Logik. Ueber den Begriff der „Einzigen“ war Göthe längst hinaus; er hatte schon zu viele „geliebt“, nicht nur mehrere nacheinander, sondern auch mehrere gleichzeitig. Bereits in Leipzig hatte das angefangen. Bei den Gerocks erzählte er von der „einzigen“ Lotte, bei Sibylle Münch träumte er von Friederike, auf Lili's Zimmer schrieb er an Auguste zu Stolberg. Mit seiner zärtlichen Bruderliebe zu Cornelia fädelte er gewöhnlich die Mädchen ein, den neuen Schwesterchen erzählte er dann von seinen unschuldigen, frühern Bräutchen und wußte Liebeslust und Liebesleid so zart zu wenden, daß aus Sympathie und Mitleid ihm bald neue Liebe entgegenklang.

Als das „Novitiat der Liebe“ sich bei der Baronin von Stein allzusehr in die Länge zog, säumte Göthe nicht, den Roman zu erweitern und eine zweite Schöne darin aufmarschiren zu lassen. Nachdem er dem Hof an Herder einen galanten und „menschlichen“ Oberhofprediger verschrieben hatte, bedurfte man auch noch einer weiblichen Nachtigall, d. i. ersten Hoffängerin. Göthe brachte eine seiner Leipziger-Göttinnen in Vorschlag: das war Corona Schröter, die berühmte Sängerin und Schauspielerin, der er schon als Student in Versen gehuldigt hatte. Und da der Herzog und die Herzoginnen einverstanden waren, so reiste er selbst Ende März nach Leipzig, um sie für Weimarische Dienste zu gewinnen.

In Leipzig, wo er den 25. März ankam, suchte er sein „erstes Mädchen“ (d. h. sein erstes Leipziger-Mädchen) auf; Käthchen Schönkopf war aber Frau Kanne geworden — „Ce n'est plus Julie“ meinte er. Auch sonst wurde ihm „sonderbar“.

„Kann nicht genug sagen,“ schrieb er dem Herzog, „wie sich mein Erdgeruch und Erdgefühl gegen die schwarz, grau, steifröckigen, krummbeinigen, perrückengeklebten, degenschwänzlichen Magisters, gegen die Feiertagsberockte, altmodische, schlankliche, vieldünkliche Studenten-Buben, gegen die zuckende,

[1] Schöll I. 17.

kriesende, schnäbelnde und schwämelnde Mägblein und gegen die . . . . hafte, strotzliche, schwänzliche und finzliche Junge-Mägde ausnimmt, welcher Gräuel mir alle heut um die Thore als am Marientagsfeste entgegnet sind. Dagegen präservirt mein Aeußeres und Inneres der Engel die Schrötern, von der mich Gott bewahre was zu sagen." [1]

Er fühlte sich seit 24 Stunden nicht bei Sinnen, d. h. „bei zu vielen Sinnen, über- und unsinnlich" [2]. An Frau von Stein berichtete er noch am selben Abend:

„Die Schröter ist ein Engel — wenn mir doch Gott so ein Weib bescheeren wollte, daß ich euch könnt im Frieden lassen — doch sie sieht Dir nicht ähnlich genug."

Am andern Tage (26.) meinte er, Erziehung könnte noch nachhelfen:

„Ich bin bei der Schrötern — ein edel Geschöpf in seiner Art — ach wenn die nur ein halb Jahr um Sie wäre! Beste Frau was sollte aus der werden!" [3]

Während Göthe alle Schritte that, um Corona Schröter diesen Vortheil zu verschaffen, d. h. indem er sie als Kammersängerin der Herzogin A. Amalia anwarb, wurde Frau von Stein nun doch etwas unruhig und eifersüchtig. Um sie zu beschwichtigen, schrieb er ihr den 31.:

„Liebe Frau, Ihr Brief hat mich doch ein wenig gedrückt. Wenn ich nur den tiefen Unglauben Ihrer Seele an sich selbst begreifen könnte, Ihrer Seele an die Tausende glauben sollten um selig zu werden. — Man soll eben in der Welt nichts begreifen, seh ich je länger je mehr. — Ihr Traum Liebste! und Ihre Thränen! — Es ist nun so! Das Wirkliche kann ich so ziemlich meist tragen; Träume können mich weich machen, wenns ihnen beliebt. — Ich habe mein erstes Mädchen wieder gesehen. — Was das Schicksal (!) mit mir vorhaben mag! Wie viel Dinge ließ es mich nicht auf dieser Reise in bestimmtester Klarheit sehen! Es ist als wenn diese Reise sollt mit meinem vergangenen Leben saldiren. Und gleich knüpfts wieder neu an. Hab ich euch doch alle. Bald komm' ich. Noch kann ich nicht von der Schrötern weg." [4]

Als Göthe aus dem gefährlichen Leipzig wieder nach Weimar zurückgekehrt war (schon den 5. April), nahm das Zettelschreiben wieder seinen gewöhnlichen Lauf. Göthe seufzte nach Liebe und Liebe und mehr Liebe.

---

[1] Briefwechsel Karl August's mit Göthe. I. 2.

[2] Wenn nicht eine Reminiscenz aus Don Quijote (I. Buch, 1. Kap.), so doch eine ebenbürtige Perle von Unsinn, wie sie den fahrenden Ritter bei Feliciano de Silva entzückte: „Das Tiefsinnige des Unsinnlichen, das meinen Sinnen sich darbeut, erschüttert also meinen Sinn, daß ich über Euere Schönheit eine vielsinnige Klage führe."

[3] Schöll I. 20. [4] ib. I. 20. 21.

Frau von Stein konnte es nicht über's Herz bringen, einen so merkwürdigen, hervorragenden Anbeter fahren zu lassen. Schwankend zwischen Pflicht und Neigung, entzog sie dem Liebenden die Gunst ihrer Augen nicht ganz, predigte ihm aber Entsagung und Mäßigung und suchte ein platonisches Verhältniß herbeizuführen, das äußerlich ihre Stellung als Gattin intact erhielt, im Stillen aber sie zur Herzenskönigin des Dichters machen sollte. Es war derselbe Platonismus, den Göthe an Wieland verspottet hatte und den dieser in einer ganzen Series von Werken als verrückte und ungesunde Seelenquälerei zu verurtheilen bemüht war. Ersatz für eine Ehe oder auch nur für ein realistisches Liebesverhältniß konnte eine solche Seelengeschwisterschaft, Mondscheinsehnsucht und Billetpost unmöglich gewähren, einem so leidenschaftlichen Charakter wie Göthe am wenigsten. Er konnte den „Engel" oft Tage, ja Wochen und Monate lang nicht sehen; war er in Weimar anwesend, so mußten im Verkehr hundert kleine Vorsichten angewandt werden, um den Herzensaustausch zu maskiren und zu beschränken. Die Pädagogik des „Engels" war im Anfang sehr streng und verstattete auch in literarischer Hinsicht nur einen eng begrenzten Austausch der Ansichten und Empfindungen. Der Mann, der „titanisch" das christliche Sittengesetz abgeschüttelt hatte, mußte es sich gefallen lassen, wieder wie der Bär in Lili's Menagerie abwechselnd geschmeichelt und gerupft, am Seil herumgerissen und zum Tanzen beordert zu werden. Die Gegenwart der Frau Baronin machte ihn selig, ihre Abwesenheit riß in einem Augenblick den ganzen Himmel ein:

„Ach wie bist Du mir,
Wie bin ich Dir geblieben!
Nein an der Wahrheit
Verzweifle ich nicht mehr.
Ach wenn Du da bist,
Fühl' ich, ich soll Dich nicht lieben.
Ach wenn Du fern bist,
Fühl' ich, ich lieb' Dich so sehr[1].

Dieß ewige Hin- und Herschaukeln zwischen leerem Phantasieglück und ebenso thörichter Herzensqual macht seine Liebesbillets, abgesehen von ihrem sonst meistens schalen Inhalt, zu einer trostlosen, widerlichen Lectüre[2]. Den ganzen Mai, Juni, Juli 1776 enthalten sie fast nichts

[1] Schöll I. 51.

[2] Auch Edmund Höfer, Göthe und Charlotte v. Stein. Stuttgart 1878, S. 41, findet, daß dieselbe ein „im Ganzen ziemlich einförmiger, ja durch zahllose Wiederholungen ermüdender Weg ist", und: „man könnte im ‚süßen Einerlei' des Daseins zuweilen wirklich ein wenig ungeduldig werden."

als ein ewiges Gejammer über unnütze Selbstqual, vergebliches Ringen nach Resignation, Ueberdruß an längerem Herztheilen, Unmöglichkeit, seine Liebe aufzugeben, Sehnsucht nach der Gegenwart, die allein „wirkt, tröstet und erbaut“.

„Warum soll ich Dich plagen, liebstes Geschöpf! — Warum mich betrügen und Dich plagen und so fort. — Wir können einander nichts sein und sind einander zu viel.

Also auch das Verhältniß, das reinste, schönste, wahrste, das ich außer meiner Schwester je zu einem Weibe gehabt, auch das gestört! — Ich war drauf vorbereitet; ich litt nur unendlich für das Vergangene und das Zukünftige..... Ich will Sie nicht sehen, Ihre Gegenwart würde mich traurig machen. Wenn ich mit Ihnen nicht leben soll, so hilft mir Ihre Liebe so wenig, als die Liebe meiner Abwesenden, an der ich so reich bin. Die Gegenwart im Augenblick des Bedürfnisses entscheidet alles, lindert alles, kräftiget alles. Der Abwesende kommt mit seiner Spritze wenn das Feuer nieder ist — — und das Alles um der Welt willen! Die Welt, die mir nichts sein kann, will auch nicht, daß Du mir was sein sollst.“ [1]

„Hier bildend in der reinen stillen
Natur, ist ach mein Herz der alten Schmerzen voll.
Leb' ich doch stets um derentwillen,
Um derentwillen ich nicht leben soll.“

So lebte er denn wieder in der vollendetsten Wertherei, selbstgemachter Herzensqual und nutzloser Empfindelei, nur daß das bunte, lustige Hofleben dieselbe auf sehr geringe Zeit zurückdrängte und halb und halb wie eine Komödie erscheinen läßt. Der so namenlos unglückliche Liebhaber jagte mit dem Herzog im ganzen Land herum, spielte Theater, trieb alle erdenklichen Possen, zeichnete, dichtete, baute den Garten, welchen ihm der Herzog geschenkt, wohnte als Legationsrath dem Conseil bei, machte allen jungen Frauenzimmern den Hof und führte jenes tolle Studentenleben, das als „Geniewirthschaft“ so oft schon gepriesen und geschildert worden ist. In den Stunden des Rückschlags, den das tolle Treiben natürlich zur Folge haben mußte, in katzenjämmerlicher Ermüdung und Abspannung blickte er dann wieder zum Mond und zu den Sternen auf, sah Charlottens Bild über die nebelduftenden Wiesen gleiten oder gar als Madonna in den Himmel schweben:

„Sie kommen mir eine Zeit her vor wie Madonna die gen Himmel fährt, vergebens daß ein rückbleibender seine Arme nach ihr ausstreckt,

[1] Schöll I. 23. 33. Vgl. S. 29. 30. 44. 48. 49.

vergebens daß sein scheidender thränenvoller Blick den ihrigen noch einmal niederwünscht, sie ist nur in den Glanz versunken, der sie umgibt, nur voll Sehnsucht nach der Krone (!!) die ihr überm Haupt schwebt. Adieu doch Liebe!“ [1]

Der Frau von Stein war es gar nicht so himmlisch zu Muth. Sie war sich's immer noch bewußt, daß sie Frau von Stein hieße und daß dieser Name schwere Pflichten gegen Gemahl und Kinder in sich schlösse. Vor einer Scheidung bebte sie zurück und von der einmal genährten Leidenschaft vermochte sie sich ebenso wenig loszureißen. Auf die Rückseite des Blattes, worauf sie in elender Profanation mit der gen Himmel fahrenden Madonna verglichen wurde, schrieb sie die zweifelsvollen Verse:

„Ob's Unrecht ist, was ich empfinde,
Und ob ich büßen muß die mir so liebe Sünde,
Will mein Gewissen mir nicht sagen;
Vernicht' es Himmel du, wenn mich's je könnt' anklagen.“

Der Doctor Göthe nahm es mit der Gewissensfrage weniger genau. Für ihn war „Liebe“ und Poesie das höchste Gesetz: „Die Liebe giebt mir alles, und wo die nicht ist, bresch' ich Stroh. Das mahlerischte Fleck geräth mir nicht, und ein ganz gemeines wird freundlich und lieblich.“ [2] Also geliebt! Als Künstler und Poet glaubte er sich blindlings dem Scepter der Leidenschaft unterwerfen zu müssen, schickte der Geliebten Verse, Bücher, Rosen, andere Blumen — auch Spargel, Spargel aus seinem Garten, die ersten Spargel aus seinem Garten — auch ein Stück Nachtisch von der Tafel Dalbergs zu Erfurt — dazu Billets ohne Ende, dankend, lockend, schmollend, neckend, klagend, hoffend, sehnend, himmelhoch jauchzend — zum Tode betrübt — — in allen Tonarten das Gedudel einer krankhaften, sentimentalen Liebelei. Wahre Klagen einer unbefriedigten Sehnsucht mischen sich darin mit dem Jammer literarischer Phantasterei, mit wohlgezielten Seufzern und dem schalsten Liebesgirren. Zur „rechten Zeit“ kam am 9. Juli 1776 die Nachricht, daß Lili Braut geworden sei. „Uebrigens,“ so fügt er bei, „geht's so entsetzlich durch einander mit mir, daß es eine Freude ist!“

Wurde ihm die melancholische Seufzerkost bei Frau von Stein zu langweilig, so waren noch genug andere Gesichter da, um sich zu trösten. Jetzt mußte er seine Augen vor der Herzogin Louise bewahren, die „ein unendlicher Engel ist“, jetzt fand er „die Waldner recht lieb“ und schäkerte mit ihr herum [3], jetzt führte er Fräulein von Ilten, „das holde

[1] Schöll I. 65. [2] ib. I. 49. [3] ib. I. 59.

Geschöpf", in seinem Garten herum; auf den Streifzügen über Land aber war Gelegenheit genug, auch mit weniger ätherischen Gestalten, d. h. mit drallen Bauerndirnen, zu „miseln"[1]. Er drohte der strengen Erzieherin sogar mit dieser für sie wenig schmeichelhaften Rivalität:

„Sie fehlen mir an allen Ecken und Enden und wenn Sie nicht bald wieder kommen mach ich dumme Streiche. Gestern auf dem Vogelschießen von Apolda hab' ich mich in die Christel von Artern verliebt ꝛc."[2]

Den weiteren Commentar gibt das Gedicht „Christel":

„Hab' oft einen dummen, düstern Sinn,
Ein gar zu schweres Blut:
Wenn ich bei meiner Christel bin,
Ist Alles wieder gut."[3]

Dann folgen alle weiteren Affecte eines leichtfertigen Bauerntanzes mit dem richtigen Schluß, der die Gemeinden mit liederlichen Subjecten, deflorirten Mädchen und unehelichen Kindern zu beschenken pflegt.

Die Christel von Artern war aber nicht die einzige ländliche Dulcinea, welche in das „unendliche" Herz des allumfassenden Dichters Zutritt fand und sich mit Herzogin, Gräfinnen und Baroninnen darein theilte. Die Tagebücher erwähnen dieser „Volkspoesie" mehr als einmal, neben den Miseleien, zu denen bei Hof Gelegenheit war, und Tanzbelustigungen, welche die ganze Nacht hindurch dauerten. Um sich von solchem Leichtsinn dann zu „läutern", kehrte er im Mondschein wieder zur Frau von Stein zurück, kaperte ihr ein Armband weg, klagte sich weinerlich des Diebstahles an, schickte wieder eine Rose, zeichnete für sie in der Hermannstädter Höhle, grub ein S dort ein, küßte es und erinnerte die ätherische Geliebte in familiärster Weise, daß ohne Basia und was sonst dazu gehört, die „Liebe" eigentlich ein trostloses Geschäft sei. Er konnte kaum deutlicher und leidenschaftlicher darum betteln, als in einem Gedichte: „An den Geist des Johannes Secundus, des lieben, heiligen, großen Küssers", das er der verheiratheten Dame als Beiblatt zu einem seiner Zettel beizulegen wagte. Die Dichtung des Jan Nicolai Everard, auf welche Göthe darin anspielte und von welcher er so begeistert war, daß er den Dichter „groß, lieb und heilig" nannte, gehört, „ihres Schmutzes wegen kaum ihres Gleichen suchend", der gemeinsten, schamlosesten und verworfensten Erotik an[4].

[1] In der „Genie"-Sprache so viel als „liebeln", von „Misel" (Demoiselle).
[2] Ebd. I. 47.
[3] Göthe's Werke (Hempel) I. 17. R. Keil, Tagebuch. S. 72.
[4] So urtheilt der Protestant Grässe (Literärgeschichte, II. Bd. III. Abth.

In solchem Schmutz wühlte Göthe mit behaglichem Wohlgefallen herum und bot ihn auch der Frau von Stein an. Der Inhalt und Charakter der Dichtung, ihre verfängliche Anwendung, Göthe's Temperament und sein ganzes Treiben lassen keinen Zweifel darüber, daß es ihm nicht um ein platonisches Verhältniß zu thun war, daß er vielmehr die volle Wahrheit sprach, wenn er einige Wochen später gestand:

„Ach, die acht Wochen haben doch viel verschüttet in mir, und ich bleibe immer der ganz sinnliche Mensch.“ [1]

Schon der alte Cicero hat gewußt, daß sich mit den Leidenschaften nicht ungestraft spielen läßt, daß ein „gemäßigter Epikuräismus“ sie nur scheinbar, aber nicht wirksam zu bändigen im Stande ist. „Wer das Laster innerhalb gewisser Grenzen dulden will, der urtheilt ähnlich, wie wenn er glaubte, daß Einer sich vom Vorgebirge Leucate stürzen und im Fall aufhalten kann, wann er will. Denn wie das unmöglich ist, so kann der von der Leidenschaft aufgeregte und getriebene Mensch nicht innehalten und Fuß fassen, wo er will, und überhaupt, was im Wachsthum verderblich wird, das ist Laster schon im Keime.“ [2]

Weil die böse That in der freiwilligen bösen Begierde wurzelt und diese, an sich schon der Norm der Sittlichkeit widersprechend, naturnothwendig zur That hindrängt, verbietet das Naturgesetz beide unter derselben schweren Sanction. Die zehn Gebote sprechen in dieser Hinsicht nur das ewige Gesetz aus, das der Schöpfer selbst mit unauslöschlichen Zügen in die Menschenseele eingegraben hat, das die Leidenschaft zeitweilig übertäuben, aber nie beseitigen kann. Der göttliche Gesetzgeber des Neuen Bundes aber hat die Axt noch tiefer an die Wurzel gelegt: „Ich aber sage euch: daß Jeder, der ein Weib ansieht, um es zu begehren, in seinem Herzen schon die Ehe mit ihr gebrochen hat“ (Matth. 5, 28).

Nur mit Widerwillen und Abscheu kann ein Christ deßhalb dieses Verhältniß betrachten, das nicht nur allen christlichen Moralbegriffen, der Würde und Heiligkeit der Ehe, jedem sittlichen Zartgefühl, sondern

---

II. Hälfte. Dresden u. Leipzig 1843. S. 737), den wohl Niemand der Prüderie beschuldigen wird.

[1] Schöll I. 69.

[2] Tusc. disp. l. 4, 18, 41. Qui modum vitio quaerit, similiter facit, ut si posse putet eum, qui se e Leucata praecipitaverit, sustinere se, quum velit. Ut enim id non potest, sic animus perturbatus et incitatus, nec cohibere se potest, nec quo loco vult insistere : omninoque, quae crescentia perniciosa sunt, eadem vitiosa sunt nascentia.

auch den unabweislichen Forderungen des Naturgesetzes in's Gesicht schlägt. Denn mit nüchternen Augen betrachtet, ist das Verhältniß Göthe's zu Frau von Stein doch weiter nichts als eine Fortsetzung seiner unlautern Liebe zur Wetzlarer Lotte, eine Fortsetzung jenes Romanlebens, das er im „Werther“ und in der „Stella“ gefeiert hat und das folgerichtig zur Bigamie und zur unbeschränkten Sittenlosigkeit führen muß. Genußsucht und die schnödeste Autoreneitelkeit vereinten sich abermal zu der elenden Begier, neue Romane zu erleben, um neue Romane schreiben zu können. Und so ist auch der Briefwechsel Göthe's mit Frau von Stein nur eine Fortsetzung jener Charlatanerie, welche, nach Lessings Ausdruck, den thierischen Trieb „so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß“. Auch das „cynische Kapitelchen zum Schluß“, das Lessing von dem lieben Göthe verlangte, fehlt nicht, obgleich es Göthe im Anfang sorgfältig bemäntelte. In Wilhelm Meister's Lehrjahren ist es deutlich genug geschrieben. Wer die unreinsten Verhältnisse als menschliches Bildungsmittel so liebevoll beschreiben kann, der hat sich selbst gerichtet — und diese Beschreibung ist im Verkehr mit Frau von Stein entstanden, wurde mit ihr besprochen, von ihr revidirt und gutgeheißen. Aber auch in seinem Briefwechsel bricht das unreine Feuer in so deutlichen Flammen durch die Lavadecke, daß man alles sittliche Zartgefühl, allen psychologischen Blick verloren haben muß, um dieses schimpfliche Verhältniß als „vollen Blüthenbaum eines reichen, schönen Gemüthslebens“ feiern zu können [1].

In Weimar freilich hatte diese „freiere Moral“ nichts auf sich. Die Gebote Gottes waren hier bereits mit der Lebensphilosophie Wielands in Einklang gebracht. Was nicht polizeilich strafbar war, das konnte man den Musen und Grazien schon vergönnen. Wie sollte man an demjenigen Anstoß nehmen, was den Romanen, die man las, gerade die pikanteste Würze gab? Der junge Herzog, der sich alle früheren Liebschaften Göthe's hatte erzählen lassen, fand die neue ganz wunderschön. Baron Stein mischte sich nicht in die Sache, sondern ließ seine Frau poetisiren. Der ganze Hof war an solche Dinge längst gewöhnt. Vor Aller Augen liefen die beiden Knaben Hudan und Lauf herum, deren Mutter der Major Imhoff an Warren Hastings verkauft hatte. Jeder war froh, wenn man ihn in seinen eigenen Liebeshändeln nicht störte. Anna Amalia nickte vergnügt zu all dieser „schönen“ Liebe. Als der

[1] Düntzer, Charlotte v. Stein. I. 48, wo auf eine ganze Predigt über die „seelenhafte Innigkeit herzlicher Neigung“ (!!) im selben Athemzug die Nachricht folgt, daß Göthe auch Corona Schröter zum Weibe begehrte.

Generalsuperintendent Herder erschien, gab auch er seinen Segen dazu; er hatte schon die „Stella“ so entzückend gefunden. Herzogin Luise aber, die nicht tiefer in die Karte schaute, faßte das Verhältniß wahrscheinlich als ein platonisches auf. Hätte sie übrigens auch der Sache mehr auf den Grund geblickt, so würde sie doch kaum die Macht besessen haben, die ältere, ihr geistig überlegene Freundin dem Netze eines Romans zu entreißen, in welches diese sich freiwillig verstrickt hatte, oder den verhängnißvollen Zauber zu brechen, welchen Göthe's Persönlichkeit nicht bloß auf die gefühlvolle Frau, sondern ebensosehr auf den Herzog ausübte. Was den Herzog betraf, fühlte sie recht wohl, daß Göthe nicht dessen guter Genius wäre. Sie leistete geraume Zeit passiven Widerstand gegen seinen Einfluß. Doch mit des Herzogs lebenslustiger Genußsucht verbündet, schlug der kecke Emporkömmling die sanfte, schüchterne Fürstin bald aus dem Felde.

---

5. Genieleben.

1776. 1777.

„Göthe lebt und regiert und wüthet, und gibt Regenwetter und Sonnenschein, tour à tour comme vous scaves, und macht uns glücklich, er mache, was er will."

Wieland an Merck, 27. Mai 1776.

„Göthe ist bald da, bald dort, und wollte Gott, er könnte wie Gott allenthalben sein!"

Wieland an Merck, 7. Oct. 1776.

In dem Briefwechsel mit Frau von Stein findet Göthe's Leben für die nächsten zehn Jahre einigermaßen die Einheit eines Liebesromans; sonst aber geht es in krausester Buntheit nach allen Seiten auseinander: so bunt, daß es keinem der Biographen gelungen ist, es zugleich allseitig und übersichtlich darzustellen. Die Annalisten kommen an kein Ende, sie ertrinken in Einzelheiten; jeder Versuch künstlerischer Gruppirung aber weicht nothwendig von dem eigentlichen Charakter der Wirklichkeit ab. Göthe selbst hat aus naheliegenden Gründen diese sog. „Genieperiode" nicht zu schildern versucht. Er durfte es nicht wagen, Herzog und Herzoginnen, wie Gretchen und Lavater, als Deuteragonisten und Statisten um sich gruppirt, in seiner Biographie aufmarschiren zu lassen und all die Kindereien zu erzählen, die er jahrelang mit ihnen trieb. Doch hat er sehr deutlich formulirt, was man damals unter „Genie" verstand:

„Es war noch lange hin bis zu der Zeit, wo ausgesprochen werden konnte, daß Genie diejenige Kraft des Menschen sei, welche durch Handeln und Thun Gesetz und Regel gibt [1]. Damals manifestirte sich's nur, indem es die vorhandenen Gesetze überschritt, die eingeführten Regeln umwarf und sich für grenzenlos erklärte. Daher war es leicht genialisch zu sein und nichts natürlicher, als daß der Mißbrauch in Wort und That alle geregelten Menschen aufrief, sich einem solchen Unwesen zu widersetzen. — Wenn Einer zu Fuße,

[1] Man sollte ordentlich glauben, vor ihm hätte es kein Genie gegeben und die Welt hätte auf ihn warten müssen, um durch sein Handeln und Thun Gesetz und Regel zu erhalten. „Ich habe niemals einen präsumtuösern Menschen gekannt, als mich selbst", hat er nicht umsonst von sich gestanden. Göthe's Werke (Hempel) XXVII. 298.

ohne recht zu wissen, warum und wohin, in die Welt lief, so hieß dies eine Geniereise, und wenn Einer etwas Verkehrtes, ohne Zweck und Nutzen unternahm, ein Geniestreich." — „Die Schilderung jener Zustände," so meinte er, „und dessen, was darin geschehen, würde mährchenhaft und unglaublich erscheinen." [1]

Um aus dem bunten Rausche wenigstens etwas für die eigene Erinnerung zu retten, hielt er es selbst für nöthig, ein gedrängtes, aphoristisches Tagebuch zu führen, das durch Abschriften sehr spät erst in die Öffentlichkeit gelangt ist [2]. Es ergänzt in sehr bedeutendem Umfang die Correspondenz mit Frau von Stein. Es zeigt Göthe nach einer ganz andern Seite hin. Dort waltet die weiche Gefühlsüberschwenglichkeit, hier das studentische Wesen der Genieperiode vor, aber bereits von einem berechnenden, diplomatischen Geist gedämpft, der weiß, daß er „Geniestreiche" macht und warum er sie macht. Zeugt es auch von einer „genialen" Urwüchsigkeit, Indigestionen und Katzenjammer neben herzoglichen Audienzen und verliebten Damenvisiten zu notiren, so tritt das Verhältniß des Dichters zum Hofe doch von Jahr zu Jahr deutlicher als das Hauptelement des bunten Lebens und Treibens hervor. Wie in seiner Correspondenz, so verräth er auch hier Lust am „Regiment". In

[1] Göthe's Werke (Hempel) XXIII. 86. — Keil, Tagebuch. S. 39.

[2] Die Originalschrift selbst wird noch heute im Göthe-Archiv unter Schloß und Riegel gehalten. Riemer konnte sie für seine „Mittheilungen über Göthe", Berlin 1841, 2 Bde., benützen, hat sich aber, wie Dr. C. A. H. Burkhardt, Oberarchivar zu Weimar und bei Weitem der objectivste, wahrheitsliebendste und gründlichste der lebenden Göthe-Forscher (Grenzboten 1874. I. 382), bemerkt, bloß an's Äußerliche gehalten und das Tagebuch sorgfältig „unbenützt" gelassen, „wo das Göthe'sche Leben sich in seiner Ausgelassenheit zeigte". Erst 1874 veröffentlichte Burkhardt dasselbe nach einer abgekürzten Abschrift in den „Grenzboten" (1874. I. 378 ff. II. 331 ff. 254 ff. III. 18 ff. IV. 121 ff.). Nach zwei anderen bedeutend vollständigeren Copieen gab R. Keil Göthe's Tagebuch aus den Jahren 1776—1782, Leipzig 1875, heraus. Die beiden Lesarten sind unter sich und mit dem Texte Burkhardts sorgfältig collationirt, der so festgesetzte Text mit biographischen Anmerkungen aus Göthe's Correspondenz u. s. w. begleitet. Das Tagebuch beginnt mit dem 11. März 1776 und fließt während der ersten fünf Jahre ziemlich reichhaltig, dann aber magerer und lückenhafter, gibt aber ungeachtet seiner zeitweiligen Unterbrechungen eine viel genauere Vorstellung von Göthe's verworrenem Treiben, seiner Zeitvergeudung, seiner Ausgelassenheit, seinen melancholischen Träumereien, seinem mühsamen Übergang in ein ernsteres Geschäftsleben, als irgend ein anderes Document. Obwohl Göthe auch hier sich manchmal recht eitel selbst bespiegelt, schminkt er sich doch nicht, wie in gar vielen seiner Briefe, auch in denen an Frau v. Stein. Anstatt der traumhaften Phantasieen seiner Biographen hat man die leibhaftige Kleinkrämerei vor sich, an deren Sandbänken sein großer Dichtergeist zehn Jahre lang fast unthätig vor Anker lag.

den späteren Jahren kommen immer häufigere und längere politische Betrachtungen; im Anfang waltet entschieden der Student oder das „Genie“ vor.

Die erhaltenen Abschriften dieser Tagebücher beginnen erst mit dem 11. März 1776. Alles ist sehr lakonisch. Der Herzog Karl August wird kürzehalber mit dem Planetenzeichen des Jupiter ♃, Anna Amalia mit dem des Mondes, Frau von Stein mit dem Zeichen der Sonne bezeichnet. Die Freimaurerloge Anna Amalia in Weimar hat das bekannte Viereck □. Ein Sternchen * bedeutet wahrscheinlich Herzogin Luise, das Zeichen der Venus ♀ die „schöne“ Gräfin Werthern auf Neunheiligen.

Und nun wenigstens ein oder das andere Bruchstück aus diesen Tagebüchern, die, wenn auch nur andeutungsweise, doch lebhafter als alle anderen Berichte, das bunte Durcheinander dieser Tage vergegenwärtigen. Das wichtigste Ereigniß des Jahres 1776, Göthe's Einführung in's Ministerium am 25. Juni, ist sehr kurz skizzirt:

25. Einführung. Schwur. Bey Hof gessen[1]. Abends Wieland, Kalb, Lenz, Klinger. Morgens ☉ weg[2].

27. Nachts bey ♃ geschlafen[3].

28. Session[4]. Bey Herzog. Abends Belvedere mit der Herzogin M. und Imhoff[5]. Bey der Herzogin zu Nacht gegessen.

29. Wieland und Sie Morgends im Garten. Dazu Bechtolsheim.

---

[1] Auf die Kunde, daß es ihrem Freunde Wolfgang in Weimar so gut gehe, waren auch zwei andere Genies, die excentrischen Poeten und Hungerleider Reinhold Lenz (geb. 1750) und der noch jüngere Frankfurter Max Klinger (geb. 1752) zu ihm gekommen und phantasirten, so lang es ging, in Thüringen herum. Abends hatte sie Göthe mit Wieland und dem neuen Finanzminister Kalb beisammen. Klinger war wie betrunken von Wonne. Am 26. Juni schrieb er an Kayser: „Hier bin ich seit zwey Tagen unter den großen Himmels Göttern (!) .... Am Montag kam ich hier an, lag an Göthe's Hals, und er umfaßte mich mit inn'ger, mit aller Liebe. Närrischer Junge! und kriegte Küsse von ihm. Toller Junge! und immer mehr Liebe. O was von Göthe ist zu sagen! ich wollte eher Sonne und Meer verschlingen! Gestern brachte ich den ganzen Tag mit Wielanden zu. Er ist der größte Mensch, den ich nach Göthe gesehen habe! rc. .. Hier sind die Götter! Hier ist der Sitz der Großen!“ Es war keine Kleinigkeit — so ein Vereidigungsschmaus!

[2] Frau v. Stein machte eine kleine Badereise, ließ ihm eine Tuschzeichnung zurück. Schöll I. 43.

[3] Auf dem Kanapee.

[4] Vor der Session schrieben Göthe und der Herzog ein Blättchen an Frau v. Stein.

[5] Wahrscheinlich die Schwester der Frau v. Stein, Gattin des Majors, der seine erste Frau verkauft hatte.

Mittag allein. Die Gothaische Herrschaft war seit 10 Uhr da. Abends bey Hof. Harfenspieler. Nachts Klinger[1].

30. Morgens Acten[2]. Mittag Tiefurt. Den ganzen Nachmittag dort. Nachts hereingefahren mit den Damen.

Den 1ten Juli. Apollonius. Allein Mittags zu Hauß. Herzogin Mutter. Bechtolsheims Erklärung, in Wielands Garten. Nach Hause[3].

11. Erster Tag des Vogelschießens. Auffspannung über K.

12. Zweyter Tag des Vogelschießens. Gessen mit den Schützen 2c.

13. Früh Eröffnung der Commission. Mittag Denstädt. Einsiedels Igelheit. Nachts zurück.

14. Gemalt bey Kr.[4] Bey ♀ gessen. Gemalt im Garten. Früh zu Bett.

15. Vogelschießen zu Apolda[5]. Cristel 2c. Beim ♃ geschlafen.

16. Bey Kästner und ♃ gegessen. Nachmittags Oberstallmeister. Künste. Nachts gebadet.

17. Conseil. Im Garten gegessen. Abends nach Berka. Lenz Einsamkeit. Schweigen.

18. Nach Stadt Ilm. gefüttert, gefrühstückt, in Bügelo hohlten Staff u. Trebra ein. gegen 1 Uhr in Ilmenau. Gegessen, mit Einsiedel spazieren. Diarroeh die Nacht durch.

19. Rhabarber! Dummheit! Nach Tisch auf Manebach. Hermannstein zurück.

20. Früh in tr. Fr. Schacht[6] mit dem Herzog. Prinz von Darmstadt. Trebra. Nach Tisch mit Fritsch spazieren. Abends unterschrieben.

21. Früh gezeichnet an der Aussicht nach der Frohnfeste. Nach Tische Herzog, Staff. geschossen. Tanz des leidigen Geschlechts[7]. Nachts Staffen Serenade.

---

[1] Nach dem Harfenspiel waren wohl Beide wieder poetisch ver—zückt.

[2] Erste Spur von einem Geschäftsleben, hielt aber nur bis Mittag; der ganze Mittag verbummelt.

[3] Von 2—10 stockt das Tagebuch, wird aber durch Briefe an Frau v. Stein ergänzt. Am 2. seufzte er nach ihr, hatte aber mit Wieland „göttlich reine" Stunden. Am 5. amüsirte er sich an den beiden indischen Söhnen, Lauf und Huban, der verkauften Frau Imhoff und schrieb der Frau v. Stein von ihrem Zimmer und ihrem Kanapee aus. Am 9. tanzte er im welschen Garten und bekam die Nachricht von Lili's Verheirathung.

[4] Ließ sich von Maler Kraus malen.

[5] Schon der dritte Tag Vogelschießen nach kaum zehn Tagen Regierung. „Christel" ist das erwähnte Bauernmädchen, mit dessen Rivalität er der Frau v. Stein drohte.

[6] In dem vernachlässigten Bergwerk zu Ilmenau, das der Herzog wieder in Gang bringen wollte. Der kursächsische Beamte Trebra war als Experte berufen worden.

[7] Schießen und Tanzen gehörten zu den Hauptübungen im Regieren und Bergfach.

22. Früh nach Cammerberg. gezeichnet mit und ohne Liebe. Betrachtung darüber. Gegen Mittag auf den Herrmannstein [1]. Der ⊙ in der Höhle geschrieben. Auf dem Gickelhahn gezeichnet. zurück. Mit Einsiedel und dem Comm. R. in der Fülle mahlerischer Empfindung geschwätzt. Mit Einsiedel auf dem Berg vor der Stadt zum Abendessen. Zu Bette.

23. Den Morgen das Gebirgsstück ausgezeichnet. Abends nach dem Gabelbach. mich verirrt [2].

24. Politische Abhandlung. Aufs Treiben. Nichts geschossen und nichts gezeichnet. mit Pr. auf der Neuhofer H.

25. Früh der Herzog nach Frauenw. und Schleusingen. Ich Nachmittags nach Stützerbach mit Einsiedeln. Nachts bey Gundlach.

26. Gezeichnet früh. Der Herzog kam. Die Gesellschaft auch. Wirthschaft bei Glasern.

27. Treiben im Sächsischen. Hesselbarths Revier. Hirsch geschossen. Gehetzt. In der Eil gessen. Geschossen. Glas geschliffen. Zurück nach Ilmenau.

28. Früh gebadet. Abends Pirschen aufm Gabelbach. Nachts bey den Köhlern.

29. Ueber Manebach. Abends gebadet.

30. Gebadet. Zum Vogelschießen. Abends im Teiche gebadet. Forellen gebacken.

31. Bey Löfflern auf dem Hammer. Gebadet. Bergmusik. Stadthalter [3] Nachts.

Den 1. August. Mit dem Herzog, Dalberg, Trebra, Linker nach dem Cammerberger-Kohlenwerke eingefahren. Dann oben nach dem C. A. Schacht, der etwa anderthalb Lachter abgeteuft war. Gefrühstückt hinten. Zu Tische. Viel von Bergwerkfach geschwatzt. Nach Tisch Scheibenschießen. Viel Guts mit Dalberg. Abends ins Eisenwerk. Nachts bis halb eilf mit Dalberg von Zeichnungsgefühl, Anfärbung, Dichtkunst, Composition.

---

[1] Bei Ilmenau. Unter dem Fels war eine kleine Höhle, in welcher Göthe zum Andenken an Frau v. Stein ein S eingrub. Noch jetzt zu sehen.

[2] Die ganze Episode vom 18. Juli bis 14. August spielt in der Gegend von Ilmenau, einer südlichen Enclave des Herzogthums. Die Zeit ist, wie man sieht, zwischen Jagd und anderer Unterhaltung getheilt. Nebenher laufen einige Unterhandlungen und Geschäfte, wegen des Bergwerks, das man wieder in Betrieb setzen wollte. Da aber weder Karl August noch Göthe etwas davon verstand, so wurde eben darüber „geschwatzt“, im Bergwerk herumgekrochen, mit Glasschleifen und Silberprobe getändelt, in der Henneberg'schen Bergordnung herumgeblättert und dann wieder gezeichnet, gegessen, gebadet, geschossen und getanzt. Ein vornehmes Schlaraffenleben auf dem Lande, wie es sich jeder reichere Landjunker verschaffen kann.

[3] Dalberg. — Wie sich von selbst versteht, ist es mir hier nicht darum zu thun, einen Commentar zu allen Kleinigkeiten des Tagebuchs zu schreiben, sondern bloß dem Leser, der es nicht kennt, eine Vorstellung davon zu geben, daß Göthe's Leben in dieser Zeit sich nur wenig von dem Nichtsthun vieler vornehmen Leute unterscheidet.

d. 2. Silberprobe bei Heckern. Trebras Abschied. Abends mit Dalberg und ♃ nach Stützerbach. gezeichnet. Nachts Dalberg noch weg von Stützerbach.

d. 3. Früh auf dem Schloßberg gezeichnet. Gesang des dumpfen Lebens [1]. Der Herzog auf der Jagd. 3 Uhr erst zurück. Geheim. Canz. Expedition. Herzog fort. ich gezeichnet.

d. 4. Früh die Hennebergsche Bergordnung. Zu Tische nach Ilmenau. Silberprobe bei Heckern selbst gemacht.

d. 5. Zu Hause. An Fritsch geschrieben. Obermarschall kam. Berbisdorf aß mit. Der Habicht kam. Auf der Wiese versucht. Abends die Stein.

d. 6. Früh nach Cammerberg in den Stollen zum lett. Schacht. nach dem Herm. In der Höhle. Zurück auf die Mühle. in die Stadt. nach Unterporlitz zu Tische. Zeichnen, Tanz, Gansehazze. Nach Hause gegangen. Abend zu Staff. Ins Amthaus. Illumination. Musik. Trennung.

d. 7. Früh Regnen. gegen 10 auf Elgersburg gessen. Mit Miseln gekittert. Nach Tisch hohen Felsweg! Allein. Dann Kraus, dann der Herzog. Unser Klettern durch die Schlucht. Gespräch und Bemerkung, daß wir, die wir von Ostentation gegen uns selbst und andere nicht frey wären, doch nie gegen einander uns ihrer schuldig gemacht hätten [2]. Abends auf dem Rückweg ♃ mit Geistern, ich mit Husaren.

d. 8. Aufm Hermannstein. Die Höhle gezeichnet. Aufm Gabelbach wo gegessen wurde erst gegen 3 Uhr. Gegen Abend auf Stützerbach, ich zeichnete noch ein wenig.

d. 9. Des Herzogs Bein ward schlimmer die Nacht. Verduselter, verzeichneter, verwarteter, verschlafener Morgen. Gegen 1 gebadet. gegessen gegen 2 Uhr. Abends hereingefahren.

d. 10. Meist zu Hause. Chymie [3] gelesen. Einsiedel. vom Falken erzählt. Abend Büchse probirt.

---

[1] Dieser Dusel-Gesang ist „dem Schicksal" gewidmet:

„Mein Karl und ich vergessen hier,
Wie seltsam uns ein tiefes Schicksal leitet,
Und ach, ich fühl's, im Stillen werden wir
Zu neuen Scenen vorbereitet.
. . . .
Du hast für uns das rechte Maß getroffen,
In reine Dumpfheit uns eingehüllt,
Daß wir, von Lebenskraft erfüllt,
In holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen."

[2] Hiermit beginnen die — wie soll man sagen? — ascetisch-moralisch-politischen Bemerkungen, welche erst in den folgenden Jahren häufiger werden. Ihre Weisheit beschränkt sich meist auf ein kurzes zeitweiliges Erwachen des gewöhnlichsten Hausmannsverstandes und die selbstverständlichsten Ideen, die im Taumel des Vergnügens und der Zerstreuung abhanden gekommen waren.

[3] Göthe begriff, daß er für das Bergfach Mineralogie und Chemie verstehen

d. 11. Zu Hause. Den Vortrag des Falken erfunden, gleich zur Probe geschrieben. Mittags der Obr. Wachtmeister des Prinzen Joseph. Nach Tisch im Pharo verlohren. Abends mit Wedel auf die Sturmheide und den Schwalbenstein.

d. 12. Den ganzen Tag zu Hause am Falken geschrieben. Nachts mit Einsiedel eine gute Stunde.

d. 13. Früh des Herzogs Wunde immer gleich. resolvirt nach Tische den Aufbruch. Gepackt.

d. 14. Den Tag über gefahren. Abends angelangt.

d. 20. mit ⊙ und der Werthern.

d. 21. Session. Des Herzogs Fuß viel besser. in ⊙ Stube. Abends ☽+.

d. 22. Belvedere. Tiefurt. Mit ♃ und ☽. Abend ⊙

d. 23. Belvedere Prinz C. zum erstenmal hier. Abends im Garten.

d. 24. Früh im Garten. Bei ⊙ gegessen. Die Silhouette der Gräfin gemacht. bey der Imhof. beym Herzog. Mit Wieland zu Nacht gegessen.

d. 25. Früh im Garten. mit dem ♃ gegessen. Nachmittag und Abend bei ⊙ Englisch gelehrt. Grammaticalischer Spaß.

d. 26. Mit Kalb und Einsiedel bey Kalb. Lebenslinie. Abends bei der Imhof. Postzug.

d. 27. Akten. Session. Mit ♃ allein gegessen. Vor Tisch der St. Im Garten Enten geschossen. ⊙ mit Gesellschaft im Garten. Oberweimar. Zurück. Mond.

d. 28. Nach Enten. Alte Kalb. Lichtenbergs Dejeuné. Nach Enten mit Herzog und gegessen. ⊙ Zimmer![1] Abends Garten. Wielands Frau und Kinder. Nachts Lenz.

d. 29. Jagd mit Prinz Joseph entschl. im Haus. bey ⊙ gegessen. Abends im Garten. NB. Vollmond.

d. 30. Morgens beym Herzog und zu Tische. Nachmittag in Tiefurt.

d. 31. Session. Mit ♃ gespeißt. zu ⊙ mit ihr und der Imhof zu Nacht gegessen. Nacht noch zum Herzog. Ueber Seebachs Affaire.

So verliefen die ersten zwei Amtsmonate des neuen Geh. Legationsrathes und Ministers. Vom 2. bis 6. September war er wieder in Ilmenau, am 7. war Conseil, am 8. September trieb er sich mit der Flinte in Oberweimar herum, am 10. war wieder Session. Am selben Tag hatte er großen Verdruß mit dem Poeten Lenz, welcher, nachdem er Göthe's Liebschaft mit Friederike zu Sessenheim nachgemacht hatte, nun

müßte; aber da fiel ihm auch wieder ein, daß er Dichter wäre, und so versuchte er denn eine Episode aus Boccaccio in Verse zu bringen. Der „Vortrag" blieb Fragment und ging verloren.

[1] Am andern Tag schrieb er ihr: „Mir wars schon genug, Beste, in ihrer Stube zu sein gestern. Ich fühlte ganz, wie lieb ich Sie hatte, und ging wieder." Schöll I. 55.

auch den Roman mit Frau von Stein nachspielen und sie deßhalb in Kochberg besuchen wollte. Am 11. erholte sich Göthe von dieser „reinen[1] Trauer des Lebens“ in Belvedere und Tiefurt, den 12. zeichnete er glücklich in der Frühe und bekam Abends einen Brief von Corona Schröter.

d. 13. Morgens kam ♃ rein und lieb. Dann Wieland. Abhandlung über den Brief. mit ♃ gegessen. Nach Tische gefürstenkindert[2]. Jetzt im Garten. Nachts Ball. War unfähig die Natur zu fühlen ut —

d. 14. Früh der ♃. Rein. Durch den Stern. Tantalus gelesen. Session bis 1. Bey Herzogin Mutter gessen. Nach Tisch all in meinem Garten die Sternscheibe abzuschießen. Dazu Imhof und Ilten. Abends mit Kalb. Diskur.

Am 15. schrieb er an Corona Schröter; am 16. bekam der Herzog die Gelbsucht; es wurde aber doch Husaren-Parade gehalten und Abends „Die heimliche Heirath“ aufgeführt. Am 17. war Erntefest in Tiefurt, vom 18.—21. war der Prinz von Darmstadt auf Besuch da, am 24. kam Dalberg wieder und Göthe hatte eine herrliche Nacht mit Kaufmann. Am 27. und 28. war der nimmermüde Minister zweimal in Belvedere, am 29. war er in Nöthen wegen einer ausgebrochenen Viehseuche, am 30. bummelte er mit Lichtenberg und Kaufmann nach Schwansee und von da über Umpferstädt, Harsleben, Kindleben, Gebsee, Tennstädt und Riethnortsen zurück nach Schwansee. Den 1. Oktober besuchte er mit dem Herzog den Statthalter in Erfurt. Abends 9 Uhr an diesem Tage traf der neue Hofprediger und Generalsuperintendent Herder mit seiner Frau und zwei Kindern in Weimar ein, was aber an dem lustigen Leben des jungen Ministers gar nichts änderte. Er machte seinen Besuch, Herder wurde dem Herzog vorgestellt, dann war wieder Pirsch, Conseil, Wieland im Garten, commissarische Session, Webel, Einsiedel und Abends Clarinette. Am 12. früh verkehrte Göthe mit Reichart, Griesheim und Herder. Dieser besah seinen Garten, dann speiste Göthe unter seltsamen Discursen bei Wieland zu Mittag und besuchte den Herzog. Abends wurde bei Musäus „getanzt und gemiselt bis 7 Uhr Morgens“. Darauf natürlich

[1] „Reinheit“ und „Dumpfigkeit“ sind die beiden großen Hauptregister an der Gefühlsorgel; die beiden Prädicate kehren jeden Augenblick wieder. Weder das eine noch das andere bezeichnet eine christliche Tugend, sondern bloß einen Gefühlszustand: die „Dumpfigkeit“ jene Art von Trunkenheit, welche dieses enthusiastische Denken, Reden und Treiben nothwendig hervorbringen mußte, „Reinheit“ die lucida intervalla des geistigen Rausches.

[2] Die andere Lesart: „gebürstenbindert! Jagd im Garten“ (Grenzboten 1874. I. 378.

„d. 13. Lange geschlafen. Signirt. Zu 4. Neues Tigerkleid. Seit Tagen so rein wahr in allem[1]. Zu Wedel. Fr. v. Werther. Nach Belvedere. Janitsch. Viel über Concertmusik — Hoffnungsgefühl — Hof — Nachts wider den Schlagbaum gerannt und gestürzt."

Tags darauf wurde im Garten die Sternscheibe völlig abgeschossen und Abends geschwätzt, den 15. war Feuerwerk, den 16. ging's nach Dornburg, Camburg, Naumburg, den 17. über Apolda zurück. Am 18. gelangten dumme Briefe nach Belvedere und wurden Depeschen an Dalberg expedirt, am 19. wurde in Weimar Conseil gehalten und für Herder gesorgt. Am 20. hielt der neue Hofprediger seinen ersten Sermon, der bei Hof und Stadt größten Anklang fand. An den darauf folgenden herrlichen Herbsttagen genoß Göthe mit Herder seinen Garten, am 24. begleitete er die Herzogin nach Jena. Den 25. und 26. war Jagd. Auf der Rückkehr erfand der Minister ein kleines Drama: „Die Geschwister". Den 27. predigte Herder zum zweiten Mal. Am 29. vollendete Göthe schon in seinem Gartenhause „die Geschwister"; am 30. dictirte er sie und am 31. war die Abschrift vollendet.

Den Monat November fing er in seinem Garten an; die junge Herzogin besuchte ihn da, während die alte mit „Thusnelda" auf der Wiese spazieren ging. Mit Lenz speiste er im Garten, am Abend ging er noch nach Tiefurt hinaus. Am Allerseelentag war Conseil und Diner beim Herzog. Dann machte Göthe in seinem Garten das Gedicht auf Johannes Secundus. Darauf ging er zu Herder, dann zur Herzogin-Mutter, wo Punsch getrunken, gelesen und gesungen wurde. Nachts badete er noch; es mag schön kühl gewesen sein. Bei andauernd schönem Wetter ging er den 3. nach Erfurt, kam am 4. zurück, hielt am 5. Conseil, ging nach Tiefurt und begleitete die Damen zurück.

---

[1] Das viele Geschwätz Göthe's von seiner eigenen „Reinheit" und „Wahrheit" und „reinen Wahrheit" und „wahren Reinheit" muß anfänglich fast Jedermann berücken, da man ja immer geneigt ist, von seinem Nächsten das Beste zu denken; aber wenn die „Reinheit" die ganze Nacht durch bis 7 Uhr Morgens tanzt und miselt, und die „Wahrheit" schon in der nächsten Nacht wider den Schlagbaum rennt, was soll man da von all diesen schönen Worten denken? — Es muß ihm „kannibalisch wohl" gewesen sein. Denn was Lewes (Frese) I. 329 von gänzlichem Mangel an Straßenbeleuchtung berichtet, ist durch Burkhardt (Grenzboten 1871. II. 646) widerlegt. Heiter ist es, neben diesem Studenten-Tagebuch das feierliche Decret zu lesen, womit Göthe den 16. Januar 1821 zwei Studenten von der Zeichenschule relegirte, weil sie etwas geschwätzt hatten. Vgl. Vogel, Göthe in amtlichen Verhältnissen. S. 331.

„d. 7. Mit den Bienen beschäftigt und sie zur Winterruhe gebracht. Mit ☉ gegessen. — „Was ist der Mensch daß Du sein gedenkst und das Menschenkind daß du dich sein annimmst." Abends Bau Grillen im Garten und Feldzug gegen die Jahreszeit." [1]

Während er sein Gartenhaus auf den Winter einrichtete, schickte ihm Dalberg einen Homer. Am 12. zeichnete er, am 13. war Zeichnen, Conseil, Theaterprobe. Nachts besuchte er noch die Herzogin und las den „Barbier von Sevilla". Am 15. war wieder Conseil, Theaterprobe (der „Mitschuldigen"), Feuerlärm und hinterher noch Tanz bis Mitternacht. Am 16. heißt es: „Bei Wieland gegessen. Zu Schmidt. Probe. Zum Misel. Probe. Nachts Corona! — — —"

Das Ausrufungszeichen und die drei Gedankenstriche bezeichnen das wichtigste Ereigniß, das seit Herders Ankunft das gewöhnliche Leben unterbrach. Die langerwartete und vielgefeierte Sängerin Corona Elisabeth Wilhelmine Schröter kam endlich, in Begleitung ihrer Freundin Wilhelmine Probst, in Weimar an. Sie eroberte alsbald alle Herzen, Alles war entzückt: Herzog, Herzoginnen, Hofleute, Hofdamen — nicht am wenigsten der Geheime Legationsrath Göthe, der ihre Berufung nach Weimar vermittelt hatte [2].

Und so geht es weiter, von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr — ein rastloses Durcheinander nichtssagender Bagatellen, nicht so „mährchenhaft und unglaublich", wie Göthe meinte, daß eine Schilderung dieser Periode ausfallen müßte, sondern entsetzlich fade, langweilig und inhaltlos. Kein größeres literarisches Unternehmen, keine bedeutsame Aufgabe, kein klar erfaßtes, einheitliches Streben erhebt sich leitend über das unerquickliche Gewirre. Die Launen eines jungen, verzogenen Fürsten mischen sich mit den Einfällen eines grillenhaften Poeten und mit den seichten Vergnügungen eines kleinen Hofes zu einem schließlich trostlosen Potpourri. Wenn ein Spatz sein Tagebuch niederschreiben könnte, würde es ungefähr ähnlich lauten: hier gegessen, dort genippt, hier gepfiffen, dort gerauft, hier geschnäbelt, dort gehetzt, hierhin geflogen und dorthin geflogen, für ein paar Augenblicke in's Nest zurück, dann wieder ausgeflattert und herumgetollt in Wiesen, Wald und Feldern, über Hecken und Hügel. Die Aufmerksamkeit ist nach hundert Seiten zersplittert, die Thätigkeit auf tausend Kleinigkeiten zerstreut. Zarte Liebesaffairen wechseln mit rauhen Parforce-Touren, kurze Anläufe zum Studium mit Gesang- und Schauspiel-

[1] Robert Keil, Corona Schröter. Leipzig 1875. S. 107.
[2] Ebd. S. 98.

proben, literarische Projecte mit sentimentaler Naturbetrachtung, stärkende Leibesübung, Reiten und Schwimmen mit Schlafen, Duseln und weiblichen Tändeleien, Besuche und kleine Geschäftchen mit mondscheinstrunkener Träumerei, Zeichnen und Malen mit Schießübung und Jagd, unruhiges Hoftreiben mit ländlicher Garteneinsamkeit, toller Rausch mit dem unausbleiblichen Katzenjammer. Es ist im Grunde dasselbe Durcheinander, das schon die Jugend Göthe's beherrscht, nur auf etwas andere Verhältnisse übertragen.

Um dieses Durcheinander nun denn doch etwas schmackhafter zu machen, haben die Göthe-Biographen verschiedene Künste angewendet. Ihr Patriarch, der biedere Dr. Friedrich Wilhelm Riemer, Großherzoglich Sächsischer Hofrath und Oberbibliothekar, dem das biographische Material in reichster Fülle zur Verfügung stand, hielt es für das Beste, all den Unsinn, der bei Hofe getrieben wurde, alle Züge des Leichtsinns, der Genußsucht, der Ausgelassenheit und all die Bagatellen, welche den größern Theil dieses Zeitraums ausfüllen, mit beherzter „historischer Objectivität" bei Seite zu lassen, und aus den lichten Augenblicken der närrischen Zeit und der darauffolgenden Übergangsperiode, aus ernsteren und liebenswürdigeren Lebensäußerungen Göthe's und seiner Correspondenten zwei Bände zusammenzustellen, von denen der eine philosophisch, der andere chronologisch geordnet ist. Im I. Band findet man nach den Schablonen einer unendlichen Lobrede Alles beisammen, was man braucht, um Göthe kindlich bewundern und gegen alle bösen Zungen vertheidigen zu können. Nach zwei zürnenden Seitenblick-Kapiteln gegen Johannes Falk und Bettina Brentano marschirt die ewige Ruhmesassecuranz mit steifem Hemdkragen aus der guten alten Zeit in folgenden Kapiteln auf:

IV. Persönlichkeit. V. Gesundheit. VI. Charakter. VII. Gesinnung (a. Sensibilität, b. Ruhe, c. Uneigennützigkeit, d. Dankbarkeit, e. Wohlthätigkeit, f. Aberglaube, g. Religiosität, h. Aristokratismus, i. Deutschheit). VIII. Thätigkeit (a. Gegenständlichkeit des Denkens, b. Benutzung zufälliger Ereignisse, c. Benutzung Anderer, d. Nachahmer). IX. Totalität. X. Eigenheiten (a. Incognito, b. Discretion c. Laune, d. Witz, e. Humor, f. Ironie, g. Unmuth). XI. Fehler (a. Eitelkeit, b. Selbsturtheil, c. Parteilichkeit für, d. Parteilichkeit wider, e. Neidsucht, f. Bequemlichkeit). XII. Häuslicher Zustand (a. Besitz, b. Ökonomisches, c. Erwerb). XIII. Reisen. XIV. Fremde. XV. Juden. XVI. Freunde (Göthe und Schiller). XVII. Umgebung (Verehrer). XVIII. Ruhm. XIX. Publikum.

Man hat hier Göthe echt pedantisch in neunzehn gut numerirten

Schubladen beisammen; aus allen, sogar aus Nr. XI., dampft dem sie Öffnenden lieblicher Weihrauchduft entgegen, und Niemand möchte ahnen, daß dieser würdevolle, systematisch eingerichtete Halbgott eine ganze Reihe von Jahren im tollsten Durcheinander vergeudet hätte. In einem II. Band ist der große Minister-Dichter dann nach Jahren auseinandergelegt, alle Schubladen wieder schön numerirt und in Nr. 1775—1780 alles hinausgeworfen, was an durchschwärmte Nächte, tolle Studentenstreiche, nichtswürdige Lectüre, vornehme Tagedieberei, bei den folgenden Nummern aber, was an das trostlose Durcheinander erinnern könnte. Wer sich an Riemer hält, der kann getrost zu Göthe wie zu einem seligen Halbgott emporblicken; er ist hier für solide Professoren und für Studiosen, welche alle belegten Fächer hören, trefflich präparirt.

Da aber seit dem Jahre 1848 die Welt nicht mehr recht solid ist, so hat der Engländer Lewes einen andern Weg eingeschlagen, um das „Genieleben" zu Ehren zu bringen. Fein artistisch gebildet, ein Meister der Charakteristik und Beschreibung, auch kein übler Kunstkritiker, hat er aus dem bunten Knäuel mit großer Mühe eine Anzahl Fäden herausgewickelt und sie zu artigen Miniaturbildchen verwoben: „Die ersten wilden Wochen. Das Gartenhaus. Liebhabertheater. Bunte Fäden. Der wahre Menschenfreund." Man bekommt durch diese Miniaturen ein viel wahreres und anschaulicheres Bild, als durch Riemer. Allein wie Lewes nicht in allen Einzelheiten verläßlich ist, so hat er in einzelnen Punkten ganz willkürlich idealisirt und aus dem Studenten-Minister, der mit Schulden und mit einem sog. „Korb" behaftet in Weimar ankam und sich dort auf Staatskosten jahrelang auf's Beste amüsirte, einen „wahren Menschenfreund" herausgezaubert, wie man ihn heutzutage liebt, wie er aber leider nie existirt hat. Von dem tollen Wirrwarr, den die Tagebücher und Correspondenzen Göthe's constatiren, erhält man nur eine ganz ungenügende Vorstellung.

Die folgenden Biographen Viehoff, Schäfer, Düntzer haben die feinen Miniaturen Lewes' theils durch langweilige Kritik, theils durch matteres Colorit, theils durch geschmacklose Erweiterungen verdorben, ohne dadurch die Gesammt-Darstellung der Wirklichkeit näher zu bringen. M. Bernays hat über Göthe's sämmtliche Thorheiten den Mantel „grenzenloser Uneigennützigkeit" geworfen, H. Grimm aber das Gedicht „Ilmenau" und den „Tasso" als Zauberspiegel angewendet, um das ganze thörichte Hoftreiben im Glanze idealer Verklärung erstrahlen zu lassen. Gödeke hat, trotz der zunehmenden Göthe-Verehrung, den anerkennens-

werthen Muth gehabt, die „lustigen Tage" nicht bengalisch zu beleuchten, sondern ziemlich nüchtern das in den Vordergrund zu stellen, was die Wirklichkeit charakterisirt: tolle Ungebundenheit und unruhige Zerfahrenheit; aber anstatt dem „Löwenbändiger" Göthe schreibt er nun Alles dem „Löwen" Karl August zu.

In der That gibt es keinen Mittelpunkt, der das ganze zerfahrene Treiben Göthe's in dieser Zeit zusammenfaßte, als seine Person und sein Name. Ein großer Theil seines Lebens ist geradezu so nichtig, daß er eigentlich gar kein Interesse verdient, und daß er bei jedem Andern der Vergessenheit überantwortet werden würde. Essen, Trinken, Schlafen, Spazieren, Reiten, Baden, unnützes Gerede, lächerliche Träumereien, zwecklose Besuche, schale Liebeleien, unnöthige Geschäfte, kindische Experimente, platte Alltäglichkeit und lächerliche Spielerei nehmen in dem Leben und in der Zeit des großen Mannes eine so bevorzugte Stellung ein, daß man fast an seinem Genius irre werden könnte. Trotz aller Studentenstreiche ist er im Grunde fast ebensosehr Philister als Student, hat für alle Bedürfnisse und Kleinigkeiten dieses armen leiblichen Daseins die Sorgfalt und zärtliche Aufmerksamkeit einer alten Mamsell, und huldigt in seinen Experimenten „praktisch-industriellen Richtungen der nüchternsten und geistig unfruchtbarsten Art" [1]. Das ist eines der Geheimnisse, weßhalb Göthe allen Philistern und blasirten Lebemenschen unseres neunzehnten Jahrhunderts so gut gefällt. Sie fühlen's, er ist einer von ihnen. Aber wahrhaft poetische Völker und Zeiten legten auf diesen prosaischen Alltagströdel so wenig Gewicht, daß wir von Homer, Sophokles, Dante, Shakespeare, Calderon, zum großen Verdruß aller Philologen, fast nichts Genaueres über ihr vegetatives, animalisches, bürgerliches und häusliches Leben wissen. Horaz und andere Römer benützten solchen Kleinigkeitskram wohl in geistreicher Weise zu heitern Episteln und Satiren; aber die Speisezettel, Wäsche, Kleidung und alle sonstige Prosa des Alltagslebens feierlich als Poesie zu verehren, war dem Jahrhundert vorbehalten, in welchem Louis Philipp der „größte König" und Göthe der „größte Dichter" war.

Wie eine Art Heiligthum wird heute das „Gartenhaus" Göthe's verehrt. Lewes und Andere haben eine rührende Idylle daraus gemacht. Schade nur, daß schon die Ankaufsgeschichte, wie sie dieselbe erzählen, auf

[1] v. Radowitz, Gesammelte Schriften V. 321, fühlte diesen Zug Göthe's aus den Wanderjahren und aus Faust II. heraus; der Keim desselben zeigt sich aber schon in den ersten Weimarer Jahren.

einer Fabel beruht. In dieser Cabine findet man die Keime ganzer Dichtungen, die Anfänge seiner meteorologischen, mineralogischen, osteologischen, botanischen Entdeckungen, Vers so und so im Faust, Vers so und so in der Iphigenie, und „wahrscheinlich" oder „offenbar" oder „vielleicht", wie Düntzer sagt, hat er am so und so vielten hier diesen und diesen großen Gedanken gehabt und Keil hat sich im Datum geirrt u. s. w. Hier soll er im innigsten Contact mit der Natur gelebt und jene Naturerkenntniß erlangt haben, die man heute über Alles preist. Aber du lieber Himmel! Wann hat denn Göthe je nur einen ganzen Monat als poetischer Einsiedler ungestört in diesem Gartenhaus zugebracht? Er hätte viel lieber in einem vornehmen Palais gelebt, als in diesem armseligen Cottage! Kaum hatte er es zwei Monate, da strich er schon mit dem Herzog in Ilmenau herum, nachher drängte eine Spritzpartie die andere, im December fuhr er nach Leipzig, ritt mit dem Herzog Courier zurück — und so ging es Jahr für Jahr weiter. Das Gartenhaus war bloß das Nest, wo er von Jagden und Strapazen ausschlief, wo er sich von durchtanzten und durchschwärmten Nächten erholte; der Schmollwinkel, wohin er sich bei Verdrießlichkeiten zurückzog; ein Laboratorium für seine plötzlich auftauchenden und ebenso rasch besänftigten naturhistorischen Grillen; ein Frühstückspavillon, um sich in der schönen Jahreszeit dem Hof und vor Allem den Damen interessant zu machen; ein Plätzchen für feine Rendezvous und für ästhetische Theevisiten. Da pflanzte und pfropfte er Bäume, züchtete Bienen und trieb etwas Gartenkunst, wenn er nicht gerade gelaunt war, die Zeit anders todtzuschlagen. Unten floß die Ilm vorbei, ein artiger Bach. Aber sonst bot die ganze Gegend eigentlich nichts Interessantes, weder großartige Naturschönheiten, noch historische Erinnerungen und Merkwürdigkeiten.

Man muß schon ein recht spießbürgerlicher, ungereister Michel oder ein vom Eisenbahnreisen übersättigter Commis Voyageur sein, um in dem heutigen Weimarer Park, der damals noch in seinen Anfängen lag, das non plus ultra eines poetischen Plätzchens zu finden. Da sind Abbotsford [1] und Newstead Abbey andere Gegenden! In der That machte sich Göthe selbst jedes Jahr ein paar Mal auf und davon, nur um anderswo wieder Ideen zu schöpfen. Kein größeres Werk gedieh in dem prosaischen Nest. Er wurde darob zuletzt ganz Philister und zog in die

[1] So arm Weimar an poetischen Erinnerungen war, so reich wäre Thüringen gewesen, wenn Göthe gleich W. Scott die Geschichte der katholischen Vergangenheit an sich zu reißen verstanden hätte. Vergl. Stimmen aus Maria-Laach. XI. 516.

Stadt, um näher bei Mama Charlotte und ihrem Theekessel zu sein. Erst in Italien ging ihm wieder ein wenig Welt auf.

Ein ähnlicher Humbug, wie mit dem Gartenhaus, ist mit den sogen. Sturm- und Drangpoeten getrieben worden, die sich in den ersten Monaten daselbst einfanden, um mit Göthe den Mond anzuschmachten und sentimentalen Unsinn zu entwickeln. Aus dem trunkenen Enthusiasmus, der sich in ihren Briefen [1] kundgibt, hat man ganze Romankapitelchen ausgesponnen. Da sitzen um den Götterjüngling Göthe Lenz, Klinger, Kaufmann, gelegentlich auch Herder und Wieland, von Ferne hört man ein Waldhorn und der Mond hat nichts zu thun, als das phantasiebedufelte Conciliabulum anzuscheinen. „Sehen Sie, meine Herren! hier haben wir die Anfänge unserer unsterblichen deutschen Nationalliteratur, welche alle bisherigen Literaturen und Culturen eminent in sich begreift, wie der erwachsene Mann alle frühern Stadien des Lebens!!" Favete linguis!

Aber leider ist das Übertreibung. Der Schweizer A. Kaufmann zunächst war gar kein Poet, sondern einer jener halbstudirten Glücksritter und Streber, an denen das Zeitalter der Aufklärung so reich war, die an allen Höfen herum eine noch indefinirbare Naturphilosophie, Skandalgeschichten, Silhouetten und Revolutionsideen colportirten und so zu guten Soupers, Diners und Liebesabenteuern gelangten. Er und Seinesgleichen hatten auf die deutsche Literatur nur insofern Einfluß, als sie die damalige höhere Gesellschaft bei ihrem schwachen Punkt: Gefühlsseligkeit, Neigung zum Aberglauben und zu nebelhafter Speculation, faßten, ihre Ideen verwirrten und sie verhinderten, ihren gesunden Menschenverstand nützlicher anzuwenden [2]. Der Livländer Reinhold Lenz war

---

[1] S. Robert Keil, Frau Rath. Leipzig. 1871. S. 56 ff. Vgl. Briefe aus der Sturm- und Drangperiode. Aus den Papieren des Kanzlers von Müller, herausgeg. von Dr. C. A. H. Burkhardt (Grenzboten. 1870. IV. 421. 454. 498). Die „Genies" selbst knüpften an einander die glänzendsten Hoffnungen. „Claudius, Göthe, Wieland, Lenz, Stolberg, Herder in Einer Person, sollten die nicht Großes thun, nicht uns verirrte Schäflein auf Naturweide zusammentreiben können? Der Teutsche läßt alles mit sich machen; nur Nasenstüber verträgt er nicht." So schrieb Schubert an Kayser im Mai 1776.

[2] Über den Schwindler Kaufmann schrieb Miller in Ulm an den Musiker Kayser: „Kaufmann hat alle meine Erwartungen, so hochgespannt auch diese waren, übertroffen .... Ich habe noch keinen Menschen gefunden, den ich gleich vom ersten Augenblick an so ganz verstanden hätte ... Er ist Abgesandter Gottes an die Menschen; bevollmächtigter Erforscher des Guten, Schönen, Großen, an jedem Ort und in jedem Stand. So viel Wahrheit ohne Affektation, tiefer Seherblick, der auf einmal den ganzen Menschen durchschaut und versteht, so viel Güte, Liebe, kurz alles, was ich mir aus einem Engel, der nicht

zwar ein reichbegabter junger Mensch, aber ein armer Teufel, ohne Vermögen und Stellung, über tollem Phantasieleben halb verrückt geworden. Der Frankfurter Max Klinger schrieb noch tollere und wüthendere Schauerstücke, als er: „Die Zwillinge", „Otto", „Das leidende Weib". Beide wollten, wie Göthe, deutsche Shakespeares werden. Es fehlte ihnen nichts, als der Verstand, der Shakespeare's Phantasie regierte, und das großartige öffentliche Leben, an dem sich der Geist des britischen Dramatikers einst entfaltet hat, d. h. ungefähr Alles. Da man sie deßwegen in Frankfurt, Straßburg und anderswo schlecht bezahlte und wenig ehrte, kamen sie nach Weimar, um gleich Göthe das Schicksal zu probiren und allenfalls auch Geh. Legationsräthe zu werden [1]. Es glückte aber nicht. Weimar hatte nicht Platz für so viele Shakespeares, und die beiden Stürmer hatten nicht die diplomatischen Anlagen Göthe's. Nachdem sie ein paar Monate bei Göthe, Wieland und am Hof herumgelungert, gedichtet und sich amüsirt hatten, machte Lenz Thorheiten, die der Hof nicht mehr ertrug. Er erhielt die Vergünstigung, schleunigst abziehen zu dürfen [2]. Göthe erwirkte ihm noch einigen Aufschub. Aber fort mußte er, und brachte nichts mehr zu Stande als ein schmutziges Drama „Die Soldaten", in welchem er das verkommene Leben in den Garnisonen

---

fern vom Throne Gottes steht, denke, hab' ich noch in keinem Menschenbild vereint gefunden .... Der Zuruf eines solchen Menschen muntert auf wie ein unmittelbarer göttlicher Beruf. Gesegnet sei ewig der Tag, da er in meine Arme sank und mein ward! ...." Grenzboten 1870. IV. 502. „Vergnügter Abend durch Kaufmann πανουργεια", heißt es in Göthe's Tagebuch 25. Dec. 1776 (Keil S. 94). Drei Jahre später widmete ihm Göthe das Epigramm (Göthe's Werke, Hempel, III. 208):

„Ich hab' als Gottes Spürhund frei
Mein Schelmenleben stets getrieben.
Die Gottesspur ist nun vorbei
Und nur der Hund ist übrig blieben."

[1] Lenz besuchte unterwegs Klinger in Frankfurt. Dieser ritt ihm in Werther-Uniform entgegen und begleitete dann den Wagen feierlich in die Stadt, so daß es allgemeines Aufsehen machte. „Jeder Kerl blieb stehen und gaffte sie an." So erzählt Agnes, Klingers Schwester. Daß es mit Klingers Finanzen „dumm" stand, s. Keil, Frau Rath. S. 58.

[2] Schöll, I. 70. Keil, Tagebuch 92. Vgl. Dorer-Egloff, J. M. R. Lenz und seine Schriften. 1857. O. F. Gruppe, R. Lenz, Leben und Werke. Berlin 1861. Blätter für lit. Unterhaltung 1862. S. 481 ff. Morgenblatt 1858. S. 37. 38. Lenzens „Eseleien", wie Göthe sich ausdrückt, hier zu erzählen, würde zu weit führen; im Wesentlichen scheinen sie darin bestanden zu haben, daß er Göthe ziemlich frei und frech nachahmte und dabei auch der Frau von Stein zu ...t!

darstellte. Zwei Jahre später (1778) wurde er vollständig verrückt. Als Klinger aber sah, daß man ihn in Weimar nicht zum Minister haben wollte, ging er nach Leipzig und ward dort Theaterdichter.

Da die Poesie der beiden Sturm- und Drangpoeten sich hauptsächlich in der Analyse der gemeinsten und wüthendsten Leidenschaften, toller Liebe, Eifersucht, Unzucht, Kindsmord und anderer schauerlichen Greuel bewegte und da sie in Sprache und Ausdruck keine Grenzen kannten, so läßt sich denken, was sie in halben und ganzen Nächten in Göthe's Gartenhaus verhandelt haben mögen. Gevatter Wieland hatte an solchen Kapiteln auch seinen Spaß.

Mit Wieland dauerte übrigens Göthe's erste Familiarität nur ein Jahr. Dann knöpfte der Minister sich allmählich zu, verlor sich ganz in's Hofleben und überließ den geplagten Redacteur des Deutschen Merkur seinem Schicksal. Von nachhaltiger Unterstützung der Zeitschrift war keine Rede. Göthe nannte sie wiederholt den „Sau-Merkur", eine Kloake u. dergl., und schimpfte darüber, daß Wieland die erzählenden Feuilletons zerhacke, was sich doch bei einer Zeitschrift entschuldigen ließ[1]. An Wielands Werken hat er so gut wie keinen Antheil. Auf den „Oberon", das formvollendetste Werk Wielands, sah er sehr vornehm und hochnäsig herab, obgleich er, außer der ersten Skizze der Iphigenie, um diese Zeit selbst nichts hervorbrachte, was sich irgendwie damit messen konnte. „Er ist ein schätzbares Werk für K i n d e r und Kenner, so was macht ihm Niemand nach. Es ist große Kunst in dem Ganzen, soweit ich's gehört habe, und im Einzelnen. Es setzt eine unsägliche Übung voraus, und ist mit einem großen Dichterverstand, Wahrheit der Charaktere, der Empfindung, der Beschreibung, der Folge der Dinge, und L ü g e n d e r F o r m e n, B e g e b e n h e i t e n, M ä h r c h e n, F r a t z e n u n d P l a t t h e i t e n z u s a m m e n g e w o b e n, daß es an ihm nicht liegt, wenn er nicht unterhält und vergnügt. Nur wehe dem Stück, wenn's einer außer Laune und Lage, oder einer, der für dieß Wesen taub ist, hört, so einer der fragt à quoi bon."[2]

---

[1] W a g n e r, Briefe an H. J. Merck. 1835. S. 137. Freilich bat Wieland seinerseits auch Merck um etwas „philosophischen Teufelsdr...", das sei gut genug. Ebd. 285.

[2] K e i l, Tageb. S. 194. Da wird man denn doch beinahe an Sebastian Brunners Verse erinnert:

„Ihr großen deutschen Geister,
Ihr kritisirt nicht schlecht,
Ihr nennt einander Lumpen
Und jeder von euch hat Recht."

Für Herder, dem Göthe, nicht ohne politische Gründe, die Stelle eines Generalsuperintendenten verschafft hatte, mußte er schon anstandshalber ein wenig sorgen. Er richtete ihm die Wohnung ein, ließ für seine Ankunft sogar die Kirche ein wenig scheuern und repariren, was nicht ohne Schwierigkeit abging — denn der Gotteskasten hatte kein Geld und die Verwalter wollten anfänglich keine neuen Fenster machen lassen; er gab ihm auch gute Räthe für die erste Predigt, nämlich recht einfach und verständlich zu sein, und witzelte über das „junge Fannchen", d. h. über Herders drittes Kind, dessen Geburt nahe bevorstand [1]. Der Witz ist, wenn man ihn mit Göthe's „Satyros" zusammenhält, nichts weniger als anständig [2]. Als indeß nach Herders Ankunft das Oberconsistorium die Erklärung erließ, der Hofgemeinde, d. h. der ersten Klasse der Einwohner, stehe es frei, bei Herder zu beichten oder nicht, stand Göthe beim Herzog für ihn ein und erwirkte eine Verfügung, daß die Hofgemeinde wie bisher bei dem Hofprediger und Generalsuperintendenten Herder zu beichten habe. So wurde die Kirche von Weimar mit der Reitpeitsche unter die Seelenführung des aufgeklärten „Satyros" gebracht und Wieland rief aus: „So oft ich ihn ansehe, möcht' ich ihn zum Statthalter Christi und Oberhaupt der ganzen Ecclesia Catholica machen können!... Und wenn Göthens Idee stattfindet, so wird doch Weimar noch der Berg Ararat, wo die guten Menschen Fuß fassen können, während daß allgemeine Sündfluth die übrige Welt bedeckt."

Pius VI. dankte indeß nicht ab, Rom unterwarf sich nicht. Göthe ließ die Weimarer Damen in Herders Predigten gehen; er selbst aber ging nicht hinein und ließ die Kirche Kirche sein. Auch Herder ließ er nach den ersten Wochen des Wiedersehens ziemlich links liegen. Herder seinerseits machte bei Hofe und beim Volk einen günstigen Eindruck, erkrankte aber schon um Weihnachten am Gallenfieber. Im Frühjahr hatte er schon wieder mit seiner Galle zu schaffen und mußte in's Bad, während Göthe bei Hofe herumtollte und sein Talent in den Eitelkeiten des Hoflebens begrub.

Das geistige Leben des Dichters sank dabei immer mehr zur flachen Unbedeutendheit herab. Kein Gebet, kein Gottesdienst, keine religiösen Anregungen lenkten ihn auf die tieferen Ideen zurück, mit denen er sich früher wenigstens dann und wann beschäftigt hatte. An ein eigentliches Studium nie gewöhnt, hatte er nur Zeit zur flüchtigsten Lectüre und ver-

[1] Aus Herders Nachlaß. I. 60 ff.

[2] W. Scherer, Aus Göthe's Frühzeit. Straßburg 1879. S. 43 ff.

schleuderte diese noch an schmutzige und nichtswürdige Bücher, wie an Cardan's Selbstbiographie, an Jan Nicolai Everard, an Voltaire's schändliche Pucelle [1]. Wie Spott klingt es, wenn er dazwischen einmal in seinem Tagebuch einen Bibelspruch bringt, oder das Schicksal, zu dem er aufseufzt, gelegentlich Gott nennt. Die einzigen bedeutenden Gedichte aus den drei Jahren 1776 bis 1778 sind: „Wanderers Nachtlied" (dessen Werth unendlich übertrieben worden ist), die „Seefahrt" und die „Harzreise im Winter" (letztere leider so schwer verständlich, daß sie fast nur einen Scholiasten erfreuen kann), und das sentimentale Lied „An den Mond". Alles Übrige ist nichtssagende Tändelei [2].

Göthe gehörte nicht mehr sich und der Poesie, sondern dem Hof, dem Herzog und den Damen.

---

[1] Vgl. über seine Lectüre Keil, Tagebuch S. 71. 78. 79. 89. 100. 109. 115. 117. 118. 129. 150. 157. 168.

[2] Siehe Ges. Werke (Hempel). — 1776: Muth. I. 41. Jägers Abendlied. I. 68. Einschränkung. I. 65. Liebesbedürfniß. I. 172 (V. 307). Monolog des Liebhabers. II. 191. Warum gabst du uns die tiefen Blicke? III. 86. Beim Zeichnen rc. III. 88. An Lili. III. 101. An Herder. III. 142. — 1777: An Auguste Stolberg. III. 85. An Frau von Stein. III. 89. Was ist der Himmel rc. III. 199. An Herzogin Luise. III. 322. Warnung. II. 256. Mit einer Hyacinthe. III. 90. Grabschrift für sich selbst. III. 200. Auf Himburg. III. 200. Paulo post futuri. III. 201. Mamsell N. N. III. 201. An Herzog Karl August. III. 317.

6. Die lustigen Tage von Weimar und das Liebhabertheater.

1776—1778.

„Weimar war gerade nur dadurch interessant, daß nirgends ein Centrum war. Es lebten bedeutende Menschen hier, die sich nicht mit einander vertrugen; das war das Belebendste aller Verhältnisse, regte an und erhielt jedem seine Freiheit."
Göthe. Unterhaltungen m. d. Kanzler v. Müller. S. 141.

„Göthe verlor die Zeit über jenen Jahrmarktsfesten und kleinen Spielen, die im großen Zusammenhang unserer Literatur nichts bedeuten; er vergeudete sein Dichtungsvermögen an Redoutenpläne und Prologe."
Gervinus.

So klein auch der Hof von Weimar war, es war ein Hof, verwandt mit den andern kleinen sächsischen Höfen, verschwägert mit den Höfen von Berlin, Darmstadt und Braunschweig, nicht ganz unbekannt mit denjenigen von Wien und Paris. Es thronte hier eine der hundert kleinen Souveränitäten, aus denen die Maschinerie des alten deutschen Reiches bestand, umgeben von Titeln und Ordenssternen, Grafen, Gräfinnen, Baronen, Baroninnen, Herren und Frauen „von", Hofherren, Hofdamen, Kammerdienern, Dienern, Zofen, Läufern, Leibhusaren, Pagen und Lakaien — wenigstens ein Miniaturstück aus der großen Welt — vom theatrum mundi. Das auswärtige Amt hatte freilich wenig Einfluß auf die Weltpolitik. Die Reichscorrespondenz war bloß für die Papierfabrikanten von entscheidender Bedeutung. Die innere Politik des kleinen Ländchens gab ebenfalls nicht viel zu thun: eine Schaar von achthundert Beamten erledigten sie nach den althergebrachten Formeln. Von Maitressenwirthschaft und Soldatenherrschaft war das Ländchen bis dahin verschont geblieben. Die Klatschereien der Weimarer Damen und die rohe Jagdlust der Weimarer Herren, über welche sich die Gräfin Egloffstein beklagt, erscheinen als sehr geringe Übel gegen die Mißstände, die damals an anderen Höfen herrschten. Daß aber in Weimar mitten im Sittenverderben des 18. Jahrhunderts die reinste paradiesische Unschuld gewaltet haben soll, das muß ziemlich unwahrscheinlich vorkommen, wenn man an Wieland, Heinse und die anderen beliebtesten

Schriftsteller jener Zeit denkt und mit in Rechnung zieht, daß sie auf ihr Publikum achteten und ihm gefallen wollten.

Genug, je weniger der Hof von Weimar zu thun hatte, desto mehr mußte die Aufmerksamkeit auf fröhliche Unterhaltung, heitern Lebensgenuß, angenehme Zerstreuung gerichtet sein. Geistreich oder fade, ausgelassen lustig oder still vergnügt, man suchte sich und Seinesgleichen so gut zu amüsiren, als Zeit und Gelegenheit es mit sich brachten. Die wichtigsten Tage im Kalender waren die Geburtstage der hohen Herrschaften und Freunde, große Hoffeste und Galatage, Besuche fremder Herrschaften, Fürsten, Fürstinnen, Prinzen und Prinzessinnen von Geblüte. Die wichtigste Zeit war die Faschingszeit, die in lustigen Präludien und fröhlichen Nachklängen das ganze Jahr erheiterte. Spazierfahrten und Ausflüge, Schlittenpartien und Eislauf, improvisirte Maskeraden und Tanzbelustigungen, Jagden und ländliche Abenteuer kürzten je nach der Jahreszeit die immer wohlfeile und vor Langeweile zu behütende Zeit. Die Herren ritten, jagten, fochten, politisirten, lasen Romane, trieben eine oder die andere schöne Kunst, auch wohl Pferde- und Hundezucht, Parkkultur und Ökonomie. Die Damen beschäftigten sich, neben dem Hauptfache der Toilette, mit Romanlesen, Briefschreiben, Zeichnen, Malen, Silhouettiren, Singen, Musik, Vögeln, Blumen und all dem kleinen Schnickschnack der Mode. Eine Art schöngeistigen Salon hatte Herzogin Anna Amalia eingeführt. Wieland, Göthe, auch die minderen Poeten, lasen in elegantem Kreise ihre älteren oder auch neuesten Dichtungen vor. Das Hauptinstitut zum Schutz gegen Langeweile, das herzogliche Hoftheater, war leider mit dem Schloß verbrannt. Während der Prinzenreise und des Regierungswechsels konnte noch nicht an den Bau eines neuen Theaters gedacht werden. Doch sorgte die Regentin mütterlich für Fortsetzung der Redouten, und kaum war der junge Herzog auf dem Thron, da erstand auch das Theater in neuer, noch lustigerer und unterhaltenderer Form als bisher — als Liebhabertheater[1].

---

[1] Die Vorgeschichte desselben gibt Ernst Pasqué, Göthe's Theaterleitung in Weimar. Leipzig 1863. I. 8—30. Die verläßlichste und anschaulichste Darstellung des Liebhabertheaters selbst schrieb Dr. C. A. H. Burkhardt, „Das herzogliche Liebhabertheater", Grenzboten 1873. III. 1 ff. Vgl. dazu Ad. Schöll, Göthe's Verhältniß zum Theater (Weimarische Beiträge zur Literatur und Kunst). Weimar 1865. E. W. Weber, Zur Geschichte des Weimarischen Theaters. Weimar 1865. „Göthe's Theaterintendantur" in Unsere Zeit. 1866. II. S. 561 bis 582. Robert Keil, Corona Schröter. Leipzig 1875. Düntzer, Charlotte von Stein und Corona Schröter. Stuttgart 1876. R. Gottschall, Frauenbilder

Mit Hilfe des Malers Schumann und des Schreiners Mieding fing der Hofjäger Hauptmann im November 1775 an, in seinem Hause an der Esplanade, wo die Redouten gehalten wurden, eine kleine Bühne aufzuschlagen. Sie war nur 11 Fuß breit, die Coulissen hatten $6^1/_2$ Fuß Höhe, $2^1/_2$ Fuß Breite. Anna Amalia steuerte 80 Thaler bei, die andern Herrschaften spendeten ähnliche Beiträge, das ganze Institut kam auf 350 Thaler zu stehen. Im Januar wurden schon drei Stücke gegeben: den 21. „Adelaide", den 25. „Der Postzug oder die nobeln Passionen" von Ayrenhoff und dazu das „Milchmädchen" von Duni. Im Februar gab man das „Glashüttenballet", „Minna von Barnhelm", „Die kleine Noblesse" und „Nanine". Im provisorischen Palais des Herzogs leitete gleichzeitig der Oberhofmarschall Graf von Putbus die Aufführung französischer Conversationsstücke und Operetten, bei welchen sich bald der Consistorialrath von Lyncker und der Oberstallmeister von Stein durch ihr gewandtes Spiel und ihre feine französische Aussprache Lorbeeren verdienten.

Die herzogliche Familie begnügte sich anfangs, im Zuschauerraum zu erscheinen; doch bald wich das fürstliche Selbstbewußtsein vor der Lust, sich mitzuverkleiden und mitzuspielen. Schon im März erschien der junge Herzog als Major O'Flaherty an Göthe=Belcours Seite und damit war das Eis gebrochen. Der Hof spielte nun herzhaft mit und fand an Proben und Aufführung unendliches Vergnügen. Vom Herzog herab bis auf Gärtner und Lakaien, Alles mußte mithelfen Theater spielen. Auch aus der Stadt zog man die Leute herbei. Das erste Jahr mußte Jeder selbst für seine Garderobe sorgen, dann übernahm der Herzog die Ausstattung. Aus den Sälen der kleinen Residenz rollte der Thespis Karren hinaus auf's Land, Gartenhecken und Büsche wurden in Naturscenerien verwandelt, das Leben selbst wurde zur lustigen Komödie.

„Donnerstag nach Belvedere,
Freitag geht's nach Jena fort:
Denn das ist, bei meiner Ehre,
Doch ein allerliebster Ort!
Samstag ist's, worauf wir zielen,
Sonntag rutscht man auf das Land;
Zwäzen, Burgau, Schneidemühlen
Sind uns alle wohlbekannt.

---

aus unserer klassischen Zeit. Unsere Zeit. 1875. II. 880 ff. R. Keil, Frau Rath. Leipzig 1871. passim. Wagner, Briefe an Merck 1835 u. 1838 u. s. w.

„Montag reizet uns die Bühne,
Dienstag schleicht dann auch herbei;
Doch er bringt zu stiller Sühne
Ein Rapuschchen frank und frei.
Mittwoch fehlt es nicht an Rührung:
Denn es gibt ein gutes Stück;
Donnerstag lenkt die Verführung
Uns nach Belveder' zurück.

„Und es schlingt ununterbrochen
Immer sich der Freudenkreis
Durch die zweiundfünfzig Wochen,
Wenn man's recht zu führen weiß.
Spiel und Tanz, Gespräch, Theater,
Sie erfrischen unser Blut;
Laßt den Wienern ihren Prater:
Weimar, Jena, da ist's gut![1]

Pecuniär war es eine gewisse Ersparniß, daß der Hof keine Schauspieler und Schauspielerinnen zu bezahlen brauchte, sondern sich mit seinen eigenen Kräften bestens unterhielt[2]. Für die Hofleute selbst hätten die dramatischen Übungen, bei Wahl bedeutender Stücke, eine sehr bildende Unterhaltung werden können. Auch bei Wahl geringfügigerer Stücke boten sie immerhin noch mehr geistigen Bildungsstoff, als sonstige Zerstreuungen, dazu eine reiche Fülle von Anregung für anderweitige Unterhaltung, Witz, Humor, persönliche Anspielungen. Die Theaternamen traten als lustige Spitznamen in's Leben hinüber, die Theaterrolle gab dem Spieler eine romantische oder humoristische Färbung, die Stücke wurden in scherzhafter Conversation, in neckischen Streichen und Abenteuern weitergespielt und liehen der prosaischen Wirklichkeit stets neue Würze. „Es ist bekannt," sagt Hermann Grimm, „daß es sich bei solchen Gelegenheiten meist mehr um die Proben als um die Aufführungen selber handelt. Jeder, der einmal dabei war, weiß, daß nichts die Menschen gesellig so durcheinander und in so intime Berührung bringt, als Theaterproben von Dilettanten. Alles ist erlaubt und das

[1] Göthe's Werke (Hempel) I. 95.

[2] Wie schon erwähnt wurde, erhielt Karl Theophil Döbbelin, der am 1. Nov. 1756 als Theaterdirector bestellt wurde, 6800 Rthlr., wofür er für die ganze Schauspielergesellschaft aufkommen mußte (Pasqué. Göthe's Theaterleitung in Weimar. Leipzig 1863. I. 10). — Karl August gab für das Theater vom 1. Oct. 1776 bis 1. Oct. 1777 nur 1064 Thlr. 9 Ngr. aus, vom 1. Oct. 1778 bis 1. Oct. 1779 noch weniger: 611 Thlr. 16 Gr. (C. Burkhardt, Grenzboten 1873. III. 1 ff.) — Ein großer Unterschied!

Tollste natürlich, weil die Sache es so zu verlangen scheint."[1] Bei diesen Proben löste sich aller Zwang der Etikette. Herzog und Herzoginnen, die adeligen Hofherren und die bürgerlichen Poeten, die vornehmen Hofdamen und die Kammersängerinnen, der ganze Hof verschmolz da zu einer lustigen Schauspielergesellschaft, die in Bezug auf Humor und Schabernack al pari stand. Prinz Konstantin mußte auf Göthe's Schlagwort achten, Amalie Kotzebue redete den Herzog dramatisch mit Du an, der Herr von Seckendorf vergaß auf seine Ahnenreihe, um den närrischen Professor Musäus im Ulk zu übertreffen; selbst Göthe's Diener, Philipp Seidel, und der Schreiner Mieding, der „Director der Natur", durften hinter den Felsen von Pappe mit den fürstlichen Herrschaften etwas fraternisiren. Daß sich da auch galante Abenteuer entwickeln mußten, versteht sich von selbst. Es gab kein Stück ohne Liebschaft und Göthe liebte entschieden verfängliche Situationen.

Was den literarischen Werth des „Ulkes" betrifft, der an dem Liebhabertheater zu Weimar zu Tag gefördert wurde, so hat Gervinus wohl nicht Unrecht, wenn er denselben ziemlich niedrig anschlägt. Viele Proben davon haben sich noch erhalten. Sie überragen nicht viel das Mittelmaß des „Ulkes", der seit 1775 bis heute auf hundert andern Liebhaberbühnen getrieben worden ist. Man vergleiche die folgende Einladung, die sich in Familienpapieren erhalten hat:

„Wir der thränenreichen Melpomene und der freudebringenden Thalia Söhne und Töchter vermelden unserm viel und hochgeehrten Compan und Mitgenossen, dem Geh. Rath von Lyncker unsern freundlichen Gruß zum Voraus.

Nachdem wir Endesunterschriebene uns entschlossen haben, unsern Ur-ur-ur- und Pflegemüttern obbenannten beyden Musen göttlichen Andenkens ein schuldiges Opfer zu bringen und deren zeithero leider so sehr vernachlässigtes Andenken auf eine stattliche und geziemende Weise zu erneuern; zu dem Ende auch Einer aus unsern Mitteln von uns befehligt und ermuntert worden ist die Feder zu ergreifen und ein taugliches präsentables Theaterstück an den Tag zu bringen, so hegen wir zu unserm eingangs erwähnten Compan und Mitgenossen das gegründete Vertrauen; Er werde sich rückerinnernd seines vormals bezeugten Eifers und des so reichlich dafür empfangenen Dankes und Beyfalls gerne und willigst bewegen lassen, an unserem so löblichen Vorhaben Theil zu nehmen, sich in unsern Reihen anzuschließen oder passender uns auszudrücken dieselben anführen zu wollen.

[1] Göthe, Vorlesungen II. 12. 13. Man behalte diese Bemerkung im Auge für das Folgende.

Solches hoffend und voraussehend haben wir gegenwärtiges Schreiben abgefaßt und persönlich eigenhändig sammt und sonders unterschrieben.

Amelie, Herz. zu S.
Carl August, H. zu S. quà tutor.

v. Goechhausen. Moritz Brühl Gastwirth.
Christine Brühl.
C. J. M. v. Wedel.
v. Hendrich. v. Staff.

von Einsiedel [1] coll.

Da das Entstehen der Liebhaberbühne mit Göthe's Ankunft in Weimar zusammenfällt, so ist nichts natürlicher, als daß man ihn als den Urheber dieser Liebhaberbühne betrachtet hat. Doch ist das nicht genau. Die eigentliche Patronin und Gründerin des Weimarer Theaters ist die Herzogin Anna Amalia. Unter ihr waren Schauspiel, Operette und Oper schon längst aufgeblüht, ehe Göthe nach Weimar kam. Als er erschien, wich allerdings Wieland mit seinen Operntexten in den Schatten, aber dafür trat auch gleichzeitig der musikalisch gebildete Herr von Seckendorf auf, um mit Göthe als Regisseur, Theaterpoet, Musiker und Schauspieler mitzuwirken, während die allgemeine Jovialität der Hofgesellschaft und die Gunst der Herzogin-Mutter rasch alle nur fähigen Kräfte in Bewegung rief. Mit seinem lebhaften Humor, seiner reichen Dichterphantasie, seiner urwüchsigen Gemüthlichkeit war Göthe freilich ganz wie gemacht, eine hervorragende Rolle in dieser vornehmen Schauspielergesellschaft zu spielen und allmählich ihr Hauptregisseur zu werden. Er spielte zwar anfangs etwas ungestüm, und wenn er sich mäßigen wollte, zu steif, memorirte auch nicht genau; doch in humoristischen Rollen fand man ihn unübertrefflich, und wo das Gedächtniß versagte, wußte er sich mit neuen Erfindungen aus der Klemme zu reißen.

Als Theaterdichter hatte er weniger Glück. Denn in dem Durcheinander der ersten Monate kam er nicht dazu, etwas Neues zu produciren. Nach einem Vierteljahr nahm er deßhalb seine Zuflucht zu seiner alten Mappe und zog daraus die „Mitschuldigen" hervor, jene traurige, komisch sein sollende Ehebruchsfarce, die er während seines „etwas wüsten" Leipziger Studententreibens geschrieben hatte [2]. Er über-

---

[1] Kritische Bemerkungen zu Göthe's Biographie. Das herzogliche Liebhabertheater 1775—1784, von C. A. H. Burkhardt. Grenzboten 1873. III. 3. 4.

[2] Vgl. über dieses Stück und seinen Zusammenhang mit Göthe's erotischem Liederbuch und seinem ausschweifenden Studententreiben in Leipzig meine Schrift: Göthe's Jugend (Freiburg, Herder, 1879. S. 29. 30) und R. v. Gottschalls Bemerkung:

nahm selbst den „Alcest“, Musäus den „Wirth zum schwarzen Bären“, Einsiedel sollte den „Söller“ spielen. Doch diesem scheint das Stück nicht sonderlich gefallen zu haben; er wollte die Rolle nicht übernehmen.

„Du mußt in einer verfl . . . . . . Hypochondrie stecken,“ schrieb ihm Göthe. „Ich wollte schwören, Du wärest gut, wenn Du Dich nur ein Bissel angriffst. Ich weiß nun nicht, was ich mache. Die andern spielen brav und ich weiß absolut keinen Söller — und weiß, daß Du ihn gewiß gut spielen würdest. Vielleicht besuch ich Dich heut. G.“

Einsiedel ließ sich nicht bereden. Bertuch übernahm nun die Rolle. Doch half es Göthe wenig, sein Stück durchgesetzt zu haben. Statt eines heiteren machte es einen bänglichen Eindruck und wurde vorläufig nicht wiederholt. Um die erlittene Blamage auszuwetzen, übte Göthe nun rasch das Singspiel „Erwin und Elmire“ ein. Schon Mitte Mai waren die Arien dafür gedruckt, und der zierlich gereimte Klingklang der Liebe versöhnte am 24. Mai vollständig das Publikum.

Da die Hofleute keine Schauspieler von Fach waren, so konnte nicht jede Woche ein neues Stück gegeben werden. Das Einstudiren nahm viel Zeit und Mühe in Anspruch. Von Mitte Mai bis Mitte Juli wurde nur sechsmal gespielt, im August wiederholte man den „Postzug“ und das „Milchmädchen“, am 10. September „Erwin und Elmire“; erst am 16. September kam wieder ein neu einstudirtes, obwohl nicht neues Stück: „Die heimliche Heirath“: leichte Waare, wie Alles, was bis dahin gegeben worden war. Darauf wurde etwas pausirt.

Inzwischen Geh. Legationsrath geworden, brachte Göthe abermals die quasi durchgefallenen „Mitschuldigen“ auf's Tapet, machte einige Veränderungen und ließ sie Mitte November im Hause des Professor Musäus wieder einüben. Dießmal setzte er sie mit Erfolg durch: sie wurden ein paar Mal wiederholt, was aber nicht eben von einer Besserung des Geschmacks zeugt. Erst jetzt, nachdem er über ein Jahr als dramatischer Dichter nichts Neues geleistet, fiel ihm auf einer Jagd in Waldeck ein, wieder einmal ein Stück zu schreiben[1]. In drei Tagen

„Der junge Göthe ergab sich einem etwas wüsten Leben, das seinen Körper auf lange Jahre hinaus zerrüttete.“ Unsere Zeit 1875. II. 894. Vgl. dazu Unsere Zeit 1865. I. 951. Die traurigste Frucht jener innern Zerrüttung war das Erste, womit Göthe die Weimarer Bühne beglückte!! Es ehrt Einsiedel, daß er nichts damit zu thun haben wollte.

[1] Der früher erwähnte Vortrag vom „Falken“ erstickte im Gestrüpp von Ilmenau.

wühlte er „Die Geschwister“ [1] auf's Papier, in zwei Tagen waren sie abgeschrieben. Das Stück ist darnach, ein weinerliches Lustspiel und ein lächerliches Thränenspiel, ein Anhang zu Clavigo und Stella und zugleich ein condensirter Abguß der Gefühlsschwärmerei, welche seine Liebesbillets an Frau von Stein durchathmet. Zwischen Vollendung und Aufführung des Stückes bekam sie seine Verse an den Geist „des lieben heiligen großen Küssers“ Johannes Secundus, ein Zusammentreffen, das wohl nicht ganz zufällig ist und den Göthe-Psychologen zu denken geben könnte [2].

Mag er es nun auch keineswegs beabsichtigt haben, sein Verhältniß zu ihr vor dem ganzen Hof auf die Bühne zu bringen, so ist das Stück doch unverkennbar aus dem trüben Gefühlsdurcheinander desselben hervorgegangen, es ist ein Bekenntniß darüber. Er selbst hatte jenem Verhältniß anscheinend den Charakter eines brüderlich-schwesterlichen gegeben, er nannte es im Mai „das reinste, schönste, wahrste, das ich außer meiner Schwester je zu einem Weibe gehabt“ [3]. Unter diesem Titel hatte Frau von Stein es sich weiter gefallen lassen. Doch Göthe's langgenährte Leidenschaft verlangte mehr: er wollte nicht schwesterliche, sondern bräutliche Liebe, und nur darum interessirte er sich für das psychologische Problem, das der kleinen Comédie larmoyante zu Grunde liegt. Sie gehört als Anhängsel zu seiner ebenso lacrymablen Correspondenz und zu dem gemeinen Gedicht über Johannes Secundus. Die Handschrift gelangte auch gleich in die Hände der wirklichen Adressatin [4] und wurde ihr zum Aufbewahren anvertraut, nachdem Göthe als „Wilhelm“ auf der Bühne das Fräulein Amalie von Kotzebue [5] als „Marianne“ umarmt hatte. Dieses

[1] Göthe's Werke (Hempel) VI. 185—199 — vierzehn Seiten Duodez. Göthe brachte also in einem Tage nicht einmal fünf Duodezseitchen des allergewöhnlichsten und langweiligsten Liebesgeredes in Prosa zu Stande. Aber bei Göthe ist eben Alles — — klassisch, göttlich. Dr. Strehlke hat zu den 14 Seiten 10 Seiten Einleitung geschrieben, wozu der „Alte“ wohl auch gelächelt haben würde, denn er gab nicht viel auf die Commentatoren.

[2] Schöll (I. S. XXXII), obwohl ein richtiger Göthe-Anbeter, gesteht von diesem Gefühlsdrama, daß „dessen naive Form auf unnaivem Grunde zu ruhen scheint und, in seiner delikaten Entwicklung am Unsittlichen um Haaresbreite vorbeigeführt, etwas Peinliches für ein gesundes Gefühl haben kann“.

[3] Schöll, Briefe an Frau von Stein. I. 33.

[4] „Es muß uns bleiben“, schrieb er ihr am 2. Dec. Schöll I. 73. Wenn sich das auch bloß auf die Handschrift bezieht, wie Düntzer meint (Charlotte von Stein. I. 70), so ist das genug, um die gegebene psychologische Erklärung zu bestätigen.

[5] Schwester des berüchtigten Dichters, dessen Komik principiell eigentlich

objectiv höchst jämmerliche und subjectiv höchst unwürdige Stück ist das einzige Drama, das im ersten der „lustigen Jahre" zu Stande kam. Wenn man denkt, daß ein so groß und herrlich begabter Geist wie derjenige Göthe's sich wochenlang in Theaterproben mit so elendem Quark wie „Die Mitschuldigen" und „Die Geschwister" herumschlug, vor den jungen Hofleuten eines zwanzigjährigen Fürsten den Ehebruch zum Gegenstand der Komik nahm, junge Damen stundenlang einübte, um ein „am Unsittlichen um Haaresbreite vorbeistreifendes" Stück zu geben — nach den Proben aber die ganze Nacht hindurch tanzte und „miselte" bis in den hellen Morgen hinein, da kann man sich des Ekels kaum erwehren. Ein solches Komödiantenleben sieht nahezu wie Verführung aus.

Bald zeigten sich auch die naturgemäßen Früchte. Thörichte Liebeleien, Eifersüchteleien, Unzufriedenheit und Verdruß durchkreuzten den geräuschvollen Taumel anscheinender Freude. Wie Göthe trotz aller Versicherungen ungetheilter Liebe an Frau von Stein fast tagtäglich den Miseln nachlief, bald in seinem Garten, bald in Tanz- und Musikproben mit ihnen zusammenkam, fand auch der junge Herzog diese Theatermoral ganz allerliebst und ließ seine brave Gattin zu Hause sitzen. Wie Klopstock vorausgesehen, nahm die tieffühlende, edle Fürstin sich diese Vernachlässigung sehr zu Herzen. Sie zog sich trauernd zurück und hing still ihrem Gram nach. Der Herzog hinwieder ärgerte sich über ihre Stille und Eingezogenheit und suchte um so mehr geräuschvolle Freuden. Prinz Konstantin, obwohl erst 17 Jahre alt, wollte hinter dem allgemeinen Fortschritt auch nicht zurückbleiben, sondern sofort heirathen und zwar keine andere als das Hoffräulein Karoline von Ilten, das aber nicht ebenbürtig befunden ward und sich nun ebenso unglücklich fühlte als er. Den ersten sonnigen und vielversprechenden Kapiteln des Romanlebens folgten nothwendig die Kapitel der Verwicklung, wo es trostlos durcheinander geht. Die „Misel" wurden nicht nur bekomplimentirt, sondern auch gekapellmeistert. Die Proben wurden auf die Dauer langweilig. Regisseur, Musikdirigent und Balletmeister mußten, wohl oder übel, schulmeistern und repetiren. Das Dämonium des Neides richtete bei den Rittern wie bei ihren Schönen mancherlei Verwirrung an. Göthe hatte schon nicht mehr die Kraft, sich und die Andern aus dem miserabeln Hof- und Alltagsleben zu höheren Ideen emporzuheben. Er ließ sich ganz zur

---

nicht viel niedriger steht, als die der „Mitschuldigen". Der Abstand ist nur „Haaresbreite".

kleinlichen Genußsucht seines Hofauditoriums herab und suchte seine Leute durch leichte satirische Skandalpoesie bei Humor zu erhalten.

Um vor Allem Herzogin Luise mit dem Faschingstreiben des Hofes wo möglich auszusöhnen, sollte ihr Geburtstag, der 30. Januar 1777, recht feierlich begangen werden. Auf diesen Tag wurde das ganze Theater neu und besser eingerichtet, der Zuschauerraum gleichmäßig erhöht, Quergallerie und Saal mit schwarzen Tüchern ausgeschlagen, Alles bis herab auf die Theaterbillets vornehmer ausgestattet. Schreiner, Maler, Musiker, Copisten hatten den ganzen Monat Januar vollauf zu thun. Eine Probe drängte die andere. Sämmtliche Vorbereitungen kamen auf 516 Thlr. zu stehen.

Charakteristisch für die Macht und den Einfluß Göthe's ist es, daß er in seinem sonst unbedeutenden Feststück nicht nur Anzüglichkeiten auf viele Persönlichkeiten losließ, sondern es sogar wagen durfte, die vermeintlichen „Skrupel", d. h. die wohlbegründete Abneigung der Herzogin gegen das ganze unwürdige Treiben, verkappt, in nur schwach verblümter Weise theatralisch anzugreifen. In der jetzigen Fassung, die das Stück später in Italien erhielt, tritt diese Absicht deutlicher hervor.

Lila, die sanfte empfindsame Gattin des Barons Sternthal, ist völlig gemüthskrank geworden, zieht sich vom Leben ihrer Familie ganz zurück und verkehrt in einer einsamen Waldhütte mit Geistern, Feen und Gespenstern. Auf den Rath des Doctor Verazio geht die betrübte Familie auf die Ideen der Gemüthsleidenden ein, verkleidet sich in die ihr vorschwebenden Feen und Gespenster, tanzt ihr einige Ballets vor und heilt sie auf diese Weise vollständig von ihrer mystischen Innerlichkeit und Absonderung. Froh und lustig lebt sie wieder das heitere Leben ihrer Familie mit. Das ging auf Herzogin Luise, welche an dem wilden, muntern Treiben ihres jungen Gemahls keinen Geschmack fand und, freilich ohne jegliche Gemüthskrankheit, sich ihm und dem Hofleben entfremdet hatte[1].

Um nicht allzu deutlich zu sein, hatte Göthe bei der ersten Bearbeitung die Rollen Sternthals und Lila's getauscht. Die muntere, lebensfrohe Gattin curirt den an melancholischer Gespensterseherei leidenden Gemahl durch die entsprechende Feenkomödie mit reizenden Balletten. Das kleine Feenspiel besitzt übrigens weder den romantischen Zauber echter Märchendichtung, noch die derb urwüchsige Volkskomik, die in Shakespeare's Sommernachtstraum so herrlich vereint sind. Die Hauptaufgabe fiel den Tänzern und Tänzerinnen des Ballets zu. Herzogin Luise aber,

[1] Göthe's Werke (Hempel) IX. 101 ff.

vereinsamt und von Niemanden unterstützt, mußte sich den Unsinn des Frankfurter Götterjünglings gefallen lassen und fand es schließlich gerathen, um Lieb und Friedens willen die Waffen zu strecken. Der Hof sah dann natürlich ein, daß Göthe Recht gehabt und daß er Alles richtig geleitet habe und daß er ein göttlicher Mensch sei. Der Stärkere behält Recht.

Als Herzog und Herzogin wieder in gemüthlicher Stimmung zusammenlebten, jammerte Wieland, daß Göthe ihm nichts mehr sei.

„Von meinen hiesigen sogenannten oder auch wirklich guten Freunden ist auch nicht ein einziger, der mir nur so viel Licht und Wärme mittheilte, als vonnöthen ist, um ein paar Eier dabei lind zu sieden. Sogar Göthe und Herder sind für mich wenig besser, als ob sie gar nicht da wären. Mit jenem — was für herrliche Stunden und halbe Tage lebt' ich mit ihm im ersten Jahre! Nun ist's, als ob in den fatalen Verhältnissen, worin er steckt, ihn sein Genius ganz verlassen hätte; seine Einbildungskraft scheint erloschen; statt der allbelebenden Wärme, die sonst von ihm ausging, ist politischer Frost um ihn her. Er ist immer gut und harmlos, — aber er theilt sich nicht mehr mit — und es ist Nichts mit ihm anzufangen." [1]

Göthe's Productivität war wirklich wie erloschen. Frühling, Sommer, Herbst gingen vorüber, ohne daß er etwas Neues geleistet hätte. Im März wiederholte man seine „Lila", im April etliche andere schon dagewesene Stücke. Dann zog der Hof nach Ettersburg, wo man sich mehr im Freien erging und das Theater mit ländlichen Erholungen vertauschte.

Dieses Jagdschloß liegt nur anderthalb Stunden nordwestlich von Weimar am waldigen Abhang des Ettersberges. Hier wurden nun Alleen hergestellt, Waldnischen ausgehauen, künstliche Balcone in die großen Bäume hinaufgezimmert, damit die poetische Gesellschaft gleich den Vögeln leben könnte. An der Hottelstädter Ecke, wo eine schöne Fernsicht war, legte man ein Lusthaus an, im Walde eine anmuthige Kaffee-Einsiedelei; dazu Rasenhütten, Kegelbahn, endlich auch ein kleines Naturtheater. Improvisationen, Schattenspiele und kleinere Scenen hielten das Dilettanten-Collegium in mimischer Übung, bis im Winter wieder eine eigentliche Theatersaison begann. Während Musäus sich Stücke von Gotha verschrieb, ließ Göthe seine „Mitschuldigen" wiederholen. Etwas Neues brachte er erst wieder auf der Herzogin Geburtstag (1778) auf die Bühne. Das neue Stück hieß „Die geflickte Braut", ein vielversprechender Titel, der indeß nur wieder in anderer Form die Lection maskirte, die

[1] Wagner, Briefe an J. H. Merck. 1835. S. 102.

Göthe das Jahr zuvor der Herzogin wegen ihrer noch immer nicht überwundenen ernsteren Geistesrichtung gegeben hatte. In der spätern Ausgabe heißt das Stück: „Der Triumph der Empfindsamkeit."

Der gefühlskranke Prinz Oronaro führt einen vollständigen Apparat der empfindsamen Poesie mit sich im Land herum: Mondschein, Nachtigallengesang und sprudelnde Quellen, Alles in eigenen Kasten, dazu eine Laube und eine Puppe, welche in allen Stücken seiner Geliebten Mandandane, der Frau des Königs Andrason, gleicht. So kommt er an den Hof Andrasons, wo die neugierigen Hoffräulein alle Geheimnisse seiner Liebespoesie erspähen, die Puppe aufschneiden und darin den Kern seiner Liebe entdecken — es ist ein leinener Sack mit den sentimentalen Romanen der Zeit: Sterne's Sentimentale Reise durch Frankreich und Italien, Joh. Martin Millers Sigwart, Rousseau's Heloise, Göthe's Werther. — Nachdem die Mädchen ihre Neugier befriedigt, flicken sie die Puppe wieder: daher der Titel „Die geflickte Braut". Statt ihrer setzt sich aber die wirkliche Mandandane in die Laube. Der Prinz erscheint — und siehe da, seine empfindsame Liebe ist entflohen. Erst die Puppe, die nun hergebracht und der wirklichen Mandandane gegenübergestellt wird, erweckt wieder seinen überspannten Gefühlsreichthum. Zwischen Weib und Puppe, lebender Natur und Mechanismus wählend, zieht er begeistert seine Puppe vor, überläßt Andrason seine Mandandane und erfüllt so das Orakel, mit dem humoristisch-geheimnißvoll die Farce beginnt:

„Wenn wird ein greiflich Gespenst von schönen Händen entgeistert,
Und der leinene Sack seine Geweide verleiht,
Wird die geflickte Braut mit dem Verliebten vereinet,
Dann kommt Ruhe und Glück, Fragende, über dein Haus."

Zum Hohn auf das „deutsche Theater", auf dem Alles angeht, bekommt das Stück zu den fünf Acten noch einen sechsten. Der Prinz singt an seine Puppe:

„Was Menschen zu erfreuen
Die Götter je gesandt,
Das Leben zu erneuen,
Fühl' ich an deiner Hand!"

König Andrason aber empfiehlt vor dem großen Schlußballet „von hundert Lehren, die wir daraus ziehen können", besonders diese, „daß ein Thor erst dann recht angeführt ist, wenn er sich einbildet, er folge gutem Rath und gehorche den Göttern".

Als Ballast in das leichte Schiffchen dieser Komödie legte Göthe an geeigneter Stelle das Monodrama „Proserpina" ein, eine ernste antikisirende Dichtung im Stile des Prometheus, deren hohes Pathos, vor- und nachher persiflirt, wunderlich von der carnevalistischen Einrahmung abstechen mußte. Göthe übernahm die Rolle des Andrason, Corona Schröter die der Mandandane.

Die Spitze des burlesken Unsinnes traf neben der Herzogin sowohl ihre Lieblingsdichter, Klopstock und die Seinigen, als auch den Verfasser selbst, soweit seine Poesie früher, trotz aller Verirrungen, noch einen höheren Aufflug genommen hatte. „Proserpina“ ist nämlich ganz antik gedacht und ausgeführt, ein Seitenstück zum Prometheus und zu den erhabenen Oden, die er früher gedichtet, doch nicht mehr so wild, sondern hinüberleitend zur Iphigenie. Auch der Werther besitzt, ungeachtet seines unmoralischen Charakters, doch noch mehr idealen Gehalt und Werth, als der Faschingsquark, dem er in der „geflickten Braut“ als Opfer geschlachtet wurde. Diese Selbstpersiflage erscheint um so widriger, wenn man auf die psychologischen Momente achtet, auf die er bei sich selbst und bei seinem Publikum speculirte. Als Bekenntniß seines eigenen innern Lebens sagt die Farce soviel, daß er die nebelhafte Herzensquälerei des Werther satt habe und nach einer wirklichen Mandandane verlange. Als Vortrag an's Publikum aber eröffnet sie demselben den erbärmlichen Humbug, den der Dichter im Werther getrieben hatte. Gerade die Verquickung der niedrigsten Leidenschaft mit idealer Träumerei und scheinbar religiösen Anwandlungen hatte die ganze sentimentale Damenwelt für den Werther eingenommen, den Enthusiasmus dafür bis zum halben Wahnsinn gesteigert und dadurch das größte Unheil angerichtet. Jetzt erschien der vergötterte Selbstmörder plötzlich wieder lebendig im lustigsten Maskenkostüm auf der Bühne und erklärte: „Ei was, meine Herren und Damen! Das war nur dummes Zeug. Die Liebe ist etwas viel Realeres. Sehen Sie sich nach lebendigen Puppen um, und wenn ihnen die eine abhanden kommt, so nehmen Sie sich eine andere. Dafür hat man Concert, Theater, Ball, Redouten.“

So machte er es selber. Als „Andrason“ war er Tag für Tag um die lebendige Puppe Corona Schröter herum. Die Musikübungen für die „geflickte Braut“ nahmen 66, die Tanzübungen 83 Stunden in Anspruch. Weil es ihm aber doch nicht gelungen war, die Wertherei in sich selbst todtzuschlagen, so setzte er nebenher auch diese fort und correspondirte gleichzeitig in sentimentalster Weise mit der Frau von Stein. Sie allein erhielt einen Schlüssel zu dem Gartenthor an der Ilm, durch welches Göthe den nächsten Weg zu seinem Gartenhaus sonst für Jedermann abgesperrt hatte. Dazu schrieb er ihr (9. Jan. 1778):

„Nehmen Sie hier den Schlüssel zu meinen Gegenden, den andern Schlüssel haben Sie lange. Ich hab Launen, so scheints denn ich hab Unrecht und doch Piks und weiß daß ich unrecht habe. Aber es scheint ich soll

wieder einmal fühlen, daß ich Sie sehr lieb habe, und was ich Sie gekostet habe u. s. w. Dem sei wie es wolle, ich mag und kann Sie nicht sehen. Addio Beste. G."

Sonntags den 12. scheint sie ihm etwas Leckeres geschickt zu haben:

„Danke für die leibliche Nahrung. Der alte Eckhof ist bei mir. Wir scheinen unsere Empfindungen neuerdings auf Spitzen zu setzen. Adieu Gold. Es ist und bleibt doch immer beim Alten. G."

Am selben Tag war noch Balletprobe, am 13. wurden die „Westindier" gespielt, wobei der Herzog und Göthe wieder die frühern Rollen hatten; der berühmte Schauspieler Eckhof spielte mit. Den 14. und 15. war Conseil, den 16. Schweinehatze in der Reitbahn. „Mir brach," so notirt Göthe dazu, „ein Eisen in einem angehenden Schweine unter der Feder weg. Witzlebens Jäger ward geschlagen. Mittags mit der Herrschaft nach Tiefurt. Das Thauwetter hatte eine große Schlittenfahrt gehindert. Abends Picknick. Bei ♃ geschlafen. Hatte traurig in mich gezogene Tage."

Am Abend dieses Tages wurde das junge Fräulein Christiane von Laßberg, Tochter des Obersten Laßberg, zur Theaterprobe erwartet. Sie kam nicht. Den andern Tag fanden Göthe's Leute ihren Leichnam in der Ilm, nahe bei Göthe's Gartenhaus. Ihr Geliebter, ein Herr von Wrangel, war ihr untreu geworden, vor Liebesgram hatte sie sich ertränkt. Man fand „Werthers Leiden" in ihrer Tasche. Nicht Jedermann wußte eben so schimpflich frivol mit Liebe zu spielen wie Göthe. Hätte die Unglückliche mehr Göthe als Werther nachgeahmt, d. h. zu ihrem Geliebten noch einen zweiten oder dritten gehabt, wie Göthe zu seiner Frau von Stein noch Corona Schröter rc., so hätte sie wohl dem „Triumph der Empfindsamkeit" nicht dieß schaurige Vorspiel vorausgeschickt.

Einem ernsten, tieffühlenden, wahrhaft menschenliebenden Charakter wäre es unmöglich gewesen, nach einem solchen Ereigniß ein Stück weiter einzuüben, in welchem eben jene Wertherei als Scherz behandelt wurde, die dieses unglückliche junge Wesen zum Selbstmord geführt. Selbst in Göthe regte sich dieß einzig richtige Gefühl, aber es wurde schließlich der Genußsucht des Hofes und der eigenen Poeterei zum Opfer gebracht. Sein Tagebuch darüber lautet:

d. 17. Ward Christel von Lasberg in der Ilm vor der Flosbrücke unter dem Wehr von meinen Leuten gefunden. Sie war Abends vorher ertrunken. Ich war mit ♃ auf dem Eis. Nachmittags beschäftigt mit der Todten, die sie herauf zu ☉ gebracht hatten. Abends zu den Eltern. Zu Cronen aus der Probe.

d. 18. Mit ♃ ausgeritten, ein Stündchen aufs Eis. An Hof zu Tische. Nachmittags zu ☉. einen Augenblick im Stern. ins Concert. Nachts mit ♃. Knebeln herüber. Knebel blieb bey mir die Nacht. Viel über der Christel Tod. Das ganze Wesen dabey ihre letzten Pfade ꝛc.

In stiller Trauer einige Tage beschäftigt um die Scene des Todes, nachher wieder gezwungen zu theatralischem Leichtsinn.

d. 30. Zur Herzogin Geburtstag das neue Stück.

Was unter der stillen Trauer zu verstehen ist, das besagt ein Liebesbrief an Frau von Stein vom 19.:

„Statt meiner kommt ein Blättchen. Da ich von Ihnen wegging, konnt ich nicht zeichnen. Es waren Arbeiter unten und ich erfand ein seltsam Plätzchen, wo das Andenken der armen Christel verborgen stehen wird. Das war, was mir heut noch an meiner Idee mißfiel, daß es so am Weg wäre, wo man weder hintreten und beten, noch lieben soll. Ich hab mit Jentschen ein gut Stück Felsen ausgehöhlt, man übersieht von da in höchster Abgeschiedenheit ihre letzten Pfade und den Ort ihres Todes. Wir haben bis in die Nacht gearbeitet, zuletzt noch ich allein bis in ihre Todesstunde, es war eben so ein Abend. Orion stand so schön am Himmel, als wir von Tiefurt herauf ritten. Ich habe an Erinnerungen und Gedanken just genug und kann nicht wieder aus meinem Hause. Gute Nacht Engel, schonen Sie sich und gehen Sie nicht hinunter. Diese einladende Trauer hat etwas gefährlich Anziehendes wie das Wasser selbst, und der Abglanz der Sterne des Himmels, der aus beiden leuchtet, lockt uns."

Die Moral, welche Göthe aus dem düstern Ereigniß zog, ist in seinem Mondgedicht für Frau von Stein ausgedrückt, das ursprünglich ganz deutlich auf die unglückliche Selbstmörderin anspielte:

„Selig wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Mann am Busen hält
Und mit dem genießt,
Was dem Menschen unbewußt
Oder wohl veracht
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht."

Nachdem der Selbstmörderin ein romantisches Denkmal gesetzt war, so nah am Wege, daß man daran nicht beten und lieben konnte, ging's wieder in die Probe und dann auf's fröhliche Theater. Göthe's Zeit war so in Anspruch genommen, daß das Tagebuch stockte, die Correspondenz mit Frau von Stein nur dürftig sickerte. Die Aufführung der „geflickten Braut" war glänzend. Corona Schröter war herrlich als Mandandane. Unter ungeheurer Heiterkeit schnitten ihre Fräulein: Sophie von Raschau, Minna von Kalb, Karoline von Ilten, Amalie von Ilten,

die geliebte Puppe auf und verkündigten den Werther als Grundbuch verrückter schwärmerischer Liebe. Schon am 10. Februar mußte das Stück wiederholt werden. Göthe tummelte sich unterdessen wacker auf dem Eise herum; am 1. Februar schickte ihm die Frau von Stein eingemachte Früchte, am 10. ärgerte er sich, daß sein Stück dumm ausgelegt wurde, am 12. fühlte er sich den Menschen fortdauernd entfremdet, hatte aber viel fröhliche, bunte Imagination, am 13. war er früh auf dem Eis, speiste bei ☉, ging Nachmittags mit ihr spazieren, war Abends im Garten, ging Nachts wieder zu ☉ und mit ihr im Mondschein spazieren. Am 14. speiste er mit Corona — der schönen Mandandane, am 15. bei der einzig geliebten Frau von Stein, von der er sich am 11. zu Erbsen und Wurst noch etwas Nachtisch erbeten hatte. Den 20. schickte er ihr ein Frühstück, den 22. und 23. zeichnete er das Fräulein von Waldner ab und speiste bei ☉. Am 24. kam Corona mit der Zither in seinen Garten, am 25. erbat er sich von Frau von Stein Schwartenmagen[1] und

---

[1] Schöll I. 160. „Schicken Sie mir durch Überbringern meinen Schwarten Magen und eine Bratwurst." — „Gewisse empfindsame Leser," bemerkt Lewes (Frese, I. 390) über die Correspondenz Göthe's mit Frau von Stein, „werden sich vielleicht entsetzen, daß so viel von Essen und Trinken die Rede ist; indessen wenn sie an Lotte denken, die den Kindern Butterbrod gibt, so werden sie sich nicht wundern, wenn der Verfasser seine Weimar'sche Geliebte bittet, ihm eine Bratwurst zu schicken." Göthe's Mittheilungen über eßbare Gegenstände sind so zahlreich, daß man ganze Bücher darüber schreiben könnte: „Göthe's Küche", oder „Göthe, Bratwurst und Schwartenmagen", oder „Einfluß der Frankfurter- und Weimarer-Küche auf die Entwicklung des Faust". — Ich empfehle diese Themata vorläufig den Vorständen höherer Töchterschulen und Dr. Ludwig Geiger für das nächste Göthe-Jahrbuch. Denn für gute Küche interessirte sich Göthe viel mehr, als für alle platonische Logos- und Liebesphilosophie der etwas enthusiastischen Fürstin Gallitzin (Göthe-Jahrbuch III. 287). Die Passion Göthe's für „Schwartenmagen" läßt sich sowohl mit der Descendenztheorie als mit nationalen Momenten in Verbindung bringen; denn es ist eine von Mama ererbte Neigung. „Wegen der Metzger Knecht," schreibt sie an Ph. Seidel, „dient zur Nachricht, daß unsere hiesige Metzger keinen einzigen die rechte Kunst Schwartemägen zu verfertigen lehren. Das hat mir mein eigener Metzger ganz aufrichtig gesagt — und es ist auch ganz natürlich, denn aus der halben Welt kommen Knechte hieher, und wenns die nun gelernt hätten, so könnten die Schwartemagen überall verfertigt werden, welches nun doch nicht ist. Also das Ende vom Lied ist, daß Frankfurth allein die Ehre behalten will, rechte Schwartemägen zu machen. — Ihro Durchlaucht (Anna Amalia) können sie aber alle Wochen mit dem Postwagen bekommen und von der besten Fabrik, das verspreche ich." S. Göthe's Mutter an Philipp Seidel, mitgetheilt von Dr. C. A. H. Burkhardt, Grenzboten 1870. II. 113. Vgl. Keil, Frau Rath. S. 78. v. Raumers historisches Taschenbuch. Neue Folge. 5. 1844. S. 435. — Über Weimarer Durst und Frankfurter Weinsendungen vgl. Keil, Frau Rath

eine Bratwurst. Den 27. wurde „Erwin und Elmire" wieder gegeben, den 28. zeichnete er an der „Waldnern" weiter. Im März wurde wacker Theater gespielt, im April am Park weiter gearbeitet. Um Mitte April ritt er nach Stützerbach zu den „leichtfertigen Mädels"; zurückgekehrt hielt er den Kindern das Eierfest. Frau von Stein erhielt ein paar Billets, während ein drohendes Regenwetter zu seiner nicht geringen Freude Corona und ihre Freundin Wilhelmine in sein Gartenhaus trieb. Den 23. besuchte er ⊙ und speiste bei Corona, den 30. April war er bei Crone und Mine, und der schöne Mai fängt wieder mit Crone und Mine an. Am 2. Mai reiste er mit dem Herzog nach Leipzig, Berlin und Dessau und kam erst am 1. Juni zurück.

Den seltsamen Contrast, in welchem sich Göthe's Leben nach dieser Reise mit demjenigen Wielands befand, hat der Letztere in einem Briefe an Merck sehr anschaulich beschrieben:

„Seitdem die Herzogin Mutter auf etliche Wochen nach Ilmenau gegangen, und Kalb mit seiner jungen Frau nach Anspach, wo sie ihre Erbgüter hat, von denen er Besitz nehmen will — leb ich nun so in Abgeschiedenheit von aller Welt, mit und unter meinen Kindern und Hausgenossen, in meinem eigenen kleinen Microcosmus eingeschlossen, und wenn die Furcht vor dem Kriege und das Merkurialische Fuhrwesen mich nicht in meiner Ruhe störten, so weiß ich nicht, was mich hindern sollte, binnen 2 bis 3 Jahren ein so ausgemachter Philister zu seyn, als einer in Weimar, und mich kaum mehr besinnen zu können, daß der ille ego qui quondam und Ich qui nunc ein und derselbe Mensch sey. Auch der große Respect für die 4 Groschenstücke ist ein tertium, worinn wir einander ähnlichen, l. Br. Es ist eben noch nicht lange, daß ich, um mein Geld ein wenig beysammen halten zu können, genöthigt war, es in lauter schöne neue Ducaten, und brennend neue braunschweigische Louisd'or umzusetzen. Da fieng ich an das Geld lieb zu gewinnen, weil es so schön war. Nun hab ich's schon dahin gebracht, daß ich's liebe, weils Interessen trägt, und, wie eine Folgerung immer aus der andern herausfällt, wenn es nur erst einmal mit den Principien seine Richtigkeit hat, so bin ich gar bald dazu gekommen, daß ich nun auch für kleine Thaler und sogar für Viergroschenstücke eine Hochachtung habe, die ich mir vor 10 Jahren, da ich noch nicht wußte, was es ist, 6 Kinder und überhaupt 14 Mäuler zu ernähren zu haben, noch gar nicht vorstellen konnte.

Von Göthen, l. Br. kann ich Dir nicht viel mehr sagen, als was Du in den Zeitungen von ihm wirst gelesen haben. Vorgestern kamen sie Vormittags von ihrer Wanderung nach Leipzig, Dessau und Berlin zurück.

S. 102. — Noch culinarisch wichtiger und interessanter für höhere Töchterschulen sind „Freundschaftliche Briefe von Göthe u. s. w. an Nicolaus Meyer". Leipzig, Hartung, 1856.

Abends ging ich mit meiner Frau und beyden ältesten Mädchen über den (nach Göthes Plan und Ideen, seinem Garten gegenüber) neuangelegten Exercier Plaz, um von da nach dem sogenannten Stern zu gehen, und meiner Frau die neuen Poëmata zu zeigen, die der Herzog nach Göthens Invention und Zeichnung dort am Wasser anlegen lassen, und die eine wunderbar künstliche, anmuthig milde, einsiedlerische und doch nicht abgeschiedene Art von Felsen und Grottenwerk vorstellen, wo Göthe, der Herzog und Wedel oft selb drey zu Mittag essen, oder in Gesellschaft einer oder der andern Göttin oder Halbgöttin den Abend passieren. Wie wir den Exercierplatz heraufgehen begegnet uns der Herzog. Er erblickt uns von fern, bleibt stehen, und sobald er uns erkennt, geht er uns wohl zwanzig bis 30 Schritte entgegen, und empfängt mich und die Meinigen so liebreich, daß es uns im Herzen wohl thut. Sein Anschauen war mir eine wahre Herzstärkung, so gesund und kräftig sah er aus, und so edel, gut, bieder und fürstlich zugleich fand ich ihn im Ganzen seines Wesens. Ich werde je länger, je mehr überzeugt, daß Göthe ihn recht geführt und daß er am Ende vor Gott und der Welt Ehre von seiner sogenannten Favoritenschaft haben wird. Der Herzog verließ uns wieder und eilte seines Weges, wir verfolgten den unsrigen; weil wir aber einerley terminum ad quem hatten, so kamen wir bey dem Grottenwesen (wie ichs itzt aus Mangel eines geschickten Nahmens nennen will) wieder zusammen, und da traffen wir Göthen in Gesellschaft der schönen Schröterin an, die in der unendlich edlen attischen Eleganz ihrer ganzen Gestalt und in ihrem ganz simpeln und doch unendlich raffinierten und insidiosen Anzug wie die Nymfe dieser anmuthigen Felsengegend aussah[1]. Wir hießen einander also auch willkommen, und Göthe war zwar simpel und gut, aber äußerst trocken; und verschlossen, wie er's schon lange, sonderlich seit meiner Zurückkunft von der Reise in Eure Gegenden ist. Ich glaube indessen gerne und am liebsten, daß der wahre Grund davon doch bloß in der Entfernung liegt, worin wir durch die Umstände von einander gehalten werden. Vor 2 Jahren lebten wir noch miteinander; dies ist izt nicht mehr und kann nicht mehr seyn, da er Geschäfte, liaisons, Freuden und Leiden hat, an denen er mich nicht theil nehmen lassen kann, und an denen ich meines Orts ex parte auch nicht theil nehmen könnte noch möchte. Zudem werden sie nun auch diesen Sommer und Herbst über selten 8 Tage hintereinander hier seyn, und so wird er mir eben immer inaccessibler und da seine Spirallinie immer weiter und die meine immer enger wird, so ists natürlich, daß wir immer weiter auseinander kommen. Indessen ist und

[1] Diezmann hörte von einem alten Weimaraner erzählen, „die Schröter habe eines Tages, in fleischfarbenen Tricot gekleidet, eine Guitarre im Arm, an einem der lieblichsten Punkte des Parkes sitzend, gesungen, während Karl August und Göthe auf- und abgegangen, worüber die unvermuthet dazu kommende Herzogin sich tief verletzt gefühlt hätte“. Düntzer bezweifelt das (Göthe und Karl August I. 61); seltsam ist es aber immerhin, daß in Weimar solche und ähnliche Gerüchte circulirten.

bleibt er mir einer der herrlichsten und liebsten Menschen auf Gottes Erdboden und damit punctum." [1]

Im Juli arbeitete Göthe an dem sog. Kloster, einer künstlichen Einsiedelei am linken Ufer der Ilm, wo am 9., dem Namenstag der Herzogin, ein poetisches Gartenfest gegeben wurde. Die Hofherren kleideten sich dießmal zur Abwechslung in weiße, höchst reinliche Kutten, Kappen und Überwürfe . . . Der Hof war zur gesetzlichen Tagesstunde eingeladen; die Herrschaften kamen jenen untern Weg vom Wasser her; die „Mönche" gingen ihnen bis an den erweiterten Felsenraum entgegen. Da wurde als Begrüßung ein von Seckendorf verfaßtes Dramolet vorgetragen, worin Göthe als Pater Decorator den Herrschaften vorgestellt wurde:

„Und dieser hier Pater Decorator,
Der all unsern Gärten und Buschwerk steht vor,
Der hat nun beinahe drei Nacht nicht geschlafen,
Um uns hier im Thal ein Paradies zu verschaffen.
Denn wenn der was angreift, so hat er nicht Ruh,
Stopft Tag und Nacht die Löcher mit Heckenwerk zu,
Macht Wiesen zu Felsen und Felsen zu Gänge,
Bald gradaus, bald zickzack, die Breit und die Länge.
Sogar auch den Ort, den sonst Niemand ornirt,
Hat er mit Lavendel und Rosen verziert." [2]

Die Herzogin-Mutter war während dieses Festes eben auf einer Reise in Frankfurt, wo sie mit Göthe's Mutter, „Frau Rath" oder „Frau Aja", Bekanntschaft machte. Als sie wieder zurückkehrte, gab ihr Göthe ein Souper in der neuen Park-Einsiedelei. Zum Schluß wurden die Anlagen „ganz in Rembrandts Geschmack" beleuchtet. Anna Amalia war entzückt und Wieland hätte Göthe vor Liebe fressen mögen. Während des Septembers besuchte Göthe Eisenach, die Wartburg, Wilhelmsthal, Ilmenau, Jena. Im October fingen zu Ettersburg die Proben für den „Jahrmarkt von Plundersweilen" an, der erst am 26. aufgeführt wurde. Drei Wochen lang war des Hämmerns, Lärmens und Malens kein Ende. Wie Fräulein von Göchhausen an Frau Aja berichtet, „purzelten die Herzogin, Göthe, Kraus u. s. w. über einander her ob der großen Arbeit und Fleißes" [3]. Wieland aber schrieb an Merck:

„Ich hab Dir letzthin schon gemeldet, daß sich unsere Herzogin (Anna

[1] Wagner, Briefe an und von Merck 1838. S. 148 ff.
[2] Göthe's Werke (Hempel) XXVII. 303.
[3] Keil, Frau Rath. S. 116 ff.

Amalia) izt eine große fête mit Göthens Puppenspiel macht. Kranz als Orchestermeister und Kraus als Decorateur haben seit 14 Tagen alle Hände voll zu thun und sind fast immer zu Ettersburg. Göthe kommt dann und wann, darnach zu sehen und das Werk in Gang zu bringen, und die Herzogin lebt und webt und ist in dem Allen von ganzer Seele, von ganzem Gemüth und von allen Kräften. Ich darf nichts davon sehen, bis alles fertig ist; das ist bei dergleichen Anlässen immer ein eigener Spaß, den sie sich macht, und wozu ich mich, wie Du denken kannst, de la meilleure grace du monde pretire. Der halbe Hof und ein guter Theil der Stadt spielt mit, z. Ex. die Hofdame v. Wöllwarth ist Pfefferkuchenmädchen, ein junger Leyser Marmottenbub, die Schröderin die Tyrolerin, Mad. Wolf Königin Esther u. s. w. Ich gäbe Geld darum, daß Du den Spaß mit uns theilen könntest. Aber ohne Zweifel wirst Du damit regalirt werden, wenn Du kommst, wiewohl Göthe haben will, daß Du erst kommen sollst, wenn die Nachtigallen wieder singen — und das muß auch seyn, wenn Du an allen den Poesien Freude haben sollst, die er dies- und jenseits der Ilm geschaffen hat, und die der hochlöbl. Kammer zwar ein tüchtiges Geld kosten, dafür aber auch diese Seite von Weimar zu einem Tempe und Elysium machen. Dii immortales — homo homini quid praestat! Stulto intellegens." [1]

Das Stück, womit der „weise" Mann die „dummen" erheiterte, war übrigens nichts weiter, als eben ein „Jahrmarkt" und zwar von „Plundersweilen", mit einer eingelegten kindischen Travestie auf Racine's Esther, die französische Tragödie und die Bibel selbst. In der Jahrmarktsscene stellte Göthe den „Marktschreier" vor, in der faden Travestie zugleich den Mardochai und den Haman — des Königs Günstling und den zweiten Mann im Reich.

[1] Wagner, Briefe an Merck 1835. S. 148. 149.

7. Der zweite Mann im Herzogthum.

1776—1779.

„Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis', der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand."
Göthe im Wilhelm Meister.

„Göthe kann nur eine Stellung haben — die meines Freundes. Alle andern sind unter seinem Werth."
Karl August, Herzog von Sachsen-Weimar.

Während das sogen. „Genieleben" oder die „lustigen Tage von Weimar" schon von allen irgendwie poetischen Seiten bis ins Kleinste, nahezu erschöpfend beschrieben worden sind, hat der Politiker und Diplomat Göthe noch durchaus keinen entsprechenden Biographen gefunden. Die herzoglich sächsisch-weimarischen Conseilsprotocolle, die Acten, über die Göthe oft genug in seinen Tagebüchern seufzt, die langweiligen Referate, die er neben seinen Theaterrollen studiren mußte, ruhen noch in den Archiven. Von der breitspurigen kleinstaatlichen Bureaukratie, welche den Dichter mehr oder weniger täglich beschäftigte, ist nur verhältnißmäßig Weniges in die Öffentlichkeit gedrungen[1]. Das Wenige genügt indeß,

[1] Der „Briefwechsel Karl Augusts mit Göthe" (Weimar 1863) fließt in den ersten Jahren sehr mager: von 1775 bis zur ital. Reise I. 1—57; von da ab ist mehr von der „Liebeskanzlei" und von „Kunst" die Rede, als vom Regieren. Auch die andern Briefwechsel Göthe's, Herders, Wielands, Mercks, Knebels u. s. w. bieten nur vereinzelte Notizen. Die erste Biographie Karl Augusts von P. E. Weyland (ergänzt von Faselius. Weimar 1857) ist eine Lobrede, deren Verleger wünschte, daß durch dieselbe 5—10000 Fünfgroschenstücke für ein Karl-August-Denkmal einkommen möchten. Sind auch eingekommen. — Noch serviler ist die lateinische Trauerrede des Gymnasialdirektors G. Gernhard. Jena 1828, und die Lobrede des Predigers Wilh. Schröter: „Karl August. Was Er geistig war und wie Er es geworden". Leipzig, Hinrich 1829. — Diese und manch andere indirect einschlägige Monographien benützte A. Schöll, Karl-August-Büchlein. (Weimar, Böhlau, 1857; wohl auch mit Rücksicht auf das Denkmal geschrieben.) Darnach schrieb C. Humbert (Prof. in Genf): Charles Auguste et les fêtes de Weimar en 1857. Genève, Ramboz & Schuchardt, 1858, — ein eleganter französischer Panegyricus. — Werthvoller ist Aug. Diezmann, Göthe und die lustige Zeit in Weimar. Leipzig 1857. — Dr. Franz X. Wegele, Karl

um zu zeigen, daß die Rolle des Politikers die des Dichters vollständig zurückdrängte und alle übrigen Rollen, die zu spielen waren, in ihre Dienste nahm. Göthe wollte etwas werden und er ist es geworden, der zweite, ja vorübergehend der erste Mann im Herzogthum.

Es ist eine irrige Vorstellung, wenn man meint, Göthe habe sich dabei wie ein „von den Göttern" begünstigtes Glückskind verhalten, dem der Apfel gerade in der richtigen Stunde reif in den Schooß fiel, ohne daß es zu denken brauchte; wie ein Erdengott, ein Apoll, dem Musen und Grazien singend und spielend das Scepter der Herrschaft entgegenbrachten, um es nach frohem Genuß wieder mit der Lyra der Sterblichen und Unsterblichen zu vertauschen. „Faust" II. Theil legt allerdings eine solche Auffassung nahe, und sie hat ihre Anhaltspunkte. Glück hatte Göthe, aber auch Verstand, er wußte zu rechnen.

Über die Weimarer Verhältnisse war er vollständig wohl unterrichtet, als er nach Weimar kam; er stieß Niemand durch unzeitiges Vordrängen, sondern lebte sich als Gast gemüthlich in die ihm nicht fremden Verhältnisse hinein, gewann Herren und Damen, indem er sich ihren Liebhabereien anpaßte, ging aber ohne langes Tasten auf jene intimeren Beziehungen los, welche bei Hof entscheidend waren: Wieland, Frau von Stein, Dalberg. Wieland führte ihn in den Kreis der Herzogin-Mutter ein, Frau von Stein patrocinirte ihn bei Herzogin Luise. Das Entscheidendste indeß war vielleicht Dalbergs Freundschaft. Weit mehr wie ein Deus ex machina, als Göthe, war dieser schöngeistige Prälat in Weimars Nachbarschaft gerathen, als hier in Folge aufgeklärter Erziehung der Kampf zwischen altem und neuem Regime auszubrechen

August, ist vorwiegend Panegyriker, enthält aber werthvolle Notizen. — E. v. Heyne, Geschichte des Thüringischen Infanterieregiments Nr. 94. Weimar, Böhlau, orientirt über die Militaria. — H. Düntzer, Karl August und Göthe (I. Bd. 1861. II. Bd. 1865. Leipzig, Dyk), ist ein mit vielem Fleiß und sorgfältigster Kleinkritik zusammengebrachtes Collectaneum von Briefnotizen, Göthe-Bewunderung und Göthe-Conjecturen, das aber wohl kaum Jemand ganz lesen wird, der nicht, seiner Studien halber, zu einer solchen Marter gezwungen wird. In Bezug auf Politik und sociale Verhältnisse bietet es nur den allerunzureichendsten Aufschluß. — Sehr lehrreich ist dagegen in letzterer Hinsicht der schon citirte Aufsatz von Dr. C. A. H. Burkhardt: Aus Weimars Culturgeschichte. 1750—1800. (Grenzboten 1871. II. 645—706.) Eine tüchtige Biographie Karl Augusts gibt es eigentlich noch nicht. Wie ich in Weimar hörte, hat ein Prof. Z. die Archive dafür benützt und einen riesigen Stoß Excerpte gesammelt; es gelang ihm aber nicht, das Material zu bewältigen. Ich hätte es gerne eingesehen; allein da ich mich an den Minister des Innern hätte wenden müssen, so verzichtete ich darauf. Mein Gesuch wäre, in Folge des Jesuitengesetzes, muthmaßlich weder ihm noch mir von Nutzen gewesen.

drohte. Er gab in den letzten Erziehungsmaßregeln den Ausschlag, er legte den drohenden Zwist bei, er übernahm es, den hitzigen jungen Herzog, dessen volles Vertrauen er allein besaß, auf die Bahn eines gemäßigten Fortschritts zu lenken. Mit ihm unterhandelte Karl August, als er sein Cabinet umzugestalten dachte. Ihm galt der erste Besuch, den Göthe von Weimar aus mit dem Herzog auswärts abstattete. Die Besuche erneuerten sich. Dalberg half die Anstellung Herders durchsetzen; höchst wahrscheinlich hatte er auch die Hand im Spiel, als der Herzog Göthe in's Cabinet berief. Nun trat Göthe an Dalbergs Stelle, und übernahm mit einer Art Mentorschaft bei dem jungen Herzog zugleich die gemäßigte Reformpolitik, die der Statthalter angebahnt hatte[1]. Von Zeit zu Zeit erscheint dieser noch als Freund und Consulent in wichtigeren Angelegenheiten[2]; doch des Herzogs eigentlicher Vertrauter ist vom Frühjahr an der neue Geheime Legationsrath. Einen speciellen Minister des herzoglichen Hauses gab es officiell nicht, aber das war die erste Stelle, die Göthe thatsächlich bekleidete.

Inwiefern Göthe nun der richtige Mentor für einen jungen Fürsten war, mag man theilweise schon nach den gegebenen Anhaltspunkten beurtheilen.

Wie er selbst in buntester Zerstreuung und endloser Tändelei spielend, scherzend, herumblätternd und herumspazierend, in Wald und Feld, in Bibliotheken und Archiven, in Kneipen und vornehmen Gesellschaften, im Verkehr mit alten Gelehrten, jungen Poeten, schäkernden Mädchen und wunderlichen Abenteurern, frommen Damen und leichtsinnigen Junggesellen sich eine Fülle von Menschenkenntniß, Lebenserfahrung, mannigfaltigem, aber ungeordnetem Wissen, eine vage, naturalistische Weltanschauung und eine ebenso lockere, wenn auch weltkluge Moral erworben hatte, so lebte er jetzt mit dem jungen Herzog weiter und bildete ihn nach seiner eigenen, freien Manier — Alles praktisch, empirisch, sprungweise, ohne Methode und System. Gelernt wurde genau so viel, als man bei beständigem Plaisir, Jagden, Ausflügen, Theaterproben, Liebesabenteuern, Bauernkirmessen, Liederlichkeiten aller Art so nebenher noch lernen mochte. Der Herzog wurde dabei ein flotter Herr, ein geriebener junger Mann.

„Gar lustig und fidelige" lernten die Beiden zunächst auf ihren Ritten

[1] Vgl. oben S. 89 und die Werke Beaulieu-Marconnay's über Dalberg und Anna Amalia.

[2] Keil, Tagebuch. 75 ff.

und Ausflügen das ganze Land kennen, Städte und Städtchen, Dörfer und Schlösser, einsame Gehöfte und Waldeinsamkeiten, Fluß, Thal und Berg, — die Universitätsstadt Jena und ihre Professoren, die Bergschluchten von Ilmenau und deren Bergleute und Köhler, die Waldeshügel um die Wartburg und deren Förster und Jäger, Eisenach, Berka, und wie die Ortschaften alle heißen. Göthe liebte es, eine Gegend auswendig zu lernen, und der junge Fürst mochte allenfalls auch noch etwas mit lernen. Denn das Meiste kannte er schon längst. Von Allem aber, was ein Regent wissen und lernen muß, von Geschichte und Politik, Staatshaushalt und innerer Verwaltung, verstand Göthe fast ebensowenig, als sein fürstlicher Schüler, und wo sollte er bei diesem unruhigen Nomadenleben die Zeit hernehmen, ein einziges Buch über diese Materien ordentlich zu studiren? Ich denke dabei nicht an die ehrwürdigen Folianten älterer Staatsweisheit und Jurisprudenz, die Göthe längst als eine Erbkrankheit des Menschengeschlechtes, als die Mutter aller Pedanterie und Bauernschinderei verachtete, sondern nur an die revolutionären Bücher und Pamphlete, die allenfalls so einem politischen Springinsfeld und Reformminister hätten gefallen können. Auch diese hat er erst nach und nach ein wenig angenippt; denn nur die allerspärlichsten Notizen im Tagebuch deuten so etwas an. Das bahnbrechende nationalökonomische Werk von Adam Smith, 1776 erschienen, 1777 schon deutsch übersetzt, wird darin nicht erwähnt. Vielleicht hat Göthe 1778 die Dialoge des Abbate Galiani gelesen. Das nicht unbedeutende Werk war aber schon 1764 erschienen, also für einen jungen Reformminister zu alt. Eher las er allenfalls das „aus den Dichtungen des Horaz (!) gezogene Natur- und Völkerrecht" dieses italienischen Anhängsels der Encyklopädisten — genug, in seinem Tagebuch steht bloß Gagliani[1], und nichts zwingt uns zu dem Glauben, daß Göthe auch nur diesen einen, damals ziemlich berühmten Publicisten gründlich gekannt hat. Und so ist es mit den paar andern Büchern und Pamphleten, die in den Tagebüchern der ersten vier Jahre figuriren. Der junge Reformminister fand sich auch nur allzubald genöthigt, über die wichtigsten Dinge sich bei Freund Merck in Darmstadt nach Rath und Aufklärung umzusehen. Der war ein tüchtiger, geschäftskundiger Mann, Kriegszahlmeister — und half auch dem Freunde aus der Patsche, verschaffte ihm für seine ökonomischen Nöthen einen zuver-

[1] Keil, Tagebuch. S. 168.

lässigen Vertrauensmann, den Engländer Baty, und kam auch selbst wiederholt nach Thüringen, um Göthe und dem Herzog praktische Freundesdienste zu erweisen. Als der Herzog ihn aber so lieb gewann, daß er ihn in Weimar behalten wollte, warf sich Göthe dazwischen und vereitelte diesen Plan. Man darf wohl als ziemlich sicher annehmen, daß Merck mit seinen Kenntnissen und seiner Geschäftsroutine ihn bald aus dem Sattel gehoben und vom Ministertisch auf's Theater zurückgedrängt haben würde. Göthe mochte das fühlen und kam einem solchen Staatsstreich zuvor.

Wie der Statthalter Dalberg sich die Gunst der Erfurter im Sturm dadurch erworben hatte, daß er sich bei einem Brand in die Reihen der Wassertragenden stellte und den Kübel munter weiter gab, so waren der Herzog und Göthe auf jeden Feuerlärm bereit und arbeiteten wie professionelle Feuerwehrleute. Überhaupt war Karl August ein wenig Bürgerkönig, liebte das Incognito und den Humor, den dasselbe für hohe Herren mit sich bringt. Auf seinen Jagden machte er wenig Gepränge, da ging es sehr natürlich zu; doch bei Hofe liebte er fürstlichen Prunk und hielt mit seiner Handvoll Soldaten fleißig Paraden und Revuen [1].

Einen gewissen bildenden Einfluß auf den jungen Herrscher hatte natürlich Göthe's poetischer und künstlerischer Geist. Er hörte nicht nur alle seine bisherigen Werke, viele wiederholt an, vernahm deren Entstehungsgeschichte und weitere Bezüge: er war fortan der Vertraute des Dichters, wie dieser es dem Regenten war. Er wurde Mäcenas in umfassendstem Sinn. Wenn auch nicht selbst poetisch begabt, so hatte er doch nicht nur Sinn und Verständniß für die leichte Theaterwaare, an der sich durchweg der Hof erheiterte, sondern auch für die ernsteren und bedeutenderen Leistungen des Dichters. Doch hat man diesen bildenden Einfluß sehr übertrieben. Karl August blieb bis in's höhere Alter derb, grob, soldatisch. Er liebte schmutzige Zoten, Nuditäten, Obscönitäten.

[1] Mit dem Anekdotenkram, der einerseits sein burschikoses Treiben andeutet, andererseits wieder zur Verherrlichung des Humanitätsideals von Schöll u. A. beigebracht wurde, will ich den Leser verschonen. Er war eine im Ganzen gutmüthige, aber sehr derbe Jäger- und Soldatennatur, wußte Säbel und Peitsche gut zu führen. Es sieht ihm ganz gleich, wenn erzählt wird, daß er bei einer Feuersbrunst die säumenden Zuschauer mit der Peitsche zum Löschen angetrieben habe; aber daß er ganze Stunden mit seinem Minister sich das Vergnügen gemacht haben soll, auf der Straße mit der Peitsche zu knallen, das kommt mir fast etwas zu kindisch vor. Unmöglich ist es indeß nicht, da man halbe und ganze Tage Komödie einübte und spielte und zwar vielfach die unbedeutendsten Hanswurstiaden, also auch zu solchen Kindereien fähig war.

Seine Briefe erinnern da und dort an Wielands Schule; Voltaire's niederträchtige Pucelle hatte er so inne, daß er gar nicht glauben wollte, daß Schiller die Jungfrau von Orleans je wieder zu Ehren bringen könnte; er wollte sie anfänglich gar nicht aufführen lassen. Nur sehr launenhaft betheiligte er sich zeitweilig an Göthe's Naturdilettanterien. Dagegen hatte er Freude an Statuen und Gemälden, gab viel Geld dafür aus und unterstützte seine Poeten und Künstler mit freigebiger Huld.

In der ersten Weimarer Zeit begleitete er selbst schwärmerische Briefe an die Frau von Stein mit eigenhändigen Zeilen. „Guten Morgen, liebe Frau," schreibt er ihr, „Alle Geister der Berge, der Schlösser, der Morgen- und Abenddämmerung seien Ihre Begleiter. Denken Sie an mich, u. s. w." Ein paar Monate später: „Alleweil reisen wir, der Mond ist jetzt noch unser Begleiter, er scheint himmlisch schön." Er verfaßte sogar Verse an sie[1]:

„Ich schlafe, ich schlafe von heute bis morgen,
Ich träume die Wahrheit ohne Sorgen,
Habe heute gemacht den Kammer-Etat,
Bin heute göttlich in meinem Selbst gebadt.
Die Geister der Wesen durchschweben mich heut',
Geben mir dumpfes, doch süßes Geleit.
Wohl Dir, Gute, wenn Du lebest auf Erden,
Ohne Andrer Existenz gewahr zu werden.
Tauche Dich ganz in Gefühle hinein,
Um liebvollen Geistern Gefährtin zu sein.
Sauge den Erdsaft, sauge Leben Dir ein,
Um liebvoller Geister Gefährtin zu sein."

Ähnlich ergeht er sich in einem Briefe an Knebel in jener sentimentalen Naturschwärmerei, die damals mit dem derbsten Humor genau so abwechselte, wie die Damen- und Türkenscenen in Körners Zriny.

„Es hat neun Uhr geschlagen und ich sitze hier in meinem Kloster mit einem Licht am Fenster und schreibe Dir. Der Tag war ganz außerordentlich schön, und der erste Abend der Freiheit (denn heute früh verließen uns die Gothaner) ließ sich mir sehr genießen. Ich bin in den Eingängen der kalten Küche herumgeschlichen und ich war so ganz in der Schöpfung und so weit von dem Erdentreiben. Der Mensch ist doch nicht zu der elenden Philisterei des Geschäftslebens bestimmt; es ist einem ja nicht größer zu Muthe, als wenn man doch die Sonne so untergehen, die Sterne aufgehen, es kühl werden sieht und fühlt, und das alles so für sich, so wenig der Menschen halber, und doch genießen sie's, und so hoch, daß sie glauben, es sei für sie. Ich will mich baden mit dem Abendstern und neu Leben schöpfen u. s. w."

---

[1] Schöll, Karl-August-Büchlein. S. 20.

Eingeweiht in Göthe's Herzensgeheimnisse mit Frau von Stein, ahmte er seinem Minister auch hierin nach und fing ein Liebesverhältniß mit der „schönen" Gräfin Werthern an. Doch liebte er sie nicht so „schön", wie Göthe der Frau von Stein äußerte. Er schrieb auch keine tausend Liebesbriefe an sie.

Die erste größere Staatsangelegenheit, an der Göthe sich betheiligte, war nationalökonomischer Natur. In Ilmenau (der südlichsten Enclave des aus lauter zerrissenen Stücken bestehenden Herzogthums) waren Kupfer- und Silberbergwerke, deren Betrieb in die mittelalterliche Zeit hinaufreicht. Noch 1717 beschäftigten dieselben etwa 500 Bergleute, 1739 jedoch ersäufte der Durchbruch der Manebacher Wasserdämme die meisten Gruben. Noch bevor Göthe kam, hatte Karl August schon den Plan gefaßt, den Bergbau hier wieder aufzunehmen und sich zu diesem Zweck mit dem kursächsischen Berghauptmann von Trebra in Verbindung gesetzt. Silber! Silber! Das war ein nicht minder lockendes Losungswort, als Poesie und Natur. Göthe, der noch 1776 in Frankfurt Geld pumpen mußte, wußte solche Hoffnungen zu schätzen. Dazu war um Ilmenau herum auch viel „Natur", schöne Berge, Thäler, Schluchten, Aussichten, auch lustige Landleute und fröhliche Mädchen. Mit Begeisterung ging der lustige Rath auf die Ideen seines herzoglichen Freundes ein, streifte Tage und Wochen lang mit ihm in der Gegend herum, kroch in die Gruben, untersuchte Boden und Gesteine, ließ sich von den Bergleuten Alles erklären, und lernte bei den Conferenzen mit Trebra und andern Experten so viel, um auch sein Wörtchen in der Bergwerkfrage mitzureden. Dabei wurde gezeichnet und gejagt. „Wir sind hier," schreibt er (24. Juli von Ilmenau an Merck), „und wollen sehen, ob wir das alte Bergwerk wieder in Bewegung setzen. Du kannst denken, wie ich mich auf dem Thüringerwald herumzeichne; der Herzog geht auf Hirsche, ich auf Landschaften aus und selbst zur Jagd führ ich mein Portefeuille mit." [1] Den 14. Nov. 1777 wurde eine Commission niedergesetzt, um die Bergbaugeschäfte zu leiten. Sie bestand aus dem Kammerpräsidenten von Kalb, Göthe und dem Regierungsrath Dr. Eckardt. Als Kalb der Sache müde war, erhielt Göthe (8. April 1780) den Vorsitz in der Commission und die Oberleitung der ganzen Bergwerksangelegenheit.

Das Unternehmen nahm einen sehr kläglichen Verlauf. Da Göthe und die übrigen Commissionsmitglieder anfänglich nichts, später nicht

[1] Wagner, Briefe an Merck. 1838. S. 94.

viel von der Sache verstanden, auch sich nicht die Zeit nahmen, das Fach gründlich zu studiren, so wurde nicht nur kein Silber gewonnen, sondern sehr viel Silber vergeudet; es mußten, wie im Anfang, immer und immer wieder fremde Fachmänner und Beamte als gute Räthe beigezogen werden, nach deren Abgang man jeweilen wieder umsonst grub. Nach jahrelangen Mühen und großen Geldopfern kam Göthe zu dem Schlußurtheil:

„Eine so wichtige Unternehmung isolirt zu wagen, war nur einem jugendlichen, thätig-frohen Uebermuth zu verzeihen."

Das heißt ohne ministerielle Verblümung: Der Bergbau in Ilmenau war ein mißglückter Schwindel. Wie sich der Dichter noch mit diplomatischem Anstand aus der Patsche zog, erzählt er selbst in den Zeit- und Jahresheften [1]:

„Ein ausgeschriebener Gewerkentag ward nicht ohne Sorge von mir und selbst von meinem Kollegen, dem geschäftsgewandteren Geheimen Rath Voigt, mit einiger Bedenklichkeit bezogen; aber uns kam ein Succurs, von woher wir ihn niemals erwartet hätten. Der Zeitgeist, dem man so viel Gutes und so viel Böses nachzusagen hat, zeigte sich als unser Alliirter; einige der Abgeordneten fanden gerade gelegen, eine Art von Konvent zu bilden und sich der Führung und Leitung der Sache zu unterziehen. Anstatt daß wir Kommissarien also nöthig gehabt hätten, die Litanei von Uebeln, zu der wir uns schon vorbereitet hatten, demüthig abzubeten, ward sogleich beschlossen, daß die Repräsentanten selbst sich Punkt für Punkt an Ort und Stelle aufzuklären und ohne Vorurtheil in die Natur der Sache zu sehen sich bemühen sollten.

Wir traten gern in den Hintergrund, und von jener Seite war man nachsichtiger gegen die Mängel, die man selbst entdeckt hatte, zutraulicher auf die Hilfsmittel, die man selbst erfand, so daß zuletzt Alles, wie wir es nur wünschen konnten, beschlossen wurde; und da es denn endlich an Geld nicht fehlen durfte, um diese weisen Rathschläge in's Werk zu setzen, so wurden auch die nöthigen Summen verwilligt, und alles ging mit Wohlgefallen auseinander."

Wieder in einfacherem Deutsch: Als der Schwindel, den der Herzog und sein Freund in jugendlichem Übermuth begangen hatten, zu Tage trat, überließen sie die versalzene Suppe den Mandataren des Volkes, und dieses hatte die Ehre, den Schwindel zu bezahlen, während „unsterbliche Verse" noch jetzt den kühnen Unternehmer von Ilmenau verherrlichen.

---

[1] Göthe's Werke (Hempel) XXVII. 23.

Selbst das vielgefeierte Gedicht „Ilmenau" (1783) erinnert übrigens noch daran, wie der Übermuth der beiden lustigen Gesellen bei ihren Ilmenauer Bergfahrten keine Grenzen kannte, und wie der Herzog mit zerschundenem Bein oder Fuß mehr als einmal wochenlang für ein paar nicht eigentlich frohe, sondern bloß thöricht ausgelassene Stunden büßen mußte.

„Gewiß, ihm geben auch die Jahre
Die rechte Richtung seiner Kraft.
Noch ist bei tiefer Neigung für das Wahre
Ihm Irrthum eine Leidenschaft.
Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
Kein Fels ist ihm zu schroff, kein Steg zu schmal;
Der Unfall lauert an der Seite
Und stürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die schmerzlich überspannte Regung
Gewaltsam ihn bald da, bald dort hinaus,
Und von unmuthiger Bewegung
Ruht er unmuthig wieder aus.
Und düster wild an heitern Tagen,
Unbändig, ohne froh zu sein,
Schläft er, an Seel und Leib verwundet und zerschlagen,
Auf einem harten Lager ein,
Indessen ich hier still und athmend kaum
Die Augen zu den freien Sternen kehre,
Und halb erwacht und halb im schweren Traum
Mich kaum des schweren Traums erwehre." [1]

Göthe hatte den richtigen Tact, die Erinnerung an solche „Freuden" [2] erst nach mehr als 30 Jahren unter seinen Gedichten zu publiciren, als Niemand mehr unter dem unmittelbaren ängstlichen Eindruck stand, daß der Herzog bei denselben so leicht hätte Gesundheit und Leben einbüßen können. Nachdem Alles gut gegangen und Niemand den Hals gebrochen hatte, wiegten sich die alten Herren gar feierlich in ihren Lehnstühlen und thaten, als ob sie bei dem Unsinn sehr viele und wichtige Lebenserfahrungen gemacht hätten. Ich begreife nicht, weßhalb M. Bernays gerade in dieser Periode so sehr Göthe's Uneigennützigkeit [3] hervorhebt. Er hat sich bei der ganzen Bergbaugeschichte trefflich amüsirt, weit besser als der Herzog, er hat sich dem Herzog unentbehrlich zu machen gewußt und schließlich das Volk für die vielen tollen Wochen und Monate

[1] Göthe's Werke (Hempel) I. 112.
[2] Sie sind durch das Tagebuch und die Briefe Göthe's genugsam verbürgt.
[3] Deutsche Biographie IX. 444.

bezahlen lassen. Ganz genau wie unsere modernen Gründer und Unternehmer. O dieser schönen Uneigennützigkeit!

Das Kapitel von Göthe's Uneigennützigkeit und Menschenliebe wird bei Lewes [1] u. A. noch durch Herbeiziehung eines unglücklichen „Unbekannten" verstärkt, der von Göthe, ohne alle Aussicht auf irdischen Vortheil, in der schonendsten, zartesten, liebevollsten Weise jahrelang im Verborgenen unterstützt worden sei. Nach Göthe's eigenem Geständniß war dieser Unglückliche, der unter dem Namen Kraft verkappt in Ilmenau lebte, nur ein confidentieller Experte, den sich Göthe für ein kleines Jahrgeld hielt, um sich zuverlässig über Sachen orientiren zu lassen, die er selbst nicht verstand.

„Ein wundersamer, durch verwickelte Schicksale nicht ohne seine Schuld verarmter Mann hielt sich durch meine Unterstützung in Ilmenau unter fremdem Namen auf. Er war mir sehr nützlich, da er mir in Bergwerks- und Steuersachen durch unmittelbare Anschauung, als gewandter, obgleich hypochondrischer Geschäftsmann Mehreres überlieferte, was ich selbst nicht hätte bis auf den Grund einsehen und mir zu eigen machen können." [2]

So sorgte der arme Hypochonder, daß der lustige Rath fröhlich Theater spielen, mit den Damen liebeln und tausend andere Dinge treiben konnte — und doch über Bergwerk- und Steuersachen so gut auf dem Laufenden war, als die übrigen maßgebenden Herren. Wenn der hl. Vincenz von Paul Nothleidenden nur solche Wohlthaten erwiesen hätte, so weiß ich nicht, ob ihn die katholische Kirche als einen uneigennützigen Wohlthäter der Menschheit verehrte!

Mehr Glück hatte Göthe mit einem andern Unternehmen, für das er eben auch mehr Geschick und Anlage hatte, das aber dem Herzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach nur Geld kostete, ohne etwas einzubringen. Das war die Anlage des großen Parks, der noch heute Göthe's Andenken verewigt [3]. Dieß Geschäft konnte ohne viel Studium, auf Spazier-

---

[1] Lewes (Frese) I. 426 ff.

[2] Göthe's Werke (Hempel) XVII. 23.

[3] Auch mit diesem Park ist übrigens hinterher ein wahrer Götzendienst getrieben worden. Gewiß ist er sehr artig angelegt, bietet die anmuthigsten Prospecte und eine reizende Abwechslung. Es war so still und ruhig da, daß ich die herrlichen Schattengänge wiederholt aufsuchte, um dort mein Brevier zu beten. Ich hoffe, das wird die großen Classiker nicht in ihrer Grabesruhe gestört haben. Aber ich muß gestehen, einen grandiosen Eindruck macht der Park nicht. In allen drei Königreichen von Großbritannien kann man viele größere und schönere Parke sehen. Als weniger bekannt erwähne ich nur denjenigen des Herzogs von Leinster bei Maynooth (Irland) mit seinem prachtvollen Borkenhäuschen, den herrlichen Ruinen

gängen erledigt werden. Der Herzog gab das Geld, Göthe die schönen Ideen. Da spazierten sie denn selbander, kommandirten die Arbeiter, reisten zur Abwechslung nach Gotha oder Berlin und kamen dann wieder sehen, wie Alles geworden und gewachsen war. Während Wieland sich zu Hause die Finger müde schrieb, um sich und die Seinigen zu ernähren, kamen ihm Göthe und der Herzog wie selige Götter vor, welche in vergnügtem dolce far niente mit ihrem Winke das Land regierten.

Von Reformen in der Verwaltung und innern Politik des Herzogthums war in den ersten Amtsjahren des poetischen Reformministers nicht viel zu spüren. Zwar hatte er, wie Dalberg, Herz und Kopf voll menschenbeglückender Ideen, Fortschritt und Humanität; allein es war der zerstreuenden Unthätigkeit und des Plaisirs zu viel, um nur eine derselben auszuführen. „War es ja doch," erzählt Burkhardt[1], „in den ersten Zeiten Karl Augusts den Bauern bis 1787 nicht einmal gestattet, die hinter dem warmen Ofen gestrickten Strümpfe zu verkaufen, oder andere Leinwand als grobe zu eigenem Bedarfe anzufertigen (1783). Ganz langsam und unvermerkt arbeitete man auf Beseitigung dieser Übelstände und das Jahr 1783 überhaupt bezeichnet den Wendepunkt im Leben unseres Bauernstandes, der von da allmählich sich zu einem politischen Factor emporarbeitete." In den ersten sieben Jahren von Göthe's Regiment blieb das Volk von Sachsen-Weimar also noch unter der harten Bevormundung und dem Druck, den Plackereien und Polizeiverordnungen der früheren Zeit[2]. Erst in den letzten drei Jahren fingen langsam und unvermerkt durchgreifendere Reformen an, so daß man ihm gar kein Unrecht thut, wenn man ihn nach seinem eigenen Ausdruck mehr als „Großmeister der Affen bei Hofe", denn als ernsten, praktischen Volksmann betrachtet.

Er war indeß durchaus keiner von den ehernen, tyrannischen Charakteren, sondern bei seinem sanguinisch-sinnlichen Treiben eine milde, gemüthliche, gutherzige Natur, freundlich gegen den gemeinen Mann, mitleidig gegen Un-

---

eines wirklichen Schlosses und dem benachbarten grandiosen Seminar. Skizzen von verschiedenen Parken englischer Schlösser kann man in den bei Hirt in Leipzig erscheinenden „Nordlandfahrten" finden.

[1] Grenzboten 1871. II. 656.

[2] Häusser (Deutsche Geschichte. Berlin 1869) sieht wohl Sachsen-Weimar allzusehr im Strahlenlicht belletristischer Verklärung, wenn er Karl August uneingeschränkt den größten Fürsten jener Zeit beizählt (I. 95). Er war gewiß besser, als viele der andern kleinen Reichsfürsten, und gewann sichtlich, als er unabhängiger von Göthe regierte. Aber ein Ideal ist er denn doch nicht.

glückliche und durchschnittlich Jedermanns Freund, so lang man ihm nicht in die Quere kam. Aus seinen ersten Ministerjahren datiren mehrere Verfügungen, die Interesse und Wohlwollen gegen die ländliche Bevölkerung bekunden. So wurden durch ein Mandat von 1776 Prämien für Obstkultur, später ähnliche Prämien für die Anpflanzung von Kartoffeln, Klee, Luzerne, für Flachsrösten, für Baumpflanzungen u. s. w. ausgesetzt. Ein Decret vom 7. November 1778 hob die Besteuerung des Rindviehs und der Schafe auf, besteuerte dagegen jedes Pferd mit 8 Gr. (doch wurde 1799 auch die Viehsteuer wieder eingeführt). Ebenfalls 1778 wurde die Besteuerung von Grund und Boden gemildert, dagegen die Personalsteuer vermehrt. Denn der Hof brauchte doch schließlich Geld für seine vielen Vergnügungen, Poeten und Angestellten. Mit seinem Kammerdiener Philipp Seidel gründete Göthe Strick-, Näh- und Spinnstuben für arme Soldatenkinder, ließ auch ein Spinnbüchlein schreiben, das aber seinen Zweck verfehlte[1]. Schon 1778 taucht auch eine Lese- und Leihbibliothek in Weimar auf. In wiefern indeß Göthe an diesen und anderen „Fortschritten" betheiligt war, ist noch nicht genugsam aufgehellt. Außer ihm wirthschafteten noch 800 andere Beamte und die eigentliche Avantgarde des „materiellen Fortschritts" bildete der Freimaurer Bertuch.

Neben Bergwerk und Parkanlagen betrieben der Herzog und sein Freund auch Obstbau, Bienenzucht, Wiesenverbesserung, Forstcultur, ungefähr alle Zweige des ökonomischen Faches in ihrer dilettantischen Weise. Göthe las Bücher, die von solchen Dingen handelten, fragte die Fachleute aus, experimentirte im Kleinen in seinem Gartenhaus, hielt dem Herzog vertraulichen Vortrag bald hier, bald dort, bei Tisch oder zu Pferde, wie es sich gab, und dann wirthschafteten sie Beide in solchen Dingen herum, bis sie's müde waren und wieder ein anderes Steckenpferd suchten. Da es sich darum handelte, ein neues Schloß zu bauen, warf sich Göthe sofort auf Architektur, ließ große und kleine Fachwerke kommen, zeichnete alle Säulenordnungen ab und wußte nach ein paar Wochen so viel von Baukunst zu schwefeln, wie ein studirter Architekt. Das war so seine Art. Es gab kein Fach, das er nicht in fröhlichem Vertrauen auf sein Genie in ein paar Monaten zu beherrschen sich getraut hätte. Der Herzog wurde natürlich gleich ihm ein vielwissender Dilettant und pfuschte, wie sein Mentor, in allen möglichen Dingen herum. Doch war er im Ganzen von härterem Metall, als Göthe, und trotz der Bemühung des gewandten Freundes, ihn mehr für die Künste des Friedens, für innere Verwaltung und Nationalökonomie zu gewinnen, blieb er seiner Vorliebe für die Jagd treu, aus der sich allmählich immer

[1] Burkhardt, l. c. S. 702.

mehr die verwandte Vorliebe für das Militär entwickelte. Während Göthe nur einen fürstlichen Mäcenas, einen weisen Salomon an ihm erziehen wollte, träumte der junge ehrgeizige Fürst von Pferden, Hunden, Hirschen, Hasen, Soldaten, Ordonnanzen, Krieg, äußerer Politik, kriegerischem Ruhme. Was nun thun?

„Niemand als wer sich ganz verläugnet,“ so rief sich Göthe in seinem Tagebuch zu, „ist werth zu herrschen und kann herrschen.“

Wie er, oft innerlich murrend, Schlaf und Ruhe dahinopferte, um mit dem Herzog Hasen — ja nur Hasen! — zu jagen, so verläugnete er auch seine entschieden künstlerischen und deßhalb friedlichen Neigungen, seinen Dichterberuf, und übernahm als Reformminister die Kriegscommission. Himmel und Erde hatte der Titane poetisch stürmen wollen, die großartigsten Stoffe hatten seinen Geist beschäftigt, Faust lag unvollendet in der Mappe — — und nun ward der große Göthe Kriegsminister über ein Heer von 600 Soldaten und 60 herzogliche Leibhusaren!! — und Oberwegebau-Inspector für Sachsen-Weimar-Eisenach — d. h. für etwa 20 □Meilen Landes. Das Tagebuch über diese Episode muß auf jeden denkenden und vorurtheilsfreien Menschen einen mehr komischen als rührenden Eindruck hervorbringen:

„den 13. (Januar 1779). Die Kriegs-Commission übernommen. erste Session. Fest und ruhig in meinen Sinnen, und scharf. Allein dies Geschäft diese Tage her. Mich drin gebadet und gute Hoffnung des Ausharrens. Der Druck der Geschäfte ist sehr schön der Seele, wenn sie entladen ist spielt sie freyer und genießt des Lebens. Elender ist nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit, das schönste der Gaben wird ihm ekel. Schwierigkeiten irdische Maschinen in Gang zu setzen, auch zu erhalten. Lehrbuch und Geschichte sind gleich lächerlich dem Handelnden. Aber auch kein stolzer Gebet als um Weisheit, denn diese haben die Götter ein für allemal den Menschen versagt. Klugheit theilen sie aus, dem Stier nach seinen Hörnern und der Katze nach ihren Klauen, sie haben alle Geschöpfe bewaffnet.

Daß ich nur die Hälfte Wein trinke, ist mir sehr nützlich, seit ich den Kaffee gelassen, die heilsamste Diät.

Vom 14. bis 25. Januar. In Acten gekramt, die unordentliche Repositur durchgestört, es fängt an drin heller zu werden. Das Geschäft mir ganz allein angelegen. Wenig auf dem Eis! Beunruhigt das Amt Groß Rudstädt durch die Preußen. Wiederkunft Reinbabens, fatale Proposition, zwischen zwei Uebeln ein wehrloser Zustand. Wir haben noch einige Steine zu ziehen, dann sind wir matt. Den Courier an den König. in

dessen Erwartung Frist. Meist mit der Kriegs-Commission beschäftigt, wenig auf dem Eis. geritten.“ [1]

Kaum hatte der neue Kriegsminister diese erhabenen Betrachtungen angestellt und etliche Tage in den Acten herumgestöbert, da stand er auch schon dem größten Kriegsherrn seiner Zeit, dem preußischen König Friedrich II., gegenüber. Dieser hatte verlangt, Truppen für seine Armee gegen Österreich zu werben. Was machen? Ihm die Werbung unbeschränkt erlauben? Eine beschränkte Werbung ausbedingen? Selbst freiwillig ein Contingent stellen? Sich dem König widersetzen? Göthe setzte dem Herzog alle diese Fragen auseinander, wagte aber keine mit positiven Vorschlägen zu beantworten; nur hielt er es für das Gefährlichste, mit den Preußen anzubinden [2]. Schon Ende Januar war indessen die Sorge glücklich wieder vorüber; am 1. Februar hatte er wieder freie Zeit, mit friedlichem Behagen über die Wichtigkeit seiner Stellung nachzubrüten:

„d. 1. Febr. Conseil. Dumme Luft drin. Fataler Humor von Fr. ♃ zu viel gesprochen. Das Thauwetter war mir in den Gliedern und die Stube warm. Mit ♃ gessen. Nach Tisch einige Erklärung über zu viel reden fallen lassen, sich vergeben, seine Ausdrücke mäßigen, Sachen in der Hitze zur Sprache bringen, die nicht geredt werden sollten. Auch über die militärischen Macaronis. ♃ steht noch immer an der Form stille. Falsche Anwendung auf seinen Zustand, was man bey andern gut und groß findet. Verblendung am äußerlichen Uebertünchen. Ich habe eben die Fehler beym Bauwesen gemacht. Die Kriegs-Commission werd ich gut versehen, weil ich beim Geschäft gar keine Imagination habe, gar nichts hervorbringen will, nur was da ist recht kennen und ordentlich haben will. So auch mit dem Wegebau.“ [3]

Schon am 2. Februar jedoch kamen Frühlingsahnungen über ihn, am 14. ritt er mit dem Artillerie-Hauptmann Jean Antoine de Castrop aus, um als Oberstraßenaufseher oder Pontifex maximus, wie Herder ihn nannte, die Wege des Herzogthums zu inspiciren, als Kriegsminister in allen Städten und Städtchen die Aushebung der Jungmannschaft persönlich vorzunehmen und — als Dichter die „Iphigenie auf Tauris“ niederzuschreiben. Es kam ihm zum Bewußtsein, daß er mit seinem Talent eigentlich etwas Besseres leisten könnte, als Repositorien ordnen

[1] Keil, Tagebuch. S. 177.
[2] S. das lange Exposé. Briefwechsel Karl Augusts mit Göthe. I. 4—10.
[3] Keil, Tagebuch S. 178.

und Protocolle studiren. Von dem Rathhaus in Buttstedt aus schrieb er dem Herzog:

„Indeß die Pursche gemessen und besichtigt werden, will ich Ihnen ein paar Worte schreiben. Es kommt mir närrisch vor, da ich sonst Alles in der Welt einzeln zu nehmen und zu besehen pflege, ich nun nach der Physiognomik des Rheinischen Strichmaaßes alle junge Pursche des Landes klassificire. Doch muß ich sagen, daß Nichts vortheilhafter ist, als in solchem Zeug zu kramen. Von vorn herein sieht man Alles falsch und die Dinge gehen so menschlich, daß man, um was zu nützen, sich nicht genug im menschlichen Gesichtskreis halten kann.

„Uebrigens laß ich mir von allerlei erzählen und alsdann steig ich in meine alte Burg der Poesie und koche an meinem Töchterchen. Bei dieser Gelegenheit seh ich doch auch, daß ich diese gute Gabe der Himmlischen ein wenig zu kavalier behandle und ich habe wirklich Zeit, wieder häuslicher mit meinem Talent zu werden, wenn ich je noch was hervorbringen will.“[1]

Von 14. Februar bis 28. März, beständig im Land herum, durch „Castrops Litaney vom alten Saukram“ mehr als einmal in die tiefste Prosa schlechter Straßen herabgezogen, vollendete er die erste Prosa-Fassung der Iphigenie. Doch kaum war diese bei Hofe vorgelesen und aufgeführt, so vergaß der Dichter wieder seiner höheren Aufgabe, der Kriegsminister kramte wieder in seinen Repositturen herum, der Finanzminister trug sich mit nationalökonomischen Verbesserungen und der Haus- und Hofminister glich Streitigkeiten zwischen dem Herzog und seinem Bruder Konstantin aus, der allumfassende Beamte zersplitterte sich im Gewirre der buntesten Kleinigkeitskrämerei. Fast gleichzeitig plante er eine Revision des ganzen Steuerwesens, Reducirung des Militärs, einen Steuererlaß, bekämpfte ein neues Tuchmanufactur-Reglement, ließ sich durch den Engländer Baty, den erwähnten Subalternbeamten, welchen er sich durch Merck für das ökonomische Fach verschrieben hatte, den Zustand der Kammergüter auseinandersetzen und bekam zuletzt Lust, auch noch Bauer zu werden.

„Wills Gott daß mir Acker und Wiese noch werden und ich für diesen simpelsten Erwerb des Menschen Sinn kriege!“[2]

Der Herzog erscheint in seinen lakonischen Aufzeichnungen weniger als Fürst, denn als ein Zögling, dem sein Mentor noch auf die Finger sieht, oder als Freund, für den er Partei ergreift. Er hofft, daß der junge Mann bald glücklich eine große Krisis bestehen werde; er freut sich

[1] Briefwechsel Karl Augusts mit Göthe I. 10. 11.

[2] Keil, Tagebuch. S. 191.

an ihm, daß er noch stets am Werden ist, während die andern gleich Drechslerpuppen schon fertig sind und bloß noch des Anstrichs harren; er ergrimmt, daß der Minister Fritsch in leidiger Undankbarkeit ihn so scheußlich verkenne. Er nimmt sich vor, den Herzog noch unter dem Daumen zu behalten: „daß er nur nichts für sich thut, denn er ist noch sehr unerfahren, besonders mit Fremden, und hat wenig Gefühl zu Anfangs wie neue Menschen zu ihm stehen.“ Er hält ihm Lectionen: „warum ihm dieß und das so schwer würde und warum er nicht im Kleinen umgreifen sollte“. Remonstrationen des fürstlichen Schülers führen zu großen interessanten Unterredungen. Doch schreibt sich der Mentor gelegentlich auch eine „neue Conduite fürs Künftige vor“, mahnt sich zur „Vorsicht mit dem Herzog“ und beschließt, „von einem gewissen Gang nicht abzuweichen und im Anfang nichts zu rühren“.

Man sieht aus dem Ganzen schon, daß die dreijährige Geniewirthschaft die diplomatische Klugheit des Fürsten noch wenig gefördert hatte und daß der poetische Mentor im Strudel seiner allseitigen Oberflächlichkeit noch immer am Tasten und Experimentiren war. Am 7. August 1779 hielt er einen Rückblick auf sein bisheriges Leben, eine Art Generalbeicht:

„Zu Hause aufgeräumt, meine Papiere durchgesehen und alle alte Schaalen verbrannt. Andre Zeiten andre Sorgen. Stiller Rückblick aufs Leben, auf die Verworrenheit, Betriebsamkeit, Wißbegierde der Jugend, wie sie überall herumschweift, um etwas befriedigendes zu finden. Wie ich besonders in Geheimnissen, dunklen imaginativen Verhältnissen eine Wollust gefunden habe. Wie ich alles Wissenschaftliche nur halb angegriffen und bald wieder habe fahren lassen, wie eine Art von demüthiger Selbstgefälligkeit durch alles geht, was ich damals schrieb. Wie kurzsinnig in menschlichen und göttlichen Dingen ich mich umgedreht habe. Wie des Thuns, auch des zweckmäßigen Denkens und Dichtens so wenig, wie in zeitverderbender Empfindung und Schattenleidenschaft gar viele Tage verthan, wie wenig mir davon zu Nutzen kommen und da die Hälfte des Lebens vorüber ist, wie nun kein Weg zurückgelegt, sondern vielmehr ich nur dastehe, wie einer der sich aus dem Wasser rettet und den die Sonne anfängt wohlthätig abzutrocknen. Die Zeit daß ich im Treiben der Welt bin seit 75 October getrau ich noch nicht zu übersehen. Gott helfe weiter und gebe Lichter, daß wir uns nicht selbst so viel im Wege stehen, lasse uns vom Morgen zum Abend das Gehörige thun und gebe uns klare Begriffe von den Folgen der Dinge, daß man nicht sey wie Menschen, die den ganzen Tag über Kopfweh klagen und gegen Kopfweh brauchen und alle Abend zu viel Wein zu sich nehmen. Möge die Idee des Reinen, die sich bis

auf den Bissen erstreckt den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden." [1]

Nach diesem lichten Intervall fing das bunte Treiben von vorne an. Schon die nächsten Tage waren nicht mehr „rein gleich den vorigen", die nächste Woche glaubte er mehr zu waten als zu schwimmen, und sein ökonomischer Finanzrath Baty machte ihm „mancherlei Sauereien lebendig, denen nicht gleich abzuhelfen ist". An Frau von Stein schrieb er den 18. (August 1779):

„Ich sehne mich gar nach Ihnen, und sobald es möglich ist werde ich kommen, seit Sie weg sind bin ich überall herumgezogen, war einen Tag in Ettersburg, in Tiefurt, auf der Jagd in Troistädt, es ist wie mit einer Erbschaft die nach dem Abgang des einigen Besitzers an viele zerfällt. Mir wirds nicht wohl dabei, denn ich habe keinen Ort woher ich komme und wohin ich gehe.

„Die Weste sitzt gar schön, es ist die erste die so paßt zu meiner großen Freude. Sie sieht gar lieblich und ich hoffe drinn mit Ihnen einen Englischen durchzuführen." [2]

In Abwesenheit seiner Geliebten, die auf ihr Gut in Kochberg gezogen war, tröstete er sich an der Gegenwart des Hoffräuleins Karoline von Ilten, deren Geliebten, den Prinzen Konstantin, man diplomatisch vom Hofe wegpraktieirt hatte, um die gefürchtete ungleiche Heirath zwischen Beiden zu hintertreiben.

„In mein Haus kommt nun gar kein Mensch, außer dem schönen Misel, wir sind gar artig zusammen, denn wir sind im gleichen Falle, mir ist mein Liebstes verreist und ihr fürstlicher Freund hat andere Wege gefunden." [3]

Gleichzeitig wurde für's Theater ein neuester Humor vorbereitet. Die Ära der „zeitraubenden Empfindung und Schattenleidenschaft" war noch nicht vorüber.

---

[1] Keil, Tagebuch. S. 197.
[2] Schöll, Briefe I. 232.
[3] Schöll, Briefe I. 234.

8. Die lebendigen Vorbilder der Iphigenie.

1776—1779.

„Corona Schröter stellte Iphigenie nicht nur dar, sie war Iphigenie.“

Rob. Keil.

„Iphigenie sollte zur dichterischen Verklärung der Beruhigung werden, welche Charlotte (von Stein) über den leidenschaftlichen Stürmer gebracht hatte.“

Heinrich Düntzer.

Niemand in Europa hat so viel über Göthe's Liebschaften geschrieben, als Herr Heinrich Düntzer in Köln. Er fing damit schon 1836 an, trocken und gelehrt, wie ein junger Professor, erklärte den Faust und Göthe als Dramatiker [1] und bemühte sich, unter Aufwand von viel ästhetischer Erudition, nachzuweisen, daß Göthe auch als Dramatiker Deutschlands Ruhm sei. Das wollte die böse Welt damals noch nicht glauben. Anstatt aber fein nüchtern bei den Bühnenfiguren des Dichters zu verweilen, ging der Forscher alsbald auch ihren concreten, biographischen Vorbildern nach, und anstatt diese Vorbilder ruhig und kühl, wie ein gesetzter Historiker zu betrachten, verliebte er sich in seiner blinden Begeisterung für Göthe auch in sie, schob das unbequeme christliche Moralgesetz bei Seite und weihte, ohne alle fernere Rücksicht auf erlaubte und unerlaubte Liebe, sein Idol „zum Priester der tiefsten Geheimnisse der Menschenbrust“ [2].

„Wie strahlt Göthe's Name im Brillantfeuer seiner Liebesflammen zu Friederike, Lotte, Lili, in dem feurig glühen Gefühle für Auguste von Stolberg, Maximiliane von La Roche, Frau von Stein, Korona Schröter, in der innigen Verehrung der geistvoll heitern Herzogin Mutter, der hehren, edel würdigen Herzogin Louise und in so vielen andern zärtlichen Verhältnissen, aus denen er heilige Dichtergluth in sich sog!“ So rief er aus, man sollte fast glauben, in einem Anfall geistiger Trunkenheit. „Freilich,“ fügte er, durch die Aussicht auf Widerspruch ein wenig ernüchtert, hinzu, „müssen wir ihm

---

[1] Düntzer, Göthe's Faust. Köln 1836. — Göthe als Dramatiker. Leipzig 1837.
[2] Frauenbilder aus Göthe's Jugendzeit. Stuttgart 1852. S. VIII. IX.

jene Treue völlig absprechen, welche sich für das ganze Leben einem einzigen weiblichen Wesen in ewiger Liebe hingibt, dessen Verlust sie nicht ertragen kann, jene Beharrlichkeit, welche sich an eine Liebe fest anklammert und verblutet, wenn der Gegenstand derselben ihr entrissen wird: aber daraus folgt keineswegs, daß seine Liebe weniger innig und wahr gewesen, vielmehr ergriff sie ihn um so feuriger, je rascher sie sich in ihm austobte, um ihn bald in neue leidenschaftliche Verwicklungen zu stürzen und dem glühen Wettersturm den goldenen Regenbogen der Dichtung entsteigen zu lassen."

Dem Koran mag ein solcher Begriff von „Liebe" entsprechen. Wie er sich mit den sittlichen Anschauungen des Christenthums vereinbaren läßt, begreife, wer kann. Es ist schwer, Düntzer zu entschuldigen, da er bereits ein gereifter Mann war, als er diese bacchantischen Zeilen schrieb. Anstatt sich aber im Laufe der Jahre allmählich einer ruhigern Betrachtung menschlicher Dinge zuzuwenden, stürzte sich der durch mühsame Detailkrämerei abgeflachte Geist immer mehr in die verhängnißvolle Manie, die ihn seines katholischen Glaubens und dessen Sittenforderungen hatte vergessen lassen. Mit wachsender Zuversicht auf die eigene Unfehlbarkeit und auf die zunehmende Begriffsverwirrung in Deutschland, warf er sich zum Vertheidiger des Göthe-Cultus gegen jedwede besonnenere Äußerung auf und erhob gleich den Gänsen des Capitols ein wüthendes Zetergeschrei, sobald irgend ein Schriftsteller sich weigerte, vor dem großen Buddha des 19. Jahrhunderts seine Kniee zu beugen. An der Schwelle des Greisenalters angelangt, kam er in seiner Göthe-Manie endlich so weit, Göthe nicht nur in Bezug auf seine sämmtlichen unmoralischen Liebeshändel zu verherrlichen, sondern ihn sogar feierlich darüber zu entschuldigen, daß er nicht noch mehr Frauen und Mädchen mit seiner unsittlichen Zudringlichkeit belästigt habe.

„Charlottens Liebe war," so schrieb er 1880 von Göthe, „der Faden, an den sich alle seine übrigen kleinen Leidenschaften, Zeitvertreibe und Miseleien (Liebeleien) hingen; denn er bedurfte immer vieler weiblicher Herzen, in denen er sich spiegelte, an denen er nähern oder fernern Antheil nahm. Wir gedachten schon der witzigen und spitzigen Göchhausen, der liebenswürdigen Amalia Kotzebue und der so verführerischen wie geistreichen Frau von Werthern. Näher stand ihm die Hofdame der Herzogin, Louise Adelaide von Waldner-Freundstein, deren gefälliges und gemüthliches, aber nicht tiefes Wesen ihn ansprach und häufig nach Belvedere zog, doch schien sie ihm später immer koketter zu werden. Auch Charlottens Schwägerin, Fräulein von Stein, Hofdame bei der Herzogin Mutter, die von ernstem und tiefem, aber verschlossenem Sinn war, schätzte er sehr. Diese und viele andere Damen des Hofes überstrahlte weit an Schönheit, Würde und Kunstsinn Corona Schröter, zu der eine schmeichelnde Neigung

in seiner Brust sich regte, die ihn wohl beunruhigen und leidenschaftlich aufregen konnte, doch wußte er sie um so leichter zu überwinden, als sie nichts weniger als ihm entgegenkam und der Herzog selbst für sie entbrannt war; denn mußte er dessen Neigung zurückzuhalten suchen, so durfte er sie um so weniger sich zueignen, wie er auch mit der zu ihm hinneigenden Karoline von Ilten schon deßhalb kein näheres Verhältniß eingehen konnte, weil er ihrer Verbindung mit dem Prinzen Konstantin hatte entgegentreten müssen." [1]

Weit entfernt, über Düntzers persönliche Schuld oder Unschuld richten zu wollen — darüber mag er Gott Rede stehen —, fühle ich mich doch verpflichtet, über die Grundsätze, die diesen Äußerungen und dem ganzen modernen Göthe-Cultus zu Grunde liegen, unnachsichtlich und unerschrocken den Stab zu brechen. Ja es scheint mir eine Schmach, daß man dergleichen Grundsätze frei und ohne Widerspruch in Deutschland äußern darf — Grundsätze, die naturnothwendig die öffentliche Moral, das sittliche Zartgefühl, die Heiligkeit der Ehe untergraben.

Denn welcher Jüngling ist so prosaisch, so talentlos, daß er sich, Angesichts eines solchen Vorbilds, nicht schmeicheln könnte, der leidenschaftlichen Verwicklung eines Liebesverhältnisses „den goldenen Regenbogen der Dichtung" entsteigen zu lassen? Und dann? — Dann ist nach Düntzer Alles erlaubt — — dann darf man sich blindlings der Leidenschaft überlassen, jedes beliebige Liebesverhältniß anspinnen, jede Blume pflücken und knicken, nacheinander oder gleichzeitig mehrere Liebschaften unterhalten; auch die Pflichten der ehelichen Treue sind kein Hinderniß mehr. Ob Gott verbietet oder nicht verbietet, das hat nichts zu sagen. Nur wenn ein hoher Herr im Wege steht, dann muß man aus Weltklugheit auf die „Zueignung" verzichten. Eine unsittlichere Vorstellung von Liebe kann es nicht geben. Sobald die Poesie gleich einer blinden Naturgewalt so willkürlich über das Sittengesetz gestellt wird, hört dieses auf; man kann Niemanden hindern, Dichter sein zu wollen; auch die Häuser der Schande können sich dann als „Schulen der Liebe, der Dichtkunst" proclamiren!

Es thut mir leid, daß man Göthe's Leben nicht schreiben kann, ohne auf solche Punkte zu stoßen und sich gegen einen solchen Cultus unreiner Liebe als Ankläger erheben zu müssen. Das ist aber nicht meine Schuld. Es ist die Schuld derjenigen, welche, aus einem falschen Nationalgefühl, Göthe zum größten aller neueren Dichter, ja zu einem Idealmenschen aufbauschen wollten, allen Geheimnissen seines Privatlebens

[1] Düntzer, Göthe's Leben. 1880. S. 307. 308.

nachspürten, alle verlorenen Fetzen seiner Papierkörbe zu Markte trugen, und, anstatt nun wenigstens das Gute vom Schlechten zu sondern, eine ganz neue Moral erfanden, um auch seine Fehler und Schwächen, seine unsauberen Liebeshändel und die rücksichtsloseste Verletzung des Sittengesetzes mit dem Glorienschein der Verklärung zu umgeben.

Ungenirt erzählen sie, daß Göthe in den nächsten Jahren seines Weimarer Aufenthalts bis zur italienischen Reise sich nicht begnügte, den Damen von Weimar gegenüber die Pflichten eines feingebildeten Cavaliers und Gesellschafters zu erfüllen[1], sondern daß er ihrer „Herzen bedurfte", wie Düntzer sagt, „um sich darin zu spiegeln", d. h. in mehr oder weniger ungebührlicher Vertraulichkeit mit ihnen herumzuliebeln. Düntzers Zeugniß ist klar genug[2], Göthe's Tagebücher und Briefe bezeugen dasselbe, und sollte das Alles nicht hinreichen, so haben wir in Wilhelm Meisters Lehrjahren ein ganzes Album jener „Spiegelungen". Unter allen Frauenbildern dieses Romans ist kein einziges, das es mit der Liebe nicht höchst leicht nimmt. Die anständigste darunter, die sog. „schöne Seele", aus Reminiscenzen an Fräulein von Klettenberg zusammengestoppelt, ist eine schiffbrüchige Romanheldin, die den abgethanen sichtbaren Geliebten nothdürftig mit einem „unsichtbaren Freund" zu ersetzen sucht. Daß die „schöne Gräfin", die mit ehebrecherischer Freundschaft Scherz treibt, ein Abbild der Gräfin Werthern ist, das ist allgemein anerkannt. An der äußersten Linken steht Philine — um Schillers Wort zu gebrauchen, „eine ausgelernte fille de joie". Schon die erste Liebe Wilhelm Meisters ist so „mystisch", daß die Hebamme geholt werden muß; seine ästhetisch-„sittlichen" Theaterstudien laufen in ein unsittliches nächtliches Abenteuer

[1] Honneur aux dames! Das hätte ihm Jedermann zur Ehre anrechnen können. Wenn aber Düntzer (Frankf. Zeitung 9. Jan. 1880) meinte, ich müßte mit der weißblauen Jacke der Wetzlarer Lotte auch die Ritterdichtung des Mittelalters verurtheilen, so irrt er sehr. Den hohen religiösen Geist des Ritterthums hat der Ritter Ignatius von Loyola mit hinübergenommen in den von ihm gestifteten Orden. Der religiös-poetische Geist des Ritterthums hat weitergelebt in der katholischen Dichtung von Lope und Calderon bis auf den Dichter von Dreizehnlinden. Die Auswüchse des Ritterthums hat Cervantes in einer Satire gegeißelt, wie sie noch kein Deutscher zu Stande gebracht. Die Erbschaft Don Quijote's aber hat Göthe angetreten, denn die Christel von Artern gleicht der Dulcinea von Toboso wie eine Gans der andern, und die Weimarer Mummereien waren noch gehaltloser als diejenigen Ulrichs von Lichtenstein.

[2] Freilich sucht er Alles „mystisch" auszulegen. Wenn Göthe eine Mädchengesellschaft auf der Wartburg hält u. s. w., so ist das Herzensgüte; wenn Frau von Stein eifersüchtig ist, sind Blutwallungen und Kaffee an ihren Aufregungen schuld. S. Ch. v. Stein und C. Schröter. S. 120. 121.

aus, seine ganze Bildung gipfelt in der verschwommensten Freidenkerei — — da wird es denn doch schwer, sehr schwer, an die platonische Unschuld des Dichters und seiner Spiegelungen zu glauben.

Wie weit es mit all diesen Liebesverhältnissen und sog. „Miseleien" im Einzelnen kam, braucht hier nicht untersucht zu werden. Nur zwei sind für Göthe's weitere Entwicklung und dichterische Thätigkeit von entscheidender Bedeutung: jenes mit der Schauspielerin Corona Schröter und jenes mit Frau von Stein. Daß diese beiden Verhältnisse sich zu einem hohen Grade familiärer Vertraulichkeit entwickelten, hat Niemand in Abrede gestellt, das gibt auch Düntzer zu. Dagegen hat sich in den letzten Jahren unter den Göthe-Forschern selbst eine höchst widerwärtige Controverse darüber entsponnen, wie weit es in jedem der beiden Verhältnisse gekommen sei und in welcher Beziehung sie zu einander gestanden hätten. Ich habe ebenso wenig als H. Grimm[1] die Absicht, in diesen Kampf einzutreten, in welchem Düntzer jeden Widerspruch gegen Göthe's Unschuld und Charlotte's Heiligkeit niederzupoltern versucht hat[2]. Ich gehe noch viel weiter als Grimm, indem ich sage, daß man die Briefe Göthe's an Frau von Stein nie hätte veröffentlichen sollen, aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren, die Dichtungen Göthe's nur verderben und weiter nichts als ein Skandal sind. Überhaupt wird mit Veröffentlichung von Familien- und Privatpapieren ein Unfug getrieben, der auf die öffentliche Moral nur verhängnißvoll wirken kann. Die Leben der Heiligen und wahrhaft edler, großer Männer bleiben ungelesen, dagegen kramt das Publikum mit schnöder Neugier in allem menschlichen Elend herum, das die Correspondenzen moderner Weltbeglücker zu Tage fördern, um endlich mit Göthe an allem idealen Streben, an aller Tugend, Seelengröße und Heiligkeit zu verzweifeln. Denn hochmüthiger und pessimistischer zugleich konnte er diese Verzweiflung wohl kaum ausdrücken, als wenn er seinem Freunde, dem Kanzler von Müller, gestand:

„Seit die Menschen einsehen lernen, wie viel dummes Zeug man ihnen aufgeheftet, und seit sie anfangen zu glauben, daß die Apostel und Heiligen auch nicht bessere Kerls als solche Bursche wie Klopstock, Lessing und

[1] Göthe. Vorlesungen I. 299.

[2] Vor Allem in seiner Schrift: Charlotte von Stein und Corona Schröter. Stuttgart 1876.

wir andern armen Hundsfötter gewesen, muß es natürlich wunderlich in den Köpfen sich kreuzen." [1]

Es hat sich in der That in den Köpfen gekreuzt. David Strauß, Hartmann u. A. haben die weitern Folgerungen gezogen, und warum sollte ein Zola bei den „armen Hundsföttern" nicht auch Freunde gefunden haben? Deutschland hat aber dabei nicht gewonnen. Mit der öffentlichen Sittlichkeit ist es bergab gegangen und allüberall wird über Verwilderung, Genußsucht, Mangel an Treu und Glauben, Irreligiosität und Sittenlosigkeit geklagt, während man pessimistisch daran verzweifelt, zu den christlichen Idealen zurückzukehren.

Auch nachdem „die deutsche Wissenschaft, nein die deutsche Buchschreiberei" [2] mit den Victualien- und Kleiderrechnungen, Liebesbriefen und Buchhändlercontracten der sog. Classiker ihre kleinen und größeren Skandale zu Tage gefördert, wäre es vielleicht besser, sie todtzuschweigen, als mit diesen nichtssagenden, zum Theil skandalösen Herzensbekenntnissen sich weiter zu beschäftigen. Doch da man so weit gekommen ist, auch dieses Privatelend zu beschönigen, ja auf den Leuchter zu erheben und feierlich zu verherrlichen, da ist Schweigen unmöglich, man muß diesem unwürdigen Cult entschieden entgegentreten.

Was Göthe selbst betrifft, ist nun allerdings, merkwürdiger Weise, seine sittliche Größe in jenem Verhältniß zu Frau von Stein nie in Zweifel gezogen worden. Ob das Verhältniß platonisch oder mehr als platonisch war, jedenfalls muß er — wie jeder Halbgott — Recht gehabt haben; nöthigenfalls wird das Moralgesetz einfach für diesen Fall beseitigt. Das „Genie" hat alle Privilegien einer blinden Naturgewalt, die nothwendig handelt und durch Liebeshändel, oder was es sonst sei, eine Blüthe deutscher Literatur herbeiführt. In Bezug auf Frau von Stein und Corona dagegen sind verschiedene Ansichten laut geworden.

Der Engländer Lewes, ein entschiedener, in seiner Art ehrlicher Realist, der sich nichts daraus machte, das spätere Verhältniß Göthe's zu Christiane Vulpius nachzuahmen, d. h. ohne die „überflüssigen Formalitäten der Ehe" mit der Schriftstellerin George Eliot zusammenzuleben,

[1] Burkhardt, Göthe's Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller. Stuttg. 1870. S. 143.

[2] Diesen Ausdruck gebraucht ganz unverfroren Düntzer (Charl. von Stein und Corona Schröter. S. 5), der doch in Bezug auf „Buchschreiberei" fast Übermenschliches geleistet hat. Mit vollem Recht bemerkt Gottschall (Unsere Zeit. 1875. II. 881), daß dieser Reliquiencult ein entschiedenes Hemmniß der deutschen Literaturentwicklung geworden ist.

faßte in seinem „Leben Göthe's“ (angefangen 1845, vollendet 1855) das Verhältniß Göthe's zu Frau von Stein ganz realistisch auf, ließ ihn ein „Noviciat der Liebe“ bestehen, dann „endlich glücklich werden“[1] und hinterher ebenso sinnlich realistisch zu einer andern Liebe übersiedeln, nachdem Frau von Stein zu alt geworden, um liebenswürdig zu sein. Daß sie dabei objectiv als Ehebrecherin dastand, genirte ihn nicht, er redete nicht davon, sondern verherrlichte den literarischen und pädagogischen Einfluß ihres zarten Wesens auf den noch wilden ungestümen Dichter. Adolph Stahr, der bekannte Literat, fühlte sich noch weniger von dem Charakter Charlotte's eingenommen, fand das ganze Verhältniß Göthe's zu ihr „ungesund und unnatürlich“ und pries den Augenblick, wo ein realistischeres demselben ein Ende machte[2]. Noch entschiedener wandte sich der Weimaraner Robert Keil[3] von dem unerquicklichen Verhältniß ab und man kann seinem Widerwillen dagegen nur beipflichten. Nach ihm hätte ein Mann wie Göthe sobald als möglich heirathen und damit allen Skandalverhältnissen ein Ende machen sollen — und darin hat er vollkommen Recht. Die richtige Braut war da, jung, schön, edel, fein gebildet, eine reich begabte Künstlerin, die Göthe Neigung einflößte und sie wahrscheinlich erwiederte: Corona Schröter. Auch hierin mag Keil noch Recht gehabt haben. Allein anstatt nun Göthe's eigenen Charakter und seine bisherige Geschichte mit in Rechnung zu ziehen, wälzte er alle Schuld auf Frau von Stein und ließ einzig an ihr die vielversprechende Ehe scheitern, durch die Göthe seinem Romanleben hätte entrissen werden können. Keil erblickt, ebenfalls durchaus richtig, eine gerechte Strafe darin, daß Göthe schließlich die Frau verließ, die ihm für zehn Jahre sein Lebensglück zerstört hatte; doch irrt er unzweifelhaft, wenn er der unglücklichen Frau von Stein allein die Schuld zuschreibt.

Während Keil mit sichtlicher Vorliebe für Corona Schröter in die Schranken trat, um in Frau von Stein nur den bösen Dämon Göthe's zu erblicken, ließ der beliebte Damenschriftsteller Edmund Höfer[4] die berühmte Sängerin fast ganz aus dem Spiel, analysirte dagegen das Verhältniß Göthe's zu Frau von Stein mit der psychologischen Genauig-

[1] Lewes (Frese) II. 41. Er verweist auf das Gedicht „Der Becher“. Schöll II. 8. Göthe's Werke (Hempel) I. 179. Das Gedicht, das deutlich genug spricht, wurde am 20. Sept. 1781 an Fr. v. Stein geschickt.

[2] Weimar und Jena. Ein Tagebuch. Oldenburg 1852. Vgl. Bl. f. lit. Unt. 1852. S. 794. — Aus dem alten Weimar. Nationalzeitung 1874.

[3] Corona Schröter. Leipzig 1875.

[4] Göthe und Charlotte von Stein. Stuttg. 1878.

keit eines Untersuchungsrichters und langte, indem er das von Düntzer breitgetretene Material auf ein kurzes juristisches Gutachten von 78 Seiten zusammendrängte, bei dem nicht eben erbaulichen Ergebniß[1] an, daß es zwischen den Beiden zum Äußersten gekommen sein müsse. Um Göthe's Ehre nothdürftig zu retten, betont er dessen leidenschaftliches Temperament, Charlotte's verhängnißvolle Pädagogik, welche seine Leidenschaft, anstatt sie zu mäßigen, nur verstärkte; dann hebt er den großen ästhetischen Einfluß Charlotte's auf Göthe's Charakter hervor: Iphigenie und Tasso müssen das deutsche Volk dafür entschädigen, daß sein größter Dichter Gottes Gebote, die Gesetze der Sittlichkeit, die Heiligkeit der Ehe zehn Jahre lang mißachtete. Denn Höfer steht nicht an, Charlotte's wirkliche Ehe mit dem Baron von Stein für eine bloße Conventions- und Scheinehe und die Frau von Stein aller ehelichen Pflichten gegen ihren Gemahl los und ledig zu erklären.

Gegen Lewes' Auffassung erhob sich 1857 zuerst F. G. Kühne[2], suchte Göthe aus den verfänglichsten Situationen herauszureißen und Frau von Stein aus einer koketten Egoistin zu einem hingebenden Engel rein geistiger Liebe zu verklären. Ihm stellte sich 1863 Düntzer[3] zur Seite und glaubte aus den Sitten der Sturm- und Drangperiode darzuthun, daß Göthe's Liebe eine rein platonische gewesen und nie eine sinnliche geworden sei. Er blieb von da ab mit einer verzweifelten Zähigkeit auf dem Kampfplatz, um fast allein gegen Alle (H. Grimm und Andere haben nur sehr schwach secundirt[4]), Charlottens Ehre in Büchern groß und klein und in fast allen gelehrten und ungelehrten Zeitschriften

---

[1] Meyer's Conversationslexikon XVIII. 443 erklärt, daß Höfers Heft „besser hätte ungeschrieben bleiben können“. Jedenfalls macht es Göthe nicht viele Ehre.

[2] Göthe in der Schule der Frauen. Europa. 1857.

[3] Westermanns illustrirte Monatshefte. 1863. Bd. XIV.

[4] Eine sehr wohlfeile Mittelstellung hat sich in der für Göthe's Ruhm allerdings delicaten Frage Dr. Max Remy in Berlin (Göthe's Eintritt in Weimar. Berlin, Habel, 1877. S. 18) zu verschaffen gesucht, indem er von Göthe sagt: „Ein völlig wahres und klares Bild seines Verhältnisses zu der merkwürdigen Frau wird wohl schwerlich jemals gewonnen werden, weil wir nur die Briefe Göthe's an Frau v. Stein besitzen, die ihrigen aber gänzlich fehlen. Nachdem der Bruch des Verhältnisses eingetreten, hat sie ihre von Göthe zurückgeforderten Briefe sämmtlich vernichtet und wird dieß nicht ohne triftige Gründe gethan haben.“ Die erhaltenen Briefe Göthe's an sie weisen aber genugsam aus, daß zu diesen triftigen Gründen unzweifelhaft das Gefühl der Schuld gehört hat und daß sie durch Vernichtung der Documente sich nicht nur der Erinnerung, sondern auch der Schmach der „lieben Sünde“ zu entziehen suchte.

Deutschlands zu vertheidigen[1]. Aus den Tausenden von Seiten, die er direct oder indirect über den unsaubern Handel zusammengeschrieben, sei hier nur ein Satz erwähnt, der seine Anschauungsweise zugleich vollständig charakterisirt und in ihrer ganzen Schwäche verurtheilt.

„Das mystische Verhältniß Göthe's zu Frau von Stein streifte freilich an die äußerste Grenze des Erlaubten, aber es als sittenlos verdächtigen vermag der allein, welcher es nur von ferne kennt.“[2]

Für jeden gläubigen Katholiken, ich glaube auch für jeden denkenden Protestanten, ist der Proceß hiermit geschlichtet. Ein heftiger, sanguinischer[3], ausgeprägt sinnlicher Mensch von 27 Jahren, der, nachdem er seine ganze Jugend in Liebschaften vertändelt, in Leipzig einem „wüsten“ Studententreiben gehuldigt, in aller Schmutzliteratur herumgewühlt, fast nichts als Liebespoesie hervorgebracht, im Werther den Selbstmord, in Faust alle Phasen der Verführung bis zum Kindsmord, in Stella die Bigamie mit der innigsten Begeisterung verherrlicht hat: der soll jetzt an einem Hofe wie Weimar in tollster Ungebundenheit, die Alles erlaubte, ganze Tage mit „Miseln“ herumschäkern, ganze Nächte mit „Miseln“ vertanzen, den Ehebruch in den „Mitschuldigen“ als Scherz aufspielen, in den „Geschwistern“ um Haaresbreite am Unsittlichen vorbeischleichen, die halbe Zeit in genußsüchtigem Plaisirleben vertändeln, im sentimentalsten Moll den Mond ansingen, in schwärmerischem Phantasierausch seine Geliebten bei Nacht spazieren führen, die häßlichsten Zoten zum Besten geben und anhören, die „Christel von Artern“ besingen, Voltaire's Pucelle und den Johannes Secundus lesen, mit des Letzteren schmutziger Erotik eine Frau um Küsse bitten und sie Tag für Tag mit Liebesbillets bestürmen — — — kurz, nach Düntzer zehn Jahre lang „an den äußersten

[1] Dido, Trauerspiel in 5 Aufz. Im Auftr. d. N. Fr. D. Hochstifts. Frankf. 1867. (Vgl. dazu Otto Volgers Rede am 28. Aug. 1867.) — Göthe's Eintritt in Weimar. Deutsche Vierteljahrsschr. Nr. 131. 1870. — Zwei Bekehrte. 1873. — Charlotte v. Stein. 1874. I. Bd. 886 S. 8⁰. II. Bd. 855 S. 8⁰. Charlotte v. Stein und Corona Schröter. 1876. 801 S. 8⁰. Dazu siehe Göthe und Karl August, in welchem die Stein beständig figurirt. I. u. II. 878 S. — Göthe's Leben. 657 S. — Frauenbilder. 592 S. u. s. w., lauter breite Compilationen, oft kaum gruppirt. Nach meinem Eindruck, wie nach Meyers Convers.-Lexicon XVIII. 448, „ermüden“ sie „und fordern zum Widerspruch heraus“. Sein Leben Göthe's wird ebendaselbst mit Recht „geschmacklos, regestenartig“ genannt, „mit vielen, noch geschmackloseren Illustrationen ausgestattet“.

[2] Blätter für lit. Unterh. 1862. S. 488.

[3] Jürgen Bona Meyer, Philosophische Zeitfragen. Bonn 1870. S. 199.

Grenzen des Erlaubten" herumschmachten, nach den Begriffen jedes anständigen Menschen aber die Forderungen des Sittengesetzes und des geselligen Anstandes gänzlich bei Seite setzen — — — und dabei ohne Gebet, ohne Religion, ohne Rückkehr zu Gott, ja mit dem frechsten Titanentrotz gegen Gott, wie Friedr. Leop. Stolberg ausdrücklich bezeugt[1], — eine Reinheit und Heiligkeit des Herzens bewahren, wie sie die Heiligen bei der ernstesten Wachsamkeit über sich selbst, bei stetem Kampf gegen die Leidenschaft, bei oft heroischen Opfern von ihrer Seite, als eine große Gnade von Gott erflehten. Denn die feste Überzeugung jedes vernünftigen Menschen ist, daß vor der Gefahr unreiner Liebe nur die Flucht der Gelegenheit retten kann. Großer Himmel! Ist das eine „Mystik"! Sie übersteigt alle bisher dagewesenen Wunder. Hier hört die bekannte Welt auf — nicht weil wir das Verhältniß nicht kennen, sondern weil es nur zu unverschleiert, als eine unwürdige, schimpfliche Liebschaft vor uns steht, die man bei jedem Andern ehebrecherisch nennen würde.

„Heinrich Düntzer! Mir graut's vor Dir!"

Über die moralische Seite des Verhältnisses mag dieß genügen. In religiöser Hinsicht übte dasselbe auf Göthe natürlich keinen sittigenden Einfluß aus. Nichts befängt so den Geist gegen alles Höhere und Religiöse, als unreine Liebe, so sehr die „Liebenden" auch ihre Augen verdrehen und fromme Sprüchlein im Munde führen mögen. Außer in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" hat sich Göthe übrigens nur selten solcher nichtsnutziger Tartuffe-Frömmelei schuldig gemacht.

Auch auf seine Charakterentwicklung und seine literarische Thätigkeit hat Charlotte's Einfluß im Ganzen wohl eher nachtheilig, als vortheilhaft gewirkt. Sie liebte ihn, aber mehr sein weiches Gemüth, seine Naturempfindsamkeit, sein Interesse für alle kleinen, weiblichen Kunstdilettanterien, als seine großen Geistesanlagen, seinen Titanentrotz und die wilde Ausgelassenheit der Sturm- und Drangperiode. Ihr Interesse für Lavater bekundet einen zarten Anflug religiöser Empfindelei; doch ernst religiös war sie nicht[2]. Die sog. „Genies" waren ihr zu leiden-

[1] Janssen, Stolberg II. 337—342.

[2] Als sie Göthe für seine Reise im Frühjahr 1779 ein „Westchen" als Talisman ihrer Liebe mitgab, schrieb er ihr: „Wenn Sie ein Misel wären, hätt' ich Sie gebeten, das Westchen erst einmal eine Nacht anzuziehen und es so zu transsubstantiiren; wie Sie aber eine weise Frau sind, muß ich mit dem Calvinischen Sacrament vorlieb nehmen" (Schöll I. 214). Eine wirklich religiöse, gläubige Protestantin hätte sich solche blasphemische Gemeinheiten nie und nimmer gefallen lassen können. Doch das nennt Herr Düntzer „Mystik".

schaftlich, zu wild. Auch die rohe Kraftsprache, in der sie Shakespeare's Derbheiten zu überbieten suchten, sagte ihr wenig zu. Sie war mehr französisch als deutsch gebildet. Ihr Liebling war der schwärmerische, träumerische Rousseau. Wie hundert andere Damen jener Zeit weinte sie dem verkannten, nach Liebe und Freiheit dürstenden Natursohn an ihrem Theekessel gar manche stille Thräne nach. Werther entsprach ganz diesem Geschmack, und der Verfasser des Werther konnte so rührend von Natur und Liebe sprechen, wie der uneheliche Genosse der Therese Levasseur. Nur dann und wann ließ er sich einen allzuderben Cavallerie-Ausdruck entschlüpfen, wie sie der Herzog gerne hatte und freigebig ausstreute. Sonst schmiegte er sich demüthig an die Schürze seiner neuen Herrin und ließ sich von ihr erziehen.

In den Briefen an sie wiegt ein weicher, sehnsüchtiger Ton vor. Er nennt sie seine Besänftigerin, seine Beichtigerin, seine Seelenführerin. Seine Schwester mußte an Frau von Stein schreiben. Diese mußte antworten und sich so gewöhnen, ebenfalls ihm Schwester zu sein. Die Gedichte an sie sind meist schwach, schwindsüchtig, tändelnd. Er fühlt sich aber bei ihr beruhigt. Wie ein Kind schreit er schmerzlich auf, wenn sie für einige Tage fortgeht, lächelt aber wieder still, wenn sie da ist. Bei ihr ruht er von dem tollen Faschingstreiben des Hofes aus; ihr klagt er seine Sorgen und Schmerzen und fühlt sich nur dann recht vergnügt, wenn sie seine Freude theilt. Sie verwahrt seine Manuscripte, sie erhält zuerst die Kleinigkeiten, die er dichtet. Da sie ihn mahnt, ruhiger, gemessener zu sein, auf sich zu achten, schlägt er einen ernsteren Ton an, beobachtet sich selbst. Seine Sprache wird, vorübergehende Ausbrüche abgerechnet, ruhiger, weicher, mehr dem Tone eines Salons entsprechend.

Schmollt sie, so ist er namenlos unglücklich, kommt sich wie ein von den Furien gepeitschter Mensch vor, schreibt ganze Seiten, die in den Werther gehören. Dann folgt gewöhnlich reuige Abbitte, Versprechen, es besser zu machen, die neue Versicherung ewiger Liebe und ein Gefühl „unendlicher Läuterung" — d. h. eine Pause im wilden Durcheinander der unruhigsten Zerfahrenheit.

Was sie im Anfang öfter zum Schmollen veranlaßt zu haben scheint, war, außer den Freiheiten und Frechheiten der Sturm- und Drangperiode, vor Allem die Theilbarkeit der Göthe'schen Liebe und die viele Aufmerksamkeit, die er der schönen Primadonna Corona Schröter schenkte.

Dieses zweite Verhältniß hat bis jetzt noch keine solche Literatur

hervorgerufen, als das mit Frau von Stein. Außer Keil hat ihr noch Niemand ein Buch gewidmet. Nach ihm wäre das Verhältniß ein zwar inniges, aber harmloses und würdiges, das zu einer glücklichen Ehe führen könnte und sollte. Düntzer rechnet es zu den platonischen Spiegelungen, die sich nach seiner Moral in indefinitum vermehren lassen.

R. von Gottschall aber, der an der andern Controverse sich kaum betheiligte, faßt dasselbe als eine sehr ernste und weitgehende Leidenschaft auf.

„Die Doppelliebe Göthe's in jener Zeit," so sagt er in einer Besprechung der Bücher Keils [1], „ist ganz geeignet, eines Dichters Eigenart in's Licht zu stellen, der wie sein feuriger Flaschengeist Homunculus die Schönen ein für allemal im Plural sich dachte. Daß sein Verhältniß zu Corona ein leidenschaftliches war, hat ja Riemer in seinen ‚Mittheilungen über Göthe' bereits ausgesprochen. Daß das leidenschaftliche Verhältniß eines jungen Dichters zu einer jungen Sängerin in der Zeit einer wilden und wüsten Genieepoche irgendwelche Schranken gekannt habe, ist zwar eine wohlwollende Annahme des Herausgebers, der seiner Heldin überdieß das Sittenzeugniß des Herzogs Karl August, das vielleicht nach den eigenen Erfahrungen des Herzogs wahrheitsgetreu ausgestellt war, als Schutzbrief mit auf den Weg gibt; doch man verfolge das Tagebuch und die betreffenden Kapitel der Keilschen Biographie — Göthe und Corona sieht man fast alle Tage beisammen; schon in der Frühe des Morgens, bei den Mittag- und Abendessen, bei den Abendproben, oft im Garten, wo sich Göthe sein trautes Nest gebaut hatte, bis in die Mondscheinnächte hinein, und dieß ging mit Pausen Jahre hindurch — und da sollte eine Neigung, die selbst von einem philiströsen Chronikschreiber wie Riemer als eine leidenschaftliche bezeichnet wird, sich in jenen Grenzen gehalten haben, welche Fernando und Miranda beim Schachspiel auf der Zauberinsel des ‚Sturm' innehielten?"

Diese Auffassung beruht, wie mir scheint, auf den zuverlässigsten, innern wie äußern Anhaltspunkten, und ist von Düntzer nicht widerlegt, sondern nur mit Gratis-Unschuldsversicherungen befehdet worden. Indem ich ihr beipflichte, glaube ich aber, daß Corona eher als Göthe eine milde Beurtheilung verdient.

Corona war eines jener keineswegs beneidenswerthen Wesen, die sich durch Schönheit, künstlerische Anlage und Bildung, Herkunft und Stand in früher Jugend, ohne alle ihre Schuld, den größten sittlichen

[1] So Herr Rudolph v. Gottschall selbst (Unsere Zeit. 1875. Neue Folge. XI. Jahrg. II. Hälfte. S. 896), also kein ultramontaner „Biedermann". Herr Rudolph Buchner, der schon 1880 dem traurigen Loos entgegenseufzte, mich abermal recensiren zu müssen, möge das beachten, damit er mit seinem Principal nicht uneins wird. Siehe Bl. f. lit. Unterh. 1880. S. 308 ff.

Gefahren bloßgestellt sehen. Ihr Vater war ein armer Musikus in der Niederlausitz. Als Hautboist zog er nach Warschau, wo Corona ihre Kinderjahre verlebte, dann nach Leipzig, wo sie mit 14 Jahren als Sängerin auftreten mußte. Mit 17 Jahren war sie schon eine gefeierte, vielumworbene Königin des Theaters. Einen Rathsherrn der Stadt, Dr. K. W. Müller, dessen Hand sie der reichsten und angesehensten Bürgerschaft zugeführt hätte, wies sie zurück, weil er ihr schon zu alt war und sie ihn nicht liebte. Einem Grafen, der sie durch ein Eheversprechen nach Dresden lockte, entging sie glücklich, ehe es zu spät war. So berichtet wenigstens Keil. Daß sie in Weimar den Herzog Karl August von sich gewiesen, das beruht auf verläßlichem Zeugniß, das anerkennt auch Gottschall. Es liegt von ihr kein Briefwechsel mit Göthe vor, keine vertraulichen, zärtlichen Gedichte Göthe's sind an sie gerichtet, nur in dem prologartigen Trauergedicht auf Mieding wird sie lobend erwähnt. In Göthe's Tagebuch erscheint sie selten allein, sondern meist in Begleitung ihrer Freundin Wilhelmine Probst. Die gravirendsten Momente sind einige Mondscheinspaziergänge mit Göthe und ihre vielen Theaterproben mit ihm. Im Übrigen scheint es kaum, daß sie Göthe aufgesucht, ihm geschmeichelt, mit ihm kokettirt hätte, wie die in den Dichter sterbensverliebte Frau von Stein. Gegen diese tritt sie in der ausgebreiteten Specialliteratur vollständig in den Schatten; nicht einmal die Erwähnung eines einzigen Briefes von Göthe an sie; das ist doch seltsam, da doch Göthe sonst nichts bei sich behalten konnte, Alles in Poesie oder Versen, offen oder versteckt zu „beichten" gewohnt war. Die anspruchslose Künstlerin scheint mir auf Ehre und guten Namen weit höhern Anspruch zu haben, als die vielgefeierte Baronin, deren Sentimentalität und böses Gewissen die tausend Billets Göthe's documentiren. Auch daß Göthe sie im Alter ganz vernachlässigte[1], spricht sehr zu ihren Gunsten. Dagegen kann man mit Keil und Gottschall getrost annehmen, daß Göthe seinerseits im Anfang der Weimarer Periode leidenschaftlich in sie verliebt war.

Seine kurzen Tagebuch-Notizen befassen sich zeitweilig sehr häufig mit ihr.

---

[1] Schon 1789 — 41 Jahre alt — zog sie sich mehr und mehr in's Privatleben zurück, nahm dann noch einige Zeit an der Erziehung anderer Schauspielerinnen Antheil, siedelte gegen Ende des Jahrhunderts nach Ilmenau über und starb dort, vom Hofe ziemlich vernachlässigt und vergessen, den 23. Aug. 1802. Von den Weimarischen Größen war Niemand an ihrem Grab, als Knebel. Göthe „fühlte

Probe. Corona. — Sang Corona zum ersten Mal. — Redoute. Corona sehr schön. — Mit Corona gegessen. — Abends Probe von Lila. Zu Corona. — Ging zu Corona. Kriegte Picks und ging nach Hause. — Bei Corona gegessen. Besuchte mich im Regen. Ich begleitete sie wieder und blieb Abends. — Kirchweih zu Mellingen. Corona Abends. — Abends Corona und Neuhauß, auch Seckendorf im Garten. Ausgelassen lustig. — Corona den ganzen Tag im Garten — war Corona früh und zu Tisch da [1].

So lauten die Notizen vom Herbst 1776 bis in's Frühjahr 1777.

Während Corona im Herbst 1777 zurücktritt, bringt Göthe schon den Nachmittag des 1. Januar 1778 wieder bei ihr zu, am 17. Januar ging er zu ihr aus der Probe, am 15. Februar speist sie bei ihm, am 13. April begleitet sie ihn zu Pferde nach Kleinhettstedt.

Nun verschwindet sie wieder aus den Notizen, aber aus Göthe's Umgang verschwand sie nicht. Als Primadonna spielte sie in dem Damenkreise des Liebhabertheaters dieselbe hervorragende Rolle, wie Göthe unter den Herren. Alle seine Ballet- und Singspiele, alle seine Jugendstücke mußte sie der Reihe nach einüben und sich so ganz in seine Dichtung hineinleben, während er in seiner Gelegenheitspoesie auf sie liebevolle Rücksicht nahm und sie gelegentlich als Krone der ganzen Theatergesellschaft verherrlichte:

„Ihr Freunde, Platz! Weicht einen kleinen Schritt!
Seht, wer da kommt und festlich näher tritt!
Sie ist es selbst, die Gute fehlt uns nie;
Wir sind erhört, die Musen senden sie.
Ihr kennt sie wohl; sie ist's, die stets gefällt;
Als eine Blume zeigt sie sich der Welt:
Zum Muster wuchs das schöne Bild empor,
Vollendet nun, sie ist's und stellt es vor.
Es gönnten ihr die Musen jede Gunst,
Und die Natur erschuf in ihr die Kunst.
So häuft sie willig jeden Reiz auf sich,
Und selbst dein Name ziert, Corona, Dich!

Sie tritt herbei. Seht sie gefällig steh'n!
Nur absichtslos, doch wie mit Absicht schön.
Und hocherstaunt seht Ihr in ihr vereint
Ein Ideal, das Künstlern nur erscheint.“ [2]

---

sich nicht in der Verfassung, ihr ein wohlverdientes Denkmal zu widmen“. Keil 291. Er sah sich nach neuen „Blumen“ und „Idealen“ um.

[1] Grenzboten 1874. I. 378 ff.

[2] Göthe's Werke (Hempel) I. 123.

Spielte er den Andrason, so spielte sie seine Mandandane; machte er den Marktschreier, so kam sie als schöne Tirolerin. — Tage-, wochenlang übten sie mit einander im traulichsten, ungebundensten Verkehr diese und andere Rollen ein. In allen war sie eine einnehmende, gewinnende Gestalt; doch war das Komische ihre Sache nicht, sie wirkte in dem Possentreiben nur wie eine mildernde Figur, die an Schöneres und Besseres erinnerte. Die Heldenrolle der Proserpina stand ihr weit besser, als der Tirolerrock von Plundersweilen. Dem scharf beobachtenden Theaterdirector konnte das nicht entgehen; im Dichter erwachte der Gedanke, etwas zu schreiben, das noch mehr ihrem ganzen Wesen entspräche.

Mit dieser Anregung, welche im ganzen Wesen Corona's begründet war, trat eine andere zusammen. Wieland wurde im Sommer 1776 von dem Componisten Gluck angegangen, ein Trauergedicht auf den Tod einer Nichte zu verfassen, die er wie sein eigenes Kind geliebt und mit der er gleichsam Alles verloren. Wieland hielt sich nicht für den rechten Mann hierzu, sondern wies das Gesuch an Göthe. Dieser ging gleich begeistert darauf ein und begann eine Cantate zu schreiben. Die Cantate ist verloren; man kennt den Inhalt nicht; man weiß nur, daß sie Göthe sehr am Herzen lag. Doch vermuthet H. Grimm[1], gewiß nicht mit Unrecht, daß dieselbe den Dichter auf das Thema der Iphigenie geführt hat. Gluck hatte eine Oper „Iphigenie auf Aulis" componirt, die rasch in Deutschland und Italien zur Berühmtheit gelangte. Was lag näher, als an dieses poetische Motiv anzuknüpfen? Mit dem ganzen Sagenkreise der Iphigenie war Göthe längst bekannt. Auf der Suche nach Stoffen hatte er das Alterthum eifrig durchwühlt, nicht in langwierigem Studium, wie ein pedantischer Philologe, wohl aber spielend, blätternd, träumend, wie ein Dichter. Die Iphigenie in Aulis führte zu der Iphigenie auf Tauris hinüber, und hier fand er bald, was ihm zur dichterischen Production immer unerläßlich war: eine symbolische Verwandtschaft des Stoffes mit seinem eigenen Ich, mit dem augenblicklichen Gemüthszustand, der ihn beherrschte, mit allen den Ideen und Gefühlen, von denen er zehrte.

Er mag in vereinzelten ruhigeren Stunden in seinem Gartenhaus den neuen Stoff meditirt haben; vielleicht hat er auch die Ausführung versucht. Doch war er dafür weder richtig gestimmt, noch hatte er die erforderliche Muße. Das bunte Treiben gefiel ihm im Grund.

---

[1] Göthe. Vorlesungen II. 28 ff.

„In meinem iezigen Leben," schrieb er Anfangs 1777 an Lavater[1], „weichen alle entfernten Freunde in Nebel, es mag so lang währen, als es will, so hab ich doch ein Musterstückgen des bunten Treibens der Welt recht herzlich mitgenossen. Verdruß, Hoffnung, Liebe, Arbeit, Noth, Abentheuer, Langeweile, Haß, Albernheiten, Thorheit, Freude, Erwartetes und Unerwartetes, Flaches und Tiefes, wie die Würffel fallen, mit Festen, Tänzen, Schellen, Seide und Flitter ausstaffirt; es ist eine treffliche Wirthschaft. Und bei dem allem, l. Br., Gott sei Dank, in mir und meinen wahren Endzwecken ganz glücklich."

So geht's weiter in den nächsten Jahren, nur in den Briefen an Charlotte klingen dann und wann etwas melancholische Accorde an. Um sich in eine Orestes-Stimmung hineinzuträumen, war in dem Gewirre ebenso wenig Zeit, als zu ruhiger Arbeit. Erst nachdem er im Januar 1779 die Kriegs-Commission übernommen und zur Rekrutenaushebung über Land ritt, da taucht urplötzlich eine „Iphigenie" auf, da heißt es plötzlich in seinem Tagebuch:

14. Febr. Früh Iphigenia angefangen zu dictiren. Spazieren in dem Thal. Nach Tische im Garten Bäume und Sträucher durchstört.
Diese Zeit hab ich meist gesucht, mich in Geschäften aufrecht zu erhalten und bei allen Vorfällen fest zu seyn und ruhig.

12. März. Von Allstedt ab mit Castrop nach Weimar. Steinbruch, unterwegs gebacht.

13. März. Alles durchgesehen, leidlich gefunden. Abends vorgelesen, die drei ersten Acte von Iphigenie. Der Herzog und Knebel bleiben da, essen.

28. März. Früh Denstädt. Abends Iphigenie geendigt.

29. März. ein toller Tag, aus einem ins andere, von früh fünfen. Lichtb. mit Kl. in Tiefurt. Iphigenie vorgelesen u. s. w. aus dem Kleinen ins Große, aus dem Großen ins Kleine. War diese Zeit her wie das Wetter klar, rein, fröhlich.

1. April. Eierfest den Kindern im Garten.

6. April. Iphigenie gespielt. Gar gute Wirkung davon, besonders auf den reinen Menschen.

8. April. Bey Herzogin Amalie gegessen. Nachklänge des Stücks. Man thut Unrecht, an dem Empfindungs- und Erkennungsvermögen des Menschen zu zweifeln; da kann man ihnen viel zutrauen, nur auf ihre Handlungen muß man nicht hoffen.

Das ist die Entstehungsgeschichte der Iphigenie, wie Göthe selbst sie summarisch notirt hat[2]. In weniger als acht Wochen war das Stück entworfen, geschrieben, eingeübt, aufgeführt. Man sieht, was Göthe

[1] H. Hirzel, Briefe an Lavater. 1833. S. 27.
[2] Nach der abgekürzten Copie der Tagebücher. Grenzboten 1874. II. 18 ff.

hätte leisten können, wenn er seine Zeit, anstatt dem Hofe, dem Herzog und den Damen, ernstlich dem Studium und der Poesie gewidmet hätte. Er mußte von dem Hofe fliehen, er mußte die Einsamkeit suchen und in die alte Burg der Poesie zurückziehen, um dieses Stück zu Stande zu bringen. Er fing an, selber einzusehen, daß er in dem zerstreuten Hofleben seine eigentlichen Talente vergeude[1].

Seinen eigentlichen Lebensodem, seine ruhige Größe und Erhabenheit, dankt das Drama der tiefergreifenden Tantalussage, seinen Fortschritt in Composition und Sprache dem Einfluß der Alten. Göthe's Geist erweiterte sich, erstarkte und lebte auf, sobald er sich mit ganzem Herzen großen Eindrücken, würdigen Idealen hingab. Er fühlte sich verwandt mit den erhabensten der griechischen Dichter; denn die Iphigenie ist nicht aus Euripides allein geschöpft. Göthe drang in ihre Geisteswelt ein und machte sie zu seinem lebendigen fruchtbaren Eigenthum. Prometheus stiehlt das himmlische Feuer nicht mehr, um den Feuerbrand der Empörung daran anzuzünden, er nimmt die heilige Gluth aus Jupiters Hand an, um als Künstler friedlich damit zu wirken.

Daß Göthe aber auch in diesem Stück von der Anschauungsweise der Alten abgewichen ist, das hat seinen Hauptgrund in den Liebesverhältnissen, denen er sich nun einmal hingegeben hatte und von denen er sich, zum entschiedenen Nachtheil der Kunst, nicht mehr loszureißen wußte.

Als weniger nachtheilig mag dabei seine Neigung zu Corona Schröter betrachtet werden. Sie war nach Keils enthusiastischer Beschreibung[2] von hohem, junonischem Wuchse und edlem Ebenmaße, mit einem fast südländischen, etwas dunkeln, aber außerordentlich frischen Teint, seelenvollen, leuchtenden Augen, mit eigenthümlichem Adel der Haltung, mit Grazie in jeder Bewegung, in ihrer geschmackvollen Kleidung — eine reizend schöne, ideale Erscheinung. Dem Eindruck, den schon ihre äußere Gestalt machte, mag man die zarte Profilirung, die plastische Ruhe, das Hohe und Würdige der ganzen Haltung zuschreiben, zu der Göthe die Iphigenie des Euripides verfeinert hat. Sollte sie

[1] Briefwechsel Karl Augusts mit Göthe. I. 11. Während Wieland das lustige Komödien- und Jahrmarktswesen mit dem guten Humor eines Poeten auffaßte, schüttelten Herder und Merck ihren Kopf darüber. „Was Teufel fällt dem Wolfgang ein," sagte der Letztere, „hier am Hof herumzuschranzen und zu scharwenzen, Andere zu hudeln oder sich von ihnen hudeln zu lassen? Gibt es nichts Besseres für ihn zu thun?"

[2] Corona Schröter. S. 98.

auch nicht ganz so tadellos gewesen sein, wie Keil sie schildert[1], so weist Alles darauf hin, daß sie dem schon von Euripides gebotenen Ideal einer jungfräulichen Priesterin weit mehr entsprach, als Frau von Stein mit ihren sieben Kindern, ihrem Gemahl Oberstallmeister und ihrem Geliebten Göthe. Während der ganze Charakter Corona's den Theaterdichter darauf hinwies, sich an Euripides zu halten, brachte das zweite lebendige Vorbild nothwendig ein modern-sentimentales Element, das weiche Stimmungscolorit der Wertherperiode in den Charakter der Iphigenie hinein. Aus der schlichten Priesterin und Schwester des Euripides ward die empfindsame, als Schwester maskirte Geliebte des modern-subjectiven Dichters, sie war seine Beichtigerin, seine Besänftigerin, sein Engel, sein Schutzgeist — die Vertraute, der er (doch mit einigem wohlweislichem Vorbehalt) alle seine Herzensgeheimnisse ausschüttet, — die stille, seelenvolle Priesterin, welche die wilden Stürme seiner Gemüthsbewegungen und seine selbstverschuldeten Seelenleiden beschwichtigt und zur Ruhe bringt.

Dem Hofe gereicht es sicher zur Ehre, daß Göthe's Zweifel an der Empfindungsfähigkeit der Menschen sich nicht rechtfertigten, das Stück vielmehr sich Jedermanns Gunst erwarb. Doch würde es voreilig sein, auf diesen Erfolg die glänzendsten Vorstellungen von dem sittlichen Ernste Göthe's und des damaligen Weimarer Hofes gründen zu wollen. Wie oft muß die „Unschuld" nicht heute noch in Schauspiel und Oper paradiren, um die „schöne Leidenschaft" und das Laster hinterher wieder pikant zu machen! Nach all den Possen der zwei vorausgegangenen Jahre war Iphigenie eine reizende Abwechslung, die auch den Blasirten fesseln mußte. Der frömmere, ernster gesinnte Zuschauer mochte sich freuen, den tollen Scherz einmal mit ehrwürdigem Ernst vertauscht zu sehen; der ungläubige Weltling konnte sich getrösten, daß die antike Priesterin keine andern Forderungen stellte, als diejenigen eines angenehmen ästhetischen Genusses. Der Hof war übrigens ungefähr wie Göthe — und Göthe wollte weder ganz gut, noch ganz böse sein, sondern in der Mitte — wie die liebe Mutter Natur. An eine Christianisirung der alten Sage aber, wie Manche sich träumen, hat er gar nicht gedacht. Denn während er die Iphigenie dichtete, trug er das erwähnte Camisol der Frau von Stein.

Die Dichtung hat nicht einmal auf ihn selbst einen religiösen oder

[1] Ich mag ihre Sittenzeugnisse hier nicht weiter untersuchen.

sittigenden Einfluß ausgeübt. Ästhetisch lenkte sie ihn allerdings auf eine andere Bahn. Die Zeit des „Götz von Berlichingen" ist damit abgeschlossen. Aber seinen Roman mit Frau von Stein und seine übrigen Miseleien setzte er ruhig fort. Während er die eine der beiden Iphigenien durch Gesang- und Theaterproben dauernd mit sich beschäftigte, hielt er die andere durch zahllose Besuche, vertrauliche Unterredungen und Liebesbriefe fest. Bei der einen ein gewandter fröhlicher Schauspieler, Künstler, Dramaturg, war er bei der andern der sanftklagende Herzensdichter und Liebespostulant — dort lichter, munterer Sonnenschein, hier Mondlicht zwischen zerrissenem Gewölke. Mit großer Kunst wußte er die eine vor Eifersucht zu bewahren, mit nicht geringerer Kunst beruhigte er die aufwallende Eifersucht der andern. Wie Fernando in der „Stella" vermißte er bei der einen, was die andere besaß. Als praktischer Mann speiste er mit der einen zu Mittag, bei der andern zu Abend, führte bald die eine, bald die andere beim Mondschein spazieren, suchte Begegnung beider zu vermeiden, scheute es aber auch nicht, in der Mitte von beiden glücklich und vergnügt zu sein. Nach manchen Kämpfen nahm es die romantische Herzensdame seiner Gefühlswelt auch endlich ruhig hin, daß die gefeierte Sängerin seine äußere Theaterwelt mit ihrem Glanze verschönernd beherrschte.

Es läuft Alles auf dieselbe „Mystik" hinaus.

---

9. Iphigenie auf Tauris.

1779.

„There is, no doubt, a poetry which embodies only the simple and tranquil, but it is never the highest kind. Poetry is not sculpture; sculpture alone of all arts is highest, where the thought it embodies, is the most tranquil."

Bulwer.

„Iphigenie auf Tauris ist zwar dem griechischen Geiste verwandter, als vielleicht irgend ein vor ihr gedichtetes Werk der Neueren, aber es ist nicht sowohl eine antike Tragödie als Wiederschein derselben, Nachgesang: die gewaltsamen Katastrophen jener stehen hier nur in der Ferne der Erinnerung, und Alles löst sich leise im Innern der Gemüther auf."

A. W. von Schlegel.

Die echt alexandrinische Scholiastenforschung unserer Tage hat alles nur erreichbare Material aus den Papierkörben des vorigen Jahrhunderts zusammengeschleppt, um jedes einzelne Werk Göthe's wieder mit dem ganzen biographisch-psychologischen Apparat seiner Entwicklungsgeschichte zu überkrusten. Dem Pedanten ist das die Hauptsache. Was geht ihn Hekuba an? Für den Genuß des Kunstwerks aber ist es entschieden kein Vortheil, wenn man das ganze Gerüste, das Pumpen- und Räderwerk und den nicht ganz saubern Bach vor sich hat, welcher das Räderwerk trieb. Bei der „Iphigenie" ist der Nachtheil sehr groß. An sich betrachtet, ist sie eines der schönsten und formvollendetsten Gedichte, das die deutsche Literatur besitzt, eine der werthvollsten Schöpfungen Göthe's. Sie kann zwar auf der Bühne nie jene gewaltigen Eindrücke hervorrufen, die Shakespeare's große Dramen, nur einigermaßen leidlich aufgeführt, durch die unwiderstehliche Kraft ihres innersten Wesens hervorbringen müssen[1]. Aber wie schon 1779 in Weimar ist sie eine liebenswürdige beruhigende Erscheinung, zwischen all den furchtbaren Katastrophen, Morden und Todtschlägen der Sensationsbühne und dem wilden Sinnenrausch moderner Opernmusik. Jedem, dem es nicht bloß um feineren Sinnentaumel zu thun ist, muß schon die zarte Seelenmalerei, die Eleganz der Sprache, die Würde und Hoheit der Gedanken einiges

[1] Vgl. G. Rümelin, Shakespeare-Studien. Stuttg. 1866, und den Aufsatz: „Shakespeare und Göthe". Unsere Zeit. 1866. S. 753 ff.

Vergnügen bereiten. Sie entspricht dem Ideal des Schönen, das Göthe sich unter Oesers Anleitung gebildet hatte, das er aber nicht ganz richtig von der Plastik auf die Dramatik übertrug. Für den pädagogischen Werth des Dramas ist dieser Fehler von untergeordneter Bedeutung. „Ruhe und Einfachheit“ ist es ja, was zumeist der Jugend fehlt; und wo man den Geschmack der Jugend am „Götz von Berlichingen“ schon verbildet hat, da kann die Iphigenie als nützliches Gegengewicht dienen, um endlich von den Extremen der Kunst zu jener goldenen Mitte zu gelangen, welche die altgriechische Tragödie darstellt.

Das war nun aber einem kleinlichen Schulmeisterthum nicht genug. Das schöne Bild mußte in Stroh gewickelt, der Zauber desselben möglichst zerstört werden. Zwischen die Iphigenie und den Leser ist nun glücklich die Frau von Stein mit ihren sieben Kindern, die schöne Corona als zweite Dulcinea, der Herzog Karl August, der Artilleriehauptmann Castrop und der Berliner Literat Moritz gerückt. Wir wissen, daß die Iphigenie nicht in einem Guß entstanden, sondern das Werk langer, mühsamer, fragmentarischer Arbeit war: ein rechtes Schulstück, an welchem der Professor Freude haben, an welchem er sein ganzes Leben lang erklären kann. Es gibt eine Iphigenie I., eine Iphigenie II., eine Iphigenie III., eine Iphigenie IV., eine Iphigenie V., eine Iphigenie in Prosa und eine Iphigenie in Versen, eine Lesart J_1, eine Lesart J_2, eine Lesart J_3, eine Lesart Ju[1], und die Aussicht, daß sich diese Gelehrsamkeit noch jährlich vermehren wird. Vielleicht wird es Düntzer noch gelingen, zu ermitteln, was Göthe an jedem Tag gegessen hat, und dann wird es möglich sein, die Iphigenie auf „biologische“ Ursachen zurückzuführen[2].

Von wirklichem Interesse ist unterdessen von all diesem „wissenschaftlichen“ Apparat höchstens die Beziehung der Göthe'schen Iphigenie zu jener des Euripides und dann der Unterschied der ersten Iphigenie in Prosa von dem versificirten Drama, wie es in seiner classischen Vollendung vor uns liegt. Auch diese beiden Fragen beeinträchtigen im Grunde nur den Genuß der Dichtung. Doch nachdem die kindlichen Verehrer des großen Baumeisters das ganze Gerüste wieder aufgerichtet haben, das er nach Vollendung seines Werkes hinweggeräumt, kann man es nicht besichtigen, ohne an der Lehmgrube vorbeizukommen, an der er

---

[1] Göthe's Werke (Hempel) VII. 299 ff., 95 ff.; XI. 213 ff. Vgl. Düntzer, Die drei ältesten Bearbeitungen von Göthe's Iphigenie. Stuttg. 1854.

[2] Nach der materialistischen Theorie Taine's (History of English Literature übers. von Van Laun. Edinburgh 1873. I. 1—36).

seine Steine gebacken, und an dem Rohbau, an welchem noch der Verputz fehlt.

Zur Iphigenie des Euripides verhält sich diejenige Göthe's ähnlich wie sein „Götz" zu der urwüchsigen Selbstbiographie des schwäbischen Ritters. In beiden Fällen suchte Göthe einen Stoff, an welchem er seiner Grundstimmung, seinen Grundanschauungen, dem, was ihn am lebhaftesten beschäftigte, Luft machen könnte. Damals war es der Druck seiner eigenen Lage und sein Verrath an Friederike: das zeichnete er an Götz und Marie. Dießmal war es wiederum ein gedrückter, unbefriedigter Gemüthszustand, dazu aber seine „brüderliche" Liebe zu Frau von Stein. Sie war ihm „Mutter, Schwester, Frau", sie erzog ihn, sie erlöste ihn wenigstens zeitweilig von den Furien seines zerstreuten Hof- und Geschäftslebens und den damit zusammenhängenden Phantasieleiden. Wie beim Götz, so fand er auch bei Iphigenie ein nicht nur reiches, sondern auch schon vorbereitetes Material: eine fruchtbare Verwicklung, Charaktere, die sich leicht etwas nüanciren ließen, einen großartigen Sagenkreis zu weiterer Ausstattung, eine reiche, dem Gegenstand angemessene Sprache. So unmoralisch es von ihm war, die „Geliebte" als Schwester aufzufassen und ein an sich unerlaubtes Verhältniß mit dem schönen Schleier der reinsten Geschwisterliebe zu umkleiden, so war die Dichtung selbst durch diese Fiction wenigstens scheinbar einmal dem Kreise entrückt, in welchem Göthe's Poesie sich bis dahin bewegt hatte. Statt „christlicher" Verliebter und Ehebrecher, Revolutionäre und Titanen bot ihm der alte Heide Euripides zur Abwechslung Bruder und Schwester, Freund und Freund, und eine Verwicklung, die auf edeln, religiösen Motiven beruhte[1].

Die religiöse Würde und Hoheit der Iphigenie, welche dem ganzen Stück seinen Charakter verleiht, ist nicht von Göthe's Erfindung; er fand sie schon bei Euripides vor. Der Grieche ließ zwar seine Iphigenie nicht in einem schönen Park auftreten, sondern an einem blutbefleckten Opferaltar, den die Waffen und Kleider unglücklicher Menschenopfer zierten.

---

[1] Zur Beurtheilung der beiden Dichtungen ist die Einleitung G. Hermanns zu der des Euripides (Leipzig 1833) noch heute interessant. Es würde indeß zu weit führen, diese und andere ästhetisch-philologische Untersuchungen der beiden Iphigenien hier zu würdigen. Ich erlaube mir deßhalb, selbständig voranzugehen und nur ganz kurz zu untersuchen, was Göthe bei Euripides vorfand, und wie er unter den psychologischen Einflüssen seines eigenen Lebens das Gegebene künstlerisch umgestaltete. Denn um eine selbständige Neudichtung handelt es sich nun einmal nicht, und es ist gar keine Schande für Göthe, das offen zu sagen.

Das Heidenthum zeigt sich, wie es war, grausam, dämonisch; aber immerhin religiös. Iphigenie ist Priesterin, Jungfrau, ein bevorzugter Schützling der Artemis. Die Göttin hat sie vom Tode gerettet und zu ihrem Dienste ausersehen. Dankbarkeit fesselt sie an den traurigen Opferdienst im Lande der Verbannung und macht den Traum doppelt schrecklich, in dem sie den völligen Zusammensturz ihrer Familie zu schauen glaubt. Doch wie ihr Loos, so steht auch das ihres Bruders unter der Führung der Götter. Phöbus, der Bruder der Artemis, bringt Orest und Pylades an das unwirthliche Gestade; sie haben göttlichen Auftrag, das Bild der Artemis durch List oder Gewalt nach ihrer Heimath zu entführen. Zwei anscheinend entgegengesetzte Pläne der zwei verschwisterten Götter stehen sich entgegen und begründen den tragischen Conflict, der durch und durch religiös gedacht ist:

„Uns muß des Gottes Wille hoch und heilig sein!“ [1]

Orest und Pylades verstecken sich in einer Grotte am Ufer, werden aber von Hirten entdeckt. Im selben Augenblick wird Orest von der schrecklichen Qual der Furien befallen, bringt in seiner Wuth tobend auf die Rinderheerden ein und wird mit leichter Mühe von den Hirten gefangen. Das geschieht natürlich außerhalb der Scene, während Iphigenie mit der Schaar ihrer Jungfrauen dem Altare naht, um für den, wie sie glaubt, gestorbenen Orest ein Todtenopfer zu bringen. Der Chor der Opferweihe ist von bezaubernder Majestät. Er wird durch den Boten unterbrochen, der die Gefangennahme der beiden Fremdlinge meldet. Mächtiger als je wird Iphigenie sich jetzt ihres düsteren Looses bewußt. Weil sie Orest todt, die Hoffnung ihres Hauses für immer vernichtet glaubt, wandelt sich ihr bisheriges Mitleid gegen Fremde in Gefühle des Hasses und der Rache. Helena, des Unheils Urheberin, wünscht sie am blutigen Opferaltar zu schauen. Aber auch in diesem leidenschaftlichen Schmerz gewinnt Liebe und Sehnsucht nach der Heimath wieder die Übermacht und der Chor stimmt ein in ihre Klage:

„Wieder gen Haus sehn' ich mich, ach,
Selbst auf bloßer Schwinge des Traums,
Wieder heim in der Väter Stadt,
Um des Glückes Krone, die Lust
Froher Lieder, zu schmecken!“ [2]

---

[1] V. 102. Da mir die trefflichen Übersetzungen von Donner und Droysen augenblicklich nicht zu Gebote stehen, benütze ich die von J. Minckwitz. Stuttg. Hoffmann. [2] V. 437.

Wer selbst einmal Verbannter gewesen, der muß es fühlen, daß Euripides diese patriotische Sehnsucht nach der Heimath viel tiefer aufgefaßt, viel lebendiger ausgedrückt hat, als der liebeskranke Göthe, der von seinen Ritten über Land sich nur nach den Blumen und Spargeltellern Charlotte's zurücksehnte.

Nun werden die zwei Gefangenen vorgeführt. Ein langes, spannendes Interrogatorium führt Iphigenie so weit, daß sie Orestes retten und als Überbringer eines Briefes in die Heimath senden will. Pylades aber soll als Opfer fallen. Das duldet Orest nicht; er verlangt, daß Pylades als Bote von dannen ziehe, er als Opfer geschlachtet werde. Iphigenie geht darauf ein und verspricht, ihm selbst die letzten Ehren zu erweisen. Während sie weggeht, den Brief zu schreiben, gerathen die beiden Freunde in einen edeln Wettstreit der Freundschaft. Jeder will für den andern sterben. Nur schweren Herzens entschließt Pylades sich endlich, Orest nachzugeben und sich um seinetwillen dem Tode zu entziehen.

Iphigenie kehrt mit dem Brief zurück. Doch wenn der Brief verloren ginge? Sie beschließt, Pylades den Inhalt mitzutheilen. Das führt zur Erkennung. Orest ruht in der Schwester Armen:

„O meine liebe Schwester, steh' ich auch erstaunt,
So schließ' ich doch den zweifelvollen Arm um dich
Und jauchze wonnetrunken ob der Wundermär'." [1]

Iphigenie kann es kaum glauben. Orest überzeugt sie mit unzweifelhaftem Zeugniß. Da erhebt sich ihr Seelenjubel zu herrlichem Dankgebet. Doch kaum ist es verklungen, da werden sie sich des schrecklichen Looses bewußt, das noch über Beiden schwebt. Wie wenig fehlte, und der Bruder wäre durch der Schwester Hand dem Opfertod gewidmet worden. Und jetzt! Wer soll sie aus Taurien nach Argos bringen:

„Wo erscheint mir ein Retter, ein himmlischer,
Oder ein Sterblicher,
Welcher das Dunkel erhelle mit Rath,
Wodurch Atreus' alleinzigem Enkelpaar
Der Noth Ende tagt?" [2]

Mitten in diesem Schwanken zwischen der Freude des Wiedersehens und der Angst vor neuen Schicksalsschlägen vernimmt Iphigenie die weiteren Schicksale ihres Hauses, die Vermählung des Pylades mit Elektra, die Qualen Orests und den Befehl Apolls. Sie will die Hand zur Rettung bieten, aber nicht durch Gewalt, sondern durch List. Unter dem

[1] V. 784. [2] V. 869.

Vorwand einer Sühnung will sie selbst das Bild der Artemis und die beiden Gefangenen an's Meeresgestade bringen, um mit ihnen zu entfliehen. Sie selbst ergreift die Initiative, plant die List und führt sie aus, so fest und schlau, daß König Thoas sich vollständig berücken läßt. Erst da es fast zu spät ist, meldet ein Bote die Flucht. Der König will die Fliehenden verfolgen; aber in diesem Augenblick erscheint die Göttin Athene, enthüllt ihm die Absichten des Schicksals und hält ihn so von weiterer Verfolgung ab. Dem fliehenden Orest gebietet sie, im fernen Attika der Artemis einen Tempel zu bauen und sie fürder Tauropolos zu nennen: Iphigenie soll dort ihre Priesterin sein, der Chor sie dahin begleiten, und „vor Gericht soll künftig jeder Sieger sein, der gleiche Stimmenzahl erhält". So schließt das Stück religiös-patriotisch, mit Verherrlichung eines Nationalheiligthums, in dessen Opferdienst und heiligen Gebräuchen die alte Sage fortlebt. Die Rettung durch Frauenlist, welche scheinbar den hohen, edlen Charakter der Priesterin in den niedern Bereich der Intrigue herabzieht und bloß ästhetisch betrachtet ein schwaches Motiv wäre, ist durch die Dazwischenkunft der Göttin in den Kreis des Geheiligten erhoben, in den Rathschluß der Götter mit aufgenommen. Was in unseren Augen den Charakter der Iphigenie entweiht und entstellt, war in den Augen des Griechen keine Makel. Freudig über die gutgelungene List, stimmte er in das Schlußgebet des Chores ein:

„Zieht glücklichen Wegs, ihr Geretteten, hin,
Von dem Segen der Götter geleitet!
Doch die hoch ehrt der Unsterblichen Chor,
Wie der Sterblichen Chor, Schutzgöttin Athens,
Wir erfüllen getreu dein himmlisches Wort!
Denn erfreuliche Mär', wie ich nimmer gehofft,
Ist heut mir zu Ohren erklungen.
O Göttin des Siegs, hochheilige, nimm
Mein Leben in Schutz
Und laß nicht ab, es zu kränzen!" [1]

Während Göthe den Gesammtinhalt der Fabel an sich zog, ihn da und dort noch durch andere Züge der Atridensage erweiterte und sich scheinbar ganz in die Zeit der Griechen zurückversetzte, räumte er zunächst völlig hinweg, was das antike Drama eigentlich charakterisirt: die concrete patriotisch-religiöse Beziehung der Sage zu einem bestimmten Heiligthum [2], die hellenische Auffassung der Götter und ihre gegebene, wunder-

[1] V. 1460.

[2] Dafür scheinen freilich unsere modernen Interpreten wenig Sinn zu haben.

bare Intervention, die kräftige Leidenschaft, welche alle Charaktere, sogar den der Iphigenie belebt, den Chor, die eigentliche Seele der antiken Tragödie, mit seinem religiösen Charakter, seinen lyrischen Schönheiten und seiner ethischen Wirksamkeit — endlich selbst die Versification, welche bei den Griechen auf's Innigste mit der Dichtung verbunden war. Die Griechen kannten keine „Poesie in Prosa". Dieß wunderliche Zwitterding war der modernen Welt vorbehalten, allenfalls ein leidliches Rettungsmittel gegen Verzopfung und Überkünstelung, aber nie die Form, welche echte dichterische Inspiration von selbst sucht. Göthe's „Iphigenie in Prosa" ist eben nichts weiter, als ein Entwurf, ein erster Sbozzo, wie ihn der Grieche im Kopf machte, bevor er sein Drama schrieb. Man lese Euripides' Iphigenie und unmittelbar darauf Göthe's Iphigenie in Prosa — und man wird finden, wie tief, künstlerisch betrachtet, dieser deutsche Hellenismus unter dem griechischen steht. Er ist bloß Wiederschein, Nachhall, ein künstliches Gewächs, ohne Luft und Licht eines religiösen Nationallebens, im Treibhaus künstlerischen Studiums gezogen [1].

Den blutbefleckten Opferaltar räumte Göthe hinweg, den göttlichen Traum, mit welchem Euripides sein Stück beginnt, ebenfalls. Das Heimweh, welches der Grieche zum Vorwurf der herrlichsten Chorlieder nahm, drängte er, träumerisch abgeschwächt, in seinen ersten Monolog und knüpfte daran ganz unhellenische Betrachtungen über das Loos des

---

Da wird phantasirt vom „Allerheiligsten des Frauenherzens", von „weiblichem Familiengefühl als Grundlage der menschlichen Gesittung" u. s. w. Man sollte meinen, schon die Alten hätten am Kaffee- und Theetopf gesessen. Vgl. Dr. F. C. Müller, Göthe's Iphigenie. 1882. S. 16.

[1] A. W. v. Schlegel, Über dramatische Kunst. Heidelberg 1817. II. 405. — O. Gruppe, der bekanntlich ein trefflicher Kenner antiker Kunst war (Ariadne. Die tragische Kunst der Griechen. Berl. 1834), schließt sich vollständig dem gediegenen Urtheil Schlegels an: „Ich kann bei aller Liebe für den Deutschen doch nicht aussprechen, daß Göthe ein Werk von ähnlicher Vollendung geschaffen hat, als die Sophokleischen an sich oder vielmehr in sich tragen. Es fehlt doch eigentlich dem ganzen Stoff an poetischem Inhalt und poetischer Wahrheit; er ist nicht aus der Volkspoesie hervorgegangen, sondern steht auf der Grenze kalter Klügelei, deren Durchschimmern nur mit Kunst ferngehalten werden konnte: getriebene Arbeit, nicht gegossen." — Über die falsche Anwendung des plastischen Schönheitsideals auf die dramatische Kunst hat Bulwer sich ebenso gerecht als schonend ausgesprochen (Tauchnitz. Vol. 693. p. 232 ff.). Vgl. dazu das herbere Urtheil von Lewes (Frese) II. 10—29. Die ästhetischen Schwächen des Stücks hat Göthe im Grunde selbst zugestanden (Eckermann III. 95—99). — Wenn Klopstock es (in einem Briefe an Böttiger vom 24. Febr. 1800) als „eine steife Nachahmung der Griechen" erklärt und selbst den Versbau tadelt, geht er entschieden zu weit. S. Schnorr v. Carolsfeld. Archiv. Leipzig 1874. III. 261 ff.

„Weibes“. Aus dem „Weibe“, das bei Euripides hinter der Schwester und der Priesterin zurücktritt, wird sofort die Hauptsache. Iphigenie ist das herrliche Griechenweib, wie es sich der deutsche Dichter bei flüchtigem Studium geträumt, ernst, jungfräulich, erhaben und doch voll Liebreiz, viel schöner als alle Frankfurterinnen, als alle Leipzigerinnen, als alle Damen von Weimar, das schöne Bild, das er im Zauberspiegel der antiken Literatur geschaut und in das er sich modern verliebt hat [1]. Schon in der zweiten Scene kommt ein Freiersbote und in der dritten wirbt ein König um ihre Hand. Es fehlt nur Rivalin und Ballet — und statt einer antiken Tragödie ist die Oper fertig. Doch jetzt erinnert sich der Dichter an seinen Euripides. Statt eines Chorliedes läßt er die „schöne Spröde“ wenigstens zu den Himmlischen beten, er führt Orest und Pylades herbei und macht große Anstrengungen, sie griechisch reden zu lassen. Aber es sind keine rechten Hellenen, es sind Deutsche in altgriechischem Costüm. Sie glauben weder fest an ihre Orakel, noch rebelliren sie kühn dawider. Es ist ihnen nicht Ernst mit Schicksal, Göttern, Tempeln und Altären. Sie haben weit mehr Phantasie und Herz, als Verstand und Willen. Unter ihren classischen Schulreminiscenzen bricht überall das deutsche Gemüth hervor: sie reden wie Romantiker von schönen Jugendtagen, bunten Schmetterlingen, dunklen Blumen, Muth und Lust, von Lust und Liebe, großen Thaten, unendlichen Werken, stillen Abendschatten und goldenen Harfen. Über dem Thatendurst der Sturm- und Drangperiode, der Alles unendlich machte, lastet, nur künstlich herbeigezogen, der Druck des alten Schicksals, der Fluch des Atridenhauses. Das ermöglicht eine Anzahl Scenen von mehr antikem Gepräge. Die ganze Tantalidensage wird nach und nach in die Darstellung gezogen und vereinigt sich im Traum-Monolog des Orestes zu einem grandiosen Gesammtbild. Aber die langsame, fein berechnete Erkennungsscene zwischen Bruder und Schwester ist unterdessen verloren gegangen. Nach ungenügender Vorbereitung, welche das schöne Motiv der Geschwisterliebe nur kurz und oberflächlich zur Entwicklung bringt, heißt es gleich: „Ich bin Orest!“ Der Enthusiasmus des Bruders wird auf die Schwester übertragen. Sie fliegt Orest in die Arme und

---

[1] Das ist das eigentliche Bild, das er später im „Zauberspiegel“ den Faust schauen läßt:

> „Du siehst, mit diesem Trank im Leibe,
> Bald Helenen in jedem Weibe.“

Die Frage, ob Gretchen? ob Helena? (Göthe-Jahrbuch I. 44—78) ist darum eine recht herzlich müßige.

dieser weist sie mit Ausdrücken zurück, die mehr an Weimar als an Athen erinnern: „Schöne Nymphe, ich traue Dir nicht! Spotte nicht der Unglücklichen und wende deine Liebe irgend einem Gott zu. Diana rächt ein Vergehen hart. Wie sie der Männer Liebkosen verachtet, fordert sie strenge Nymphen" u. s. w.

Gleich der Liebe der beiden Geschwister hat Euripides auch die Liebe der beiden Freunde viel einfacher, natürlicher und ergreifender gezeichnet, als Göthe. Während jener die Furienqual des Orestes nur durch einen Boten erzählen ließ und überaus natürlich mit der Gefangennahme verband, zog Göthe dieses gewagte Motiv auf die Bühne, schwächte es dabei so ab, daß es seinen gewaltigen dämonischen Charakter fast völlig einbüßte, übertrug die Heilung des Gequälten von der Macht der Götter auf den persönlichen Einfluß der schönen Schwester-Priesterin und beschloß den sentimental gedachten Heilungsproceß mit jenen durchaus ungriechischen Expectorationen, die theils der meteorologisch-poetischen Altane des Gartenhauses von Weimar, theils dem sentimentalen Verhältniß mit Frau von Stein entstammen und in den Briefen an sie ihren Wiederhall gefunden haben.

„Laß mich zum erstenmale seit meinen Kinderjahren in deinen Armen ganz reine Freude haben. Ihr Götter, die ihr mit entsezlichen Flammen die schweren Gewitterwolken aufzehrt und eure Gnadengaben, euern fruchtbaren Regen mit fürchterlichen Donnerschlägen auf die Erde schmettert und so die grausende Erwartung des Menschen sich in heilsamen Seegen auflöst, wenn die Sonne mit den Blättertropfen spielt und in dem grauen Rest getrennter Wolken mit bunter Freundlichkeit die leichte Iris forttreibt — laßt mich auch so in euern Armen danken! — Mich dünckt ich höre der Erinnen fliehend Chor die Thore des Tartarus hinter sich fern ab donnernd zu schlagen. Mich dünckt die Erde dampft mir wieder erquickenden Geruch, und läd't mich ein, auf ihren Flächen nach Lebensfreude und großer That zu jagen."

Diesen selben Erdgeruch fand Göthe in der Hermannstädter Höhle, an dem S, das er so oft geküßt. Solche und ähnliche Erinnerungen verderben sehr das Bild der jungfräulichen Priesterin, wie man es sich nach bloßer Lesung des Dramas zu denken gewohnt ist. Im Sinne des Dichters war es nicht die Macht der Religion, sondern die sanfte Macht des „Weiblichen", was Orest von der Qual der Furien befreite. Dieselbe Macht führt nun auch die Lösung herbei.

Zwar hat Göthe auch die List verwerthet, durch welche Euripides den Knoten schürzt; aber der Gedanke und der erste Schritt zum

Vollzug ist nicht der Iphigenie, sondern Pylades zugetheilt. Wohl geht Iphigenie rasch darauf ein; aber kaum sind Orest und Pylades fort, so fühlt sie sich unruhig darüber — die Entführung des Bildes erscheint ihr als Lüge und undankbarer Verrath. Ihr Schwanken füllt den ganzen IV. Act und gibt Thoas Zeit, Verdacht zu schöpfen. Da es zu spät geworden, gesteht sie dem König freiwillig den ganzen Plan ein und ist schon auf dem Punkt, sein Herz zu rühren, als Orest mit gezücktem Schwert hereinstürmt, um sie gewaltsam zu befreien. Ihrem Ernste und ihrer Milde gelingt es indeß, sowohl die Kampflust des Bruders als den Grimm des Königs zu besänftigen. Sie überzeugt Thoas, daß Orest wirklich Orest, ihr Bruder ist, und nun findet auch der Auftrag Glauben, auf den Orest die Entführung des Bildes gründet. Thoas entläßt die Geschwister mit dem Götterbild im Frieden. Mit dieser Wendung hat nun Göthe wohl den Deus ex machina beseitigt und durch eine aus den Charakteren hervorgehende Lösung ersetzt, er hat den Charakter der Iphigenie durch ihre Wahrheitsliebe, ihre Dankbarkeit, ihre Sanftmuth und ihren Edelmuth herrlich verklärt, er hat durch diesen Zug die heidnische Fabel in den Kreis christlicher Anschauungen emporgerückt; aber eben dadurch ist auch, wie Tieck bemerkt[1], „die Handlung zu sehr vereinfacht und verfeinert, im IV. Act steht sie ganz still"; anstatt der Handlung tritt die Gesinnung der Heldin in den Vordergrund, und „so treten wir überall aus dem Ideenkreise des Alterthums heraus"[2]. „Niemals hätte sich das exclusive Hellenenthum den Barbaren so gegenüber gestellt, wie hier; vielmehr ist auch das wieder echt Deutsch." Die edle Iphigenie ist eine Schwester der edlen Minna von Barnhelm, der edle Thoas ein Stammverwandter des edlen Majors von Tellheim. Wenn das Stück opernartig mit einer Liebeswerbung anfängt, um dann eine antike Sage mit deutschem Gefühl zu behandeln, so läuft es endlich in die Gesinnungstüchtigkeit des bürgerlichen Schauspiels aus. Die ganze Tantalidensage, alles Heroische und Tragische, Taurien und Griechenland, Athen und Attika, Phöbus und Artemis, der ganze Olymp und das allgewaltige Schicksal, Alles, Alles tritt zurück gegen den zarten Edelmuth eines weiblichen Herzens, das einem Fürsten zwar die Gunst der Ehe verweigert, aber ihn als Wohlthäter durch eine List zu verletzen sich scheut.

„Vollends die Klage über das Frauenschicksal," sagt Gervinus, „der

[1] R. Köpke, Ludwig Tieck. Leipzig 1855. II. 190.
[2] Gervinus, Gesch. der poet. National-Literatur. Leipzig 1844. V. 97. 98.

finstere Blick auf den leidigen Trost der Ehe, der ganz zur ächten Weiblichkeit entwickelte und zum höchsten Frauenadel gesteigerte Charakter an sich liegt in dieser Selbstbewußtheit außerhalb der Sphäre des Alterthums." Aber das ist es gerade hinwieder, was dem Stücke seinen eigenthümlichen Reiz gibt, „daß der Dichter die reinste Blüthe der modernen Sittigung mit den reinsten Formen des unbewußt schaffenden Alterthums in einer so harmonischen Mischung zu verbinden wußte" [1].

Wenn man das Alterthum nur nach seiner künstlerischen Lichtseite in's Auge faßt, so hat diese Mischung etwas Berückendes. Die ruhige Schönheit der Antike scheint von dem sanften Ethos eines deutschen Gemüths beseelt, die maßvolle Kunst der Alten mit christlichem Gehalt durchdrungen. Und doch ist diese Mischung eine bloß künstliche, eine reine Fiction. Die hellenische Welt hat keine Iphigenie von diesem Gepräge hervorgebracht. Im Christenthum hat sich das weibliche Ideal allerdings zu noch viel höherer Vollendung erhoben. Doch die Heiligen des Christenthums rufen nicht zu den schönen Götterbildern der Griechen, sondern zu dem Gekreuzigten auf Golgatha. Nicht eine holdselige, harmonische Weiblichkeit hat die Schrecken der antiken Erynnien von der Menschheit genommen, sondern ein leidender, sterbender Erlöser, Gott und Mensch zugleich, eine Gottesthat, zu der Menschenkräfte nicht hinreichten [2].

Zwischen der altheidnischen und der christlichen Weltanschauung liegt deßhalb ein innerer Zwiespalt, der sich nicht überwinden läßt. Indem Göthe das versuchte, hat er ebensowohl die antike als die christ-

---

[1] A. a. O. 98.

[2] Ich begreife nicht, wie sich Dr. H. F. Müller (Göthe's Iphigenie 1882), der doch ein gläubiger Protestant zu sein scheint (wenigstens ist sein Schriftchen unter den Zeitfragen des christlichen Volkslebens erschienen), diese Substitution einer Erlöserin für einen Erlöser gefallen lassen kann, um (S. 58) aus Göthe sogar „einen Propheten, einen Herold christlicher Wahrheit und Freiheit" zu machen. Uns Katholiken wird schon der Glaube an eine bloße Fürbitte der Gottesmutter als „Götzendienst" verübelt; aber aus Göthe's Hand nimmt man ruhig das „Weib" schlechthin als „Erlöserin" entgegen. Mir scheint, daß in dieser Hinsicht Dr. Heinr. Gelzer (Die deutsche poetische Literatur. Leipzig 1841) als gläubiger Protestant viel besser gethan hat, die Iphigenie, mit Rücksicht auf ihre allzubedenkliche Genesis, wohlwollend zu übergehen, gegen Göthe's Heidenthum aber mannhaft zu protestiren: „Wer es mit sich dahin gebracht hat, den sittlichen Menschen vom ästhetischen zu trennen, dem überlassen wir es, auch hierin Göthe's Zauber zu bewundern; und die Zahl dieser Bewunderer heißt bekanntlich Legion. Wir aber können uns nur laut erheben gegen den Wahn, welcher dem Höherbegabten sittliche Willkür zugesteht" (S. 280). Leider schmilzt die Zahl der Protestanten, die so ehrenhaft denken und offen zu ihrer ehrenhaften Gesinnung stehen, immer mehr zusammen!

liche gefälscht. Das Amalgam ist weder antik noch christlich mehr. Ganz richtig hat Gervinus deßhalb die Iphigenie als „die reinste Blüthe moderner Sittigung" bezeichnet. Sie ist wirklich das schönste Frauenbild, in welchem sich das Humanitäts-Christenthum Göthe's und Herders verkörpert hat. Sie erschien ihm aber selbst später „verteufelt human", und erst als er gegen Ende seines Lebens wieder frömmere Anwandlungen verspürte, schrieb er dem Schauspieler Krüger in einen Prachtband der Iphigenie:

„Was der Dichter diesem Bande
Glaubend, hoffend anvertraut,
Ward im Kreise deutscher Lande
Durch des Künstlers Wirken laut.

„So im Handeln, so im Sprechen
Liebevoll verkünd' es weit:
Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit."[1]

Während die Iphigenie des Euripides sich gleich andern Sagen des Alterthums als ahnungsvoller Typus erst später geoffenbarter christlicher Wahrheiten darstellt, umdüstert die Iphigenie Göthe's den hellen Glanz dieser Wahrheit mit antiken Reminiscenzen und zieht Erlösung, Sühnung, Heiligung des Menschen aus dem Bereich des Göttlichen in's rein Menschliche hinab. Je größer der Zauber der höheren Ideen ist, die Göthe dem Christenthum entlehnte, je größer der Reiz der abgerundeten Form, die er dem Studium der Alten abgewann, desto bedenklicher ist es, daß die gesammte Dichtung, im Sinne des Dichters, auf einer durchaus falschen Grundidee ruht. Diese Idee, das Erlösungswerk Christi durch „reine Menschlichkeit" zu ersetzen, führt consequent zum Heidenthum zurück[2]. Der Dichter selbst ist dieser Consequenz nicht entgangen. Nachdem er der keuschen Diana ihren Altar neu aufgebaut, erhielt auch Aphrodite wieder ihren Tempel, Amor kam als Landschaftsmaler, und an die Iphigenie reihten sich durchaus naturgemäß, ohne innere Kämpfe, in sanftester Weiterentwicklung, die Römischen Elegien.

Und nun noch ein Wörtchen. Mit seiner glänzenden Darstellungsgabe hat der Dichter die Entstehungsgeschichte des Dramas so wunder-

[1] Weimar, 31. März 1827. Göthe's Werke (Hempel) III. 355.

[2] In einer sonst etwas sonderbaren Parallele sagt Dr. P. Kleinert (Augustin und Göthe's Faust. Berlin, Wiegandt und Griebe. 1866. S. 37) vom „Faust" sehr richtig: „Es gibt nur eine Sühne: die vom Gekreuzigten ausgeht; und die findet er nicht mehr."

schön verschleiert, daß die Jugend aus dem Stücke selbst nichts davon ahnen könnte. Durch seine Ruhe und Einfachheit, seine feine Eleganz und überherrliche Sprache kann es an und für sich nur eine höchst bildende Lectüre sein. Und dennoch, glaube ich, wirkt es vielfach verhängnißvoll. Es erweckt den Glauben, als ob Göthe ein ganz unverfänglicher, ungefährlicher Autor sei. In den meisten Ausgaben steht das Drama aber mit Egmont, Clavigo und anderen Stücken Göthe's beisammen, Stücken, von denen ein einziges genügt, um den Frieden eines jugendlichen Gemüths für immer zu stören. Denn die Neugier drängt weiter, und heute tritt noch die öffentliche Empfehlung hinzu. In den Einleitungen und Commentaren werden Göthe's Liebeshändel nicht etwa warnend und tadelnd erwähnt, sondern feierlich gelobt und verherrlicht. Die Jugend braucht sich deßhalb nicht zu scheuen, auch die schlüpfrigsten Stellen Göthe's zu lesen. Dann legt sie gleich Francesca da Rimini das Buch bei Seite und will auch fühlen und genießen, was der Dichter ihr im sinnenschmeichelnden Zauberspiegel der Dichtung gezeigt hat:

> Quando legemmo il disiato riso
> Esser baciato da cotante amante;
> Questi, che mai da me non fia diviso,
> La bocca mi baciò tutto tremante.
> Galeotto fu il libro e chi lo scrisse:
> Quel giorno più non vi leggemmo avante.[1]

Da aber Göthe nicht, wie Dante, daran mahnt, daß die Sünde dem ewigen Untergang entgegenführt, vielmehr in seinen Werken allen positiven Offenbarungsglauben skeptisch untergräbt und verwischt, so bahnt seine Iphigenie nur zu oft auch Andern den Weg zu den „Römischen Elegien“, d. h. zu jener Poesie, welche der wackere Protestant Gelzer[2] mit gerechter Entrüstung als einen „Keim des sittlichen Verderbens“, ja als einen „Fluch der Literatur“ verurtheilt hat.

---

[1] Dante, Inferno V. 105 ff. — Hettinger, Die Göttliche Komödie. Freiburg 1880. S. 151.
[2] A. a. O. S. 281.

10. Die zweite Schweizerreise.

1779.

„Mit den auswärtigen Freunden waren die Verhältnisse getrübt, nicht ohne Göthe's Schuld."

Gödeke.

„Aufmerksamkeit auf äußere Gegenstände, Anordnung und Leitung unserer geselligen Irrfahrt ließen wenig Productivität aufkommen."

Göthe, Zeit- und Jahreshefte.

Auf die erste Aufführung der Iphigenie folgte schon nach sechs Tagen eine zweite. Dann übte Göthe zur Abwechslung wieder ein anderes seiner Leipziger Studentenstücke ein: „Die Laune des Verliebten". Die zwei Paare des Stücks spielten er und Corona, Einsiedel und Fräulein von Wöllwarth. Im Juni wurde „Der Jahrmarkt von Plundersweilen" wieder gegeben, dann folgte „Le Médecin malgré lui", Iphigenie (abermals), Bode's „Gouvernante" und im September „Der verlorene Sohn"[1].

Wie in der Frankfurter Geniezeit die erhabensten Pläne und Entwürfe mit närrischen Possen, „Götz" und „Werther" mit „Satyros" und dem „Jahrmarkt" durcheinander wirbelten, so folgten der „Iphigenie" nach wenigen Monaten einige der tollsten Faschingsstreiche, die Göthe je begangen hat. Von seinen Erfolgen bei Hofe schwoll ihm der Kamm ganz ungebührlich und er ließ nun seinen überquellenden Humor an zwei Männern aus, die er beide ein paar Jahre zuvor noch als Herzensfreunde behandelt hatte, die ihn liebevoll verehrten und seinerseits nichts weniger verdient hatten, als herabgehudelt zu werden.

Der eine war Friedrich Jacobi, der in seinem Genierausch über Göthe's Freundschaft noch immer munter weiterdichtete, und unter dem deutlichsten Einflusse von Göthe's Poesie soeben einen frischen Roman „Woldemar" vom Stapel gelassen hatte. Eine Analyse dieses Romans gehört nicht hierher. Doch mag man mit Recht auf eine Stelle darin aufmerksam machen, welche das Loos Jacobi's einigermaßen als ein verdientes erscheinen läßt. Um zu zeigen, „was ein Grad mehr oder weniger

[1] Siehe „Das herzogliche Liebhabertheater" von Burkhardt. Grenzboten 1873. III. 1 ff.

von Aufklärung" vermag, hatte der hochmüthige Enthusiast in seinem Buche folgende Parallele gezogen:

„Und haben wir nicht an den Katholiken und Protestanten in Deutschland ein Beispiel in der Nähe? Wo liegt die Ursache, daß sich unter diesen so bald, in jedem Fache die tüchtigeren Männer fanden? Daß sie nicht nur in allen Wissenschaften entschieden sich hervorthaten, sondern auch die besten Geschäftsmänner, die größten Ärzte, Künstler und Erfinder lieferten? Daß sittenerhaltender Fleiß, blühendes Gewerbe und Völker verbindende Betriebsamkeit gleichsam ihr Eigenthum wurden? Schon ins dritte Jahrhundert dauert diese Erscheinung fort; denn noch sind die Protestanten überall, bis zur niedrigsten Klasse herab, und Zahl gegen Zahl, die Geschickteren, Sittlicheren, Emsigeren und Klügeren. Der Unterschied ist auffallend, wo beide Parteyen nebeneinander wohnen. — Wie erklären wir dieses? Doch wohl nicht aus der Verschiedenheit des theologischen Lehrbegriffs! Wie denn Frankreich? das ganz katholisch ist, und doch keineswegs auf die angeführte Weise contrastiren könnte. Also nicht in der Religion, sondern in etwas Zufälligem, wenigstens mit ihr nicht wesentlich Verknüpftem, muß jene merkwürdige, Deutschland eigenthümliche Erscheinung ihren Grund haben. Mir däucht, es bedarf keines ungewöhnlichen Scharfsinnes, um diesen Grund im Ganzen der Erziehung und Anführung (!), in der Materie und Form des Unterrichts, wie er vom lallenden Kinde an bis zum Lehrer der Beredsamkeit auf hohen Schulen, an beiden Seiten ist und nicht ist, zu entdecken. Die ersten Beförderer der Reformation waren Humanisten und so wurden die Humaniora bis zum ABC-Buche herab bei der Gegenpartei verdächtig. Das Wort sollte nicht weiter Fleisch werden! ..... Genug an diesem Winke, da es an sich schon klar ist, und keiner Ausführung an Beispielen bedarf, daß mit fantastischen oder abergläubischen Vorstellungen verschonte Köpfe desto mehr Raum für wahre und fruchtbare Begriffe behalten, und eigentliche Grundsätze nur in ihnen recht gedeihen können; daß Verständigung des Gewissens (!) das Herz nothwendig läutert, seine Bewegungen richtiger und zuverlässiger macht; daß wahre Erleuchtung den Menschen unter allen Umständen auch bessert, und darum selbst die geringste wirkliche Verbesserung der Erziehung und des Unterrichts von unendlich guten Folgen sein muß." [1]

Legte der Roman schon an sich kein besonderes Zeugniß für den Werth dieses anmaßenden Selbstlobs ab (Dalberg und andere Katholiken haben, leider Gottes! ebenso verschrobenes Zeug geschrieben und

[1] Kurz fand diesen Passus des „Woldemar" für so unterrichtend, daß er von allen Romanen Jacobi's in seiner Literaturgeschichte, Leipzig 1873. III. 584, diesen einen ausschließlich auserkor, um zu beweisen, daß sie „schön und selbst genialisch, geistreich, kühn und dabei seelenvoll und zart" seien und zu „selbständigem Nachdenken" anregen!! Ich habe mir dabei auch meine Gedanken gemacht.

dadurch wieder Herder und Andere zu „selbständigem Nachdenken", d. h. Nachschreiben angeregt [1]), so mochte Jacobi doch wohl kaum befürchten, daß ihm der zärtlich fühlende Geh. Legationsrath Göthe sein Buch noch im selben Jahre 1779, unter allgemeinem Jubel des Weimarer Hofes, an einen Baum nageln würde. So sollte es aber geschehen, in diesen lustigen Zeiten.

Nachdem Göthe am 7. August eingesehen, daß er seine ganze Jugend bis 1775 vergeudet hätte, nahm er sich zwar vor, in Zukunft vernünftiger zu leben. Allein der Vorsatz hielt nicht. Er betete zu Göttern, die Niemanden erhören. Zwischen dem 15. und 20. September (den genauen Tag mag Düntzer bestimmen, die Sache selbst steht fest) [2] nahm er ein fein eingebundenes Exemplar von Jacobi's Woldemar mit nach Ettersburg, wo der Hof sich damals erlustigte, versammelte die ganze fröhliche Gesellschaft unter einer deutschen Eiche, las, mit allerlei malitiösen Zuthaten und Verdrehungen, einige Partien des Buches vor und ließ den Helden schließlich vom Teufel holen. Danach stieg er auf den Baum selber hinauf, hielt von dort herab eine komische Standrede über das verdammliche Buch und nagelte es, Andern zum abschreckenden Beispiel, an beiden Enden des Einbanddeckels an den Baum, so daß die Blätter, zur Ergötzung des klatschenden Publikums, lustig im Winde hin- und herflattern. Man hat das hinterher bei der für alles Religiöse ehrfurchtlosen Spottsucht „Jacobi's Kreuzigung oder Kreuzerhöhung" genannt. Genug, so weit kam man mit der Herzensläuterung und Veredlung, welche nach Jacobi's Ansicht die protestantische Aufklärung bewirken sollte.

Weßhalb Göthe gerade Fritz Jacobi, der als sein Freund galt [3], dem allgemeinen Gespötte preisgab (denn die Historie ging gleich in alle Welt hinaus), ist nicht völlig klargestellt. Jacobi selbst erhielt von Göthe auf eine

---

[1] „Sein (Dalbergs) Buch über das Universum zeichnete Ideen, die nach meiner Meinung selbst die achtungswürdigsten Schriftsteller, z. B. ein Herder, benutzt und weiter ausgeführt haben." Logenrede in Erfurt bei der Erhebung Dalbergs zum Coadjutor: I. d. ▭ C. z. d. d. R. i, den 19. Juni 1787 vom Bruder Redner. Vgl. Herders Werke (Hempel) XVII. 457 ff.

[2] Düntzer, Göthe's Leben. 1880. S. 298. 299.

[3] Deßhalb schreibt Frau von La Roche (12. Sept. 1779) an Wieland: „Sehen Sie, mein Freund, darüber möchte ich wissen, was wahr ist, weil mich würklich die Idee des Ganzen für unsern Jacobi schmerzt, und ich gewiß aus Gerechtigkeitsliebe wegen der Briefe meiner Rosalie mir nicht so viel daraus machte, weil es nur Weiberbriefe sind, und niemals so viel Erwartung und Hoffnung auf Achtung von Euch Männern haben können, als ein Mann, der Euer Freund ist." — Wagner, Briefe an H. J. Merck. 1835. S. 130. 131.

sehr schmerzliche Freundesklage keine Antwort. Der Tante Fahlmer wußte er nichts Entschuldigendes zu sagen, als daß er, „was man den Geruch dieses Buches nennen möchte", nicht leiden könne[1]. Lavater wurde darüber mit der Bemerkung begütigt:

„Der leichtsinnige, trunkene Grimm, die muthwillige Herbigkeit, die das Halbgute verfolgen und besonders gegen den Geruch von Prätension wüthen, sind Dir an mir zu wohl bekannt. Und die nicht schonenden launigen Momente voriger Zeiten weißt Du auch. Vieles von diesem allem wird verschlungen in thätiger Liebe[2].

Die Entschuldigung heißt nicht viel, da Göthe selbst, wenn man von der Iphigenie absieht, in dieser ganzen Zeit höchstens Halbgutes zu Tage förderte und dazu keine geringeren Prätensionen machte, als irgend ein Anderer[3].

Wieland wurde, wenn auch nicht so unmittelbar von Göthe selbst, doch vom Hofe in noch liebloserer und unwürdigerer Weise mißhandelt. Dieser fleißige Schriftsteller hatte eigentlich das Verdienst, die erste deutsche Oper geschrieben zu haben und zwar zwei Jahre vor Göthe's Ankunft in Weimar. Wie aus einem Aufsatz in seinem Deutschen Merkur „Über das deutsche Singspiel Alceste" hervorgeht, hatte er selbst die Aufgabe als keine geringe betrachtet. Der Text fiel nun allerdings nicht sehr glänzend aus; die antike Sage mußte es sich, wie in Voltaire's Götterballetten, gefallen lassen, in den modernen Salon herabzusteigen, und die Wertherzeit drückte ihr den Stempel der Empfindsamkeit auf. Der Unsinn, der sich hieraus ergab, war übrigens nicht einmal so üppig blühend, wie in den Textbüchern vieler gefeierter moderner Opern[4]. Der Componist Schweitzer, der eben aus Italien zurückgekehrt, fand den Text Wielands sehr brauchbar und verwandte alle seine Kunst darauf. Der Erfolg war günstig. Als die Oper am 28. Mai 1773 zum ersten Mal gegeben

---

[1] Viehoff, Göthe's Leben. II. 209.

[2] Hirzel, Briefe an Lavater. 1833. S. 126. „Daß Göthe das Herzenswerk eines Freundes dem Gelächter einer hochadeligen Gesellschaft preisgeben konnte," sagt Gödeke (Göthe's Leben. S. 170), „war freilich mit nichts zu entschuldigen."

[3] „Ich habe niemals einen präsumtiöseren Menschen gekannt, als mich selbst. Niemals glaubte ich, daß etwas zu erreichen wäre, immer dacht ich, ich hätt' es schon. Man hätte mir eine Krone aufsetzen können, und ich hätte gedacht, das verstehe sich von selbst." Göthe's Werke (Hempel) XXVII. 298.

[4] Man denke nur an den Text der noch so allgemein beliebten „Afrikanerin" von Meyerbeer, wo die Bassisten den armen Vasco de Gama als „Bischöfe" anbrüllen und Selika „unter dem Boom, Sie jloben et koom" stirbt.

wurde, waren Fremde vom ersten Rang und von zuverlässigem Urtheil (die in Frankreich, Italien, England gewesen) außer sich vor Verwunderung, so etwas in Weimar zu hören [1]. Auch anderwärts fand das Opus große Anerkennung. Durch dasselbe wurde eigentlich einer selbständigen deutschen Oper Bahn gebrochen. Aber weil das Wieland gethan, war das „Halbgute" natürlich wieder unausstehlich — eine Prätension. Also drauf los! Einsiedel travestirte die Alceste in einer Posse „Orpheus und Eurydice" und Göthe ließ sie in Ettersburg aufführen.

„Der Darstellung geht ein Vorspiel voraus, worin der Autor der Travestie den Plan zu dem Stück entwirft und mit einer großen Feder, welche sich vom Hintergrunde des Theaters aus an die Soffiten herüberwölbte, den Text aufsetzt. Mit einem kleinen Pinsel, welcher an der Spitze der Feder befestigt war, beschrieb der Schriftsteller mächtig große Bogen und sprach dabei manches Lächerliche über den Inhalt mit seinem Diener, der ihm fortwährende Entgegnungen über die Composition machte und die großen Bogen mit Anspielungen auf die ungeheure Productivität Wielands über den vordern Lampen trocknete." [2]

Bei der Farce selbst spielte die Herzogin als „Alceste", Wedel trat als Orpheus auf und Göthe als Hercules. Seckendorf, der die Musik arrangirt hatte, gab ebenfalls eine Hauptrolle. Ein muthwilliger Spaß drängte den andern. Einer der Hauptcoups bestand darin, daß die rührend componirte Arie des eigentlichen Stückes, in welcher Alceste von ihrem Gatten Abschied nimmt [3]: „Weine nicht, du meines Herzens Abgott", mit dem Posthorn begleitet wurde. Dann stieg Alceste mit ihrem Gefolge in einen bereitstehenden Postwagen und fuhr nach dem Orkus. Hier empfing sie Pluto und sein Hofstaat unter den drolligsten Kratzfüßen und Ceremonien. Dann kam Göthe als Riesen-Hercules, befreite die Alceste aus den Schrecken der Unterwelt und brachte sie ihrem Gemahl zurück, der an der Oberwelt sich noch in Wehmuthskrämpfen herumwälzte.

Wieland mußte das Alles selbst mitansehen und mitanhören. Nachdem er schon bei der Begleitung der Abschiedsarie durch das Posthorn seinen Unwillen kaum mehr zurückhalten konnte, schrie er endlich laut auf und verließ wuthschnaubend den Saal. Er ließ sich nachher so weit

[1] Pasqué, Göthe's Theaterleitung. Leipzig 1863. I. 23. II. 353—390.

[2] Grenzboten 1873. III. 14. Burkhardt, Liebhabertheater. — Düntzer meint, Burkhardt menge hier zwei verschiedene Stücke; das ändert aber an der Substanz nichts, daß Wieland elendiglich verspottet wurde. Vgl. Keil, Tagebuch. 202.

[3] Wielands Werke (Hempel) XXIX. 16.

begütigen, daß er wieder beim Souper erschien; aber weh that ihm der grausame Scherz doch, und er konnte ihn lange nicht verwinden.

„So sind wir nun hier!" schrieb er noch 14 Tage später an Merck[1]. „Der unsaubere Geist der Polissonerie und der Fratze, der in unsere Obern gefahren ist, verdrängt nachgerade alles Gefühl des Anständigen, alle Rücksicht auf Verhältnisse, alle Delicatesse, alle Zucht und Schaam. Ich gestehe Dir, Br., daß ich's müde bin, und bald muß ich glauben, die Absicht sei, daß ich's müde werden und die Sottise machen soll, bloß davon zu fliehen. Lebe wohl, l. Br., und schreib mir bald was Tröstliches, wenn Du kannst."

Wieland fortzutreiben, kann Göthe's Absicht kaum gewesen sein. Eher könnte es seine Absicht gewesen sein, Wieland wie Jacobi in den Augen des Hofes unsterblich lächerlich zu machen, da beide am Hofe noch sehr in Ehre und Ansehen standen. Gesetzt, daß Alles auch nur ein absichtsloser Streich war, edel und schön war derselbe nicht. Zwei wohlwollende Freunde in so possenhafter Weise vor dem Weimarer Publikum und vor ganz Deutschland zu verhöhnen, geht über den Scherz hinaus, den man einem Mann von 30 Jahren, dem Geheimrath eines Fürsten, der ersten Persönlichkeit eines ganzen Hofes, zu Gute halten kann. Denn nur drei Tage später wurde Göthe durch herzogliches Dekret zum Geheimrath promovirt.

Sind Travestie und Parodie überhaupt nicht Zeichen des vollendetsten Geschmackes, so gehört die scharfgepfefferte persönliche Satire schon zu den gewaltsameren Reizmitteln, mit welchen man die Lachlust kitzelt. In dem Kreis der Liebhaberbühne herrschte trotz allen Übermuthes doch schon eine gewisse Übersättigung. Das ist auch begreiflich. Dann und wann etwas Theater ist eine schöne Erholung. Aber vier Jahre lang Proben und Aufführungen, nur mit kleinen Unterbrechungen, fast stetig fortgesetzt, war schon ein Stück Arbeit. Die Sache wurde nothwendig etwas Metier, und für den Schauspieler von Profession ist das Theater kein solcher Himmel der Kunstseligkeit, wie ein poetisches Studentlein oder eine Blume aus höheren Töchterschulen es sich träumen mag. Gleich hinter den Coulissen fängt schon wieder die Prosa des Lebens an, langweiliges Memoriren, noch langweiligere Übungen, Correctur, Dressur und was es sonst noch weiter braucht, um die schöne Kunstfigur in's Ganze einzuschulen, Eifersucht, Ärger, Haber, Verdruß und der unzertrennliche Gefährte aller Liebeleien, der moralische Katzenjammer. Das Liebhabertheater von Weimar entging diesem allgemeinen Bühnenloose nicht. Allerlei Intri-

[1] Wagner, Briefe an H. J. Merck. 1835. S. 180.

guen spielten hinter der Natur- und Kunstscenerie. Als Göthe zum Geheimrath befördert wurde, entbrannte gegen ihn ein wahres Odium Vatinianum, wie Wieland es nennt [1]. Viel Ärger und Verdruß motteten im Stillen, während Feuerwerke einen allgemeinen Jubel verkündeten. Wie Göthe hatte sich auch der junge Herzog in die Hof- und Kammersängerin Corona Schröter verliebt, und Göthe glaubte nun dieser Liebe entgegentreten zu müssen. Herzogin Luise war der ungetheilten Liebe ihres Gemahls nicht sicher; der schwächliche und kränkliche Prinz Konstantin trauerte seiner Karoline von Ilten nach, die er aus Staatsraison nicht heirathen durfte. Herder lebte ziemlich vereinsamt in ungemüthlicher Stellung, da er als Literat seinem Kirchenamt nicht recht entsprach und dieses ihn wieder hinderte, ganz Poet und Literat zu sein. Wieland mußte mit Schreiben seine zahlreiche Familie ernähren und war dafür vor dem ganzen Hofe unsterblich verhöhnt. Ein literarisches Zusammenleben Beider mit Göthe hatte schon nach den ersten Honigmonaten aufgehört. Sie plagten sich wie hundert andere geplagte Adamssöhne, während Göthe selbst diesem Loose auch nicht ganz entging. Es war eben eine wunderliche Lage, gleichzeitig alle literarischen Früchte seiner früheren Liebesabenteuer mit den jungen Herren und Damen einzuüben, selbst einen verwickelten Roman weiterzuspielen und dann bei den jungen Leutchen, wenn sie sich wirklich verliebten, als Geheimrath und weiser Mentor die Rolle des störenden Onkels und Vormunds auszuführen, dazu in allen Verwaltungszweigen eines kleinen Landes herumzustöbern und als „lustiger Rath" sich mit den prosaischen Staatsbeamten zu zanken.

„Wer der Menschen thöricht Treiben
Täglich sieht und täglich schilt,
Und, wenn Andre Narren bleiben,
Selbst für einen Narren gilt,
Der trägt schwerer als zur Mühle
Irgend ein beladen Thier,
Und wie ich im Busen fühle,
Wahrlich so ergeht es mir." [2]

Das ist ein durchaus biographisches Stimmungsbild. Jedes Jahr nahm „der lustige Rath" ein oder anderesmal Reißaus vom Hofe, um in frischer Berg- und Waldluft sich von der mühsamen Erholung zu erholen.

So reiste er z. B., nachdem er einen großen Theil des Herbstes auf

[1] Wagner, Briefe an H. J. Merck. 1835. S. 179.
[2] Göthe's Werke (Hempel) I. 28.

der malerischen Wartburg zugebracht, am 29. November 1777 plötzlich incognito in den Harz, besah sich die Bergwerke daselbst, bestieg am 10. December, mitten unter Schnee und Eis, den Brocken und kam erst den 15. wieder nach Eisenach zurück[1]. Von mehr Bedeutung ist seine zweite Schweizerreise im Jahre 1779.

Der Sommer war schon weit vorgerückt, als er mit dem Herzog ganz geheim diese Reise verabredete. Was er damit beabsichtigte, ist schwer zu sagen. Für eine Vergnügungsreise war es spät. Sollte sie eine neue Etappe in des Herzogs Bildung sein? Wollte er mit dem fürstlichen Freund bloß dem kleinlichen Zwang des Hoflebens entrinnen? Wollte er seiner Triumphe in der Vaterstadt genießen? Oder galt es eine „Geniereise"?

Genug, schon am 9. August 1779 kündigte er seiner Mutter unter strengem Geheimniß an, daß er nächstens mit dem Herzog auf Mitte September nach Frankfurt kommen würde. Der Brief ist lustig-fromm gehalten, ganz der Anschauungsweise der Frau Rath gemäß.

„Wenn sie dieses prosaisch oder poetisch nimmt so ist dieses (der Besuch in Frankfurt) eigentlich das Tüpfgen aufs i, eures vergangnen Lebens, und ich käme das erstemal ganz wohl und vergnügt und so ehrenvoll als möglich in mein Vaterland zurück. Weil ich aber auch möchte daß, da an den Bergen Samaria der Wein so schön gediehen ist auch dazu gepfiffen würde, so wollt ich nichts als daß Sie und der Vater offene und feine Herzen hätten uns zu empfangen, und Gott zu danken der Euch euern Sohn im dreisigsten Jahr auf solche Weise wiedersehen leßt. Da ich aller Versuchung widerstanden habe von hier wegzuwitschen und Euch zu überraschen, so wollt ich auch diese Reise recht nach Herzenslust geniessen. Das unmögliche erwart ich nicht. Gott hat nicht gewollt daſſ der Vater die so sehnlich gewünschten Früchte die nun reif sind, geniessen solle, er hat ihm den Apetit verdorben und so seys. ich will gerne von der Seite nichts fordern als was ihm der Humor des Augenblicks für ein Betragen eingiebt. Aber Sie mögt ich recht fröhlich sehen, und ihr einen guten Tag bieten wie noch keinen. ich habe alles was ein Mensch verlangen kan, ein Leben in dem ich mich täglich übe und täglich wachse, und komme diesmal gesund, ohne Leidenschafft, ohne Verworrenheit, ohne dumpfes Treiben, sondern wie ein von Gott geliebter, der die Hälfte seines Lebens hingebracht hat, und aus vergangnem Leiden manches Gute für die Zukunft hofft, und auch für künftiges Leiden die Brust bewährt hat, wenn ich euch vergnügt finde, werd ich mit Lust zurückkehren an die Arbeit und die Mühe des Tags, die mich erwartet."[2]

---

[1] Siehe Keil, Tagebuch S. 140 und das Gedicht „Harzreise im Winter". Göthe's Werke (Hempel) I. 145.

[2] Keil, Frau Rath. 1871. S. 144—146.

In einem andern Brief bestellte Göthe dann förmlich Quartier:

„Für den Herzog wird im kleinen Stübgen ein Bette gemacht, und die Orgel wenn sie noch dastünde hinausgeschafft. Das grose Zimmer bleibt für Zuspruch, und das Entrée zu seiner Wohnung. Er schlafft auf einem saubern Strohsacke, worüber ein schön Leintuch gebreitet ist unter einer leichten Decke ... Das Caminstübgen wird für seine Bedienung zurecht gemacht ein Matraze Bette hineingestellt. Für Hr. von Wedel wird das hintere Graue Zimmer bereitet auch ein Matrazzen Bette ꝛc. Für mich oben in meiner alten Wohnung auch ein Strohsack ꝛc. wie dem Herzog. Essen macht ihr Mittags vier Essen nicht mehr noch weniger, kein Geköch, sondern eure bürgerlichen Kunststück aufs beste, was ihr frühmorgens von Obst schaffen könnt wird gut seyn ...... In des Herzogs Zimmer thu sie alle Lüstres heraus, es würde ihm lächerlich vorkommen. Die Wandleuchter mag sie lassen. Sonst alles sauber wie gewohnlich und ie weniger anscheinende Umstände ie besser. Es muss ihr seyn als wenn wir 10 Jahre so bey ihr wohnten. Für Bedienten oben im Gebrochenen Dach bey unsern Leuten sorgt sie für ein oder ein Paar Lager. Ihre Silbersachen stellt sie dem Herzog zum Gebrauch hin Lavor, Leuchter ꝛc. Keinen Kaffee u. dgl. trinckt er nicht. Wedel wird ihr sehr behagen, der ist noch besser als alles was sie von uns Mannsvolck gesehen hat.“ [1]

So bereitete der glückliche Parvenu [2] seinen kleinen Triumph im bürgerlichen Vaterhause vor. Recht froh konnte er demselben kaum entgegensehen. Seinem greisen Vater hatte er bis jetzt wenig Freude gemacht. Von Leipzig war er krank, von Straßburg und Wetzlar verworren und unzufrieden wiedergekehrt. Sein Eintritt in Weimar machte alle Pläne des Vaters zu nichte. Während er mit dem jungen Herzog in Saus und Braus lebte, mußte der Vater noch Schulden für ihn zahlen und wurde abermals, wenn auch vorsichtig, um Geld angegangen. Zum Zahlen war er gut genug, über alles Andere hatte er nichts zu sagen. Hunderte von Briefen und Billets hat Göthe in den ersten Weimarer Jahren geschrieben, keines ist an seinen Vater gerichtet [3].

[1] Keil, Frau Rath. S. 147—149.

[2] Er fühlte sich ordentlich als Aristokraten; als ein gewisser „Cameralischer Okulist“ gleich ihm mit dem Herzog fraternisiren wollte, schrieb er an Lavater (Hirzel, Briefe S. 42): „Es ist nur, seitdem man den Katzen weiß gemacht hat, die Löwen gehören in ihr Geschlecht, daß sich jeder ehrliche Hauskater zutraut, er könne und dürfe Löwen und Pardeln die Tatze reichen und sich brüderlich mit ihnen herumspielen, die doch ein vor allemal von Gott zu einer andern Art Thiere gebildet sind.“ Und doch war auch er ein bürgerlicher Kater! Der Brief ist von der Reise aus: 17. October 1779. — Vgl. A. Diezmann, Aus Weimars Glanzzeit. S. 43. 54.

[3] Er ließ ihn höchstens etwa durch Merck grüßen.

Tag und Nacht quälte er sich, den Hof zu amüsiren: für seinen Vater hatte er kein freundliches Wort. Von Mutter und Schwester wurde viel geredet: die Hofdamen von Weimar interessirten sich für beide. Aber der „alte Philister“ war zu nichts gut auf der Welt. Er war mit seinem Sohne unzufrieden, er hatte guten Grund dazu; er hatte durch sein Scheiden die letzte Freude auf Erden verloren. Nun schloß er sich in ein trauriges Stillleben ein, wurde apathisch gegen Alles, trübselig, kränklich, halb stumpfsinnig — — und drei Jahre lang schenkte ihm der Sohn-Minister kein freundliches Wort der Abbitte, des Dankes, der Liebe. Das ist eine sehr merkwürdige Lücke in der Göthe-Literatur. Frau von Stein überschüttete er mit Liebesbillets, seinem Bergwerksreferenten Kraft, einem zugelaufenen Abenteurer, widmete er die rührendsten Briefe[1], seinen Bedienten Philipp Seidel behandelte er fast so brüderlich wie den Herzog Karl August von Sachsen-Weimar[2]. Aber sein Vater — wozu ihm ein Zeichen der Liebe widmen? Er hatte ihm ja das Leben gegeben und seine Schulden bezahlt — jetzt konnte „der Alte“ ihm nicht weiter dienen[3]. Im Freundes-

---

[1] Lewes (Frese) I. 431 ff.

[2] „Im neuen Reich“, red. v. Dove. 1871. Göthe's Verhältniß zu Philipp Seidel von C. A. H. Burkhardt. Nr. 8. Göthe's Briefe an Philipp Seidel. Nr. 9. 12. 17. Er sah Philipp als einen seiner „Schutzgeister“ an. S. Hirzel, Verzeichniß einer Göthe-Bibliothek. S. 197.

[3] Der unternehmende Dr. Otto Volger, der erst Frankfurt a. M. mit Wasser zu versehen bemüht war, dann zur Trockenlegung der deutschen Nationalliteratur das Neue Freie Deutsche Hochstift gründete und viele Jahre leitete, hat, durch den Undank der Welt seiner Vorsteherschaft entsetzt, sich eine dritte Herculesarbeit vorgenommen: nämlich jene fatale Lücke in der Göthe-Literatur mit einem „historischen“ Mantel zu bedecken. Ein Müsterchen von dem hierzu zu verwendenden Tuch hat er jüngst in der Augsb. Allgem. Zeitung Beil. Nr. 145, zum hundertsten Todestag des Herrn Rath, 25. Mai 1882, vor's Publikum gebracht. Nach dem Muster zu urtheilen, dürfte das Tuch indeß kaum ausreichen, um den dunkeln Punkt in Göthe's Leben gründlich zu bemänteln. Denn so viel Herr Volger auch von dem Leben des Herrn Rath vor 1775 zu erzählen weiß, so bringt er über 1775—1782 nur die folgenden Sätze: „Die Unbilligkeit des Sohnes gegen den Vater hatte wesentlich ihren Grund darin, daß der Sohn seinen Lebensgang nicht zu erfüllen vermochte nach des Vaters Vorgedanken und Lieblingsträumen. Dieser Umstand war die Quelle des größten Kummers für den Herrn Rath. Ja, als der Sohn alle Zukunftshoffnungen desselben zerstört zu haben schien, indem er sich anschickte, sein Leben, fern der Vaterstadt, dem vom Vater stets mit vorurtheilsvollem Mißtrauen angesehenen Fürstenhofe zu widmen, war des Biedermanns Leben geknickt. Er begann rasch zu altern. Aber nicht um sich, sondern den geliebten Sohn grämte es ihn (sic!). Und als am 19. Sept.

420

kreise des Dichters wurde er nur als ein höchst überflüssiger Philister betrachtet. Als er drei Jahre später (den 25. Mai) starb, schrieb Göthe's Freund und Bruder, der Herzog, an Merck:

„Göthens Vater ist ja nun abgestrichen und die Mutter kann nun endlich Luft schöpfen. Die bösen Zungen geben Ihnen Schuld, daß Sie wohl gar bey diesem Unglück im Stande wären zu behaupten, daß dieser Abmarsch wohl der einzige gescheute Streich wäre, den der Alte je gemacht hat."[1]

Bei dem Besuche selbst blieb die Pietät, wenigstens äußerlich, gewahrt. Am 12. September waren die Reisenden in Weimar aufgebrochen, noch am selben Tag trafen sie in Kassel ein und besuchten dort die Gemäldegallerie und den Südseereisenden Forster. Frankfurt erreichten sie den 19. Abends spät und wurden von den Freunden mit Feuerzeichen empfangen. Über den Vater, dem er vier Jahre lang nie geschrieben, meldete Göthe am 20. an Frau von Stein: „Meinen Vater hab ich verändert angetroffen, er ist stiller und sein Gedächtniß nimmt ab, meine Mutter ist noch in ihrer alten Kraft und Liebe. Adieu Beste! Heut erwart ich ein Briefchen von Ihnen. Bald rücken wir weiter von Ihnen weg, doch nicht mit Herzen."[2] Das ist Alles, was er seiner Geliebten von dem Vater zu sagen weiß.

Der Herzog reiste unter dem Titel eines Oberforstmeisters von Wedel, der Herr von Wedel als Kammerherr desselben Namens, Göthe anonym; doch war das Incognito ziemlich durchsichtig und hatte wahrscheinlich nur die Wohlfeilheit zum Zweck. Von Basel aus dankte der Herzog der „lieben Mutter Aja" für „die Stärkung ihres alten Weins und besonders die gantz vortrefl. einfließe Ihres unvergeßlichen Wildprets-braten", ließ auch dem Herrn Rath danken und sich ihm empfehlen[3]. Göthe selbst hat das Familienwiedersehen nicht näher beschrieben. Da-

---

1779 der letztere den jungen Herzog Karl August als seinen Freund und Gast in der Eltern Haus einführte, da übernahm das Gefühl der Freude und des Glückes den in das siebzigste Jahr getretenen Vater; sein Geist verwirrte sich, und fand sich nicht mehr wieder, bis der müde Leib nach mehrjährigem Traumzustande am 25. Mai 1782 für immer die Augen schloß. — „Liebe um Liebe!" — Eine solche Pietät wird nun wieder prahlerisch der öffentlichen Verehrung ausgesetzt. Pfui! Kein wackerer edeldenkender Sohn möchte es auf dem Gewissen haben, alle Lieblingsträume eines treuen Vaters zerstört, ihm Jahre lang nie geschrieben und sein Leben durch Kummer geknickt zu haben.

[1] Wagner, Briefe an Merck. 1838. S. 209.

[2] Schöll, Briefe an Frau von Stein. I. 240.

[3] Keil, Frau Rath. S. 150. 151.

gegen scheint Merck darüber an Fräulein von Göchhausen berichtet zu haben. Wenigstens antwortete diese am 22. October: „Des Alten seine Gestalt, die sie mit ein paar Zügen so meisterhaft darstellten, hat mich hoch gefreut. Es mag ihn freilich mächtiglich ergötzt haben, daß der Geh. Rath, sein Sohn, den Herzog in Frankfurt sehen ließ.“ [1]

In Frankfurt mußte es natürlich Aufsehen machen, als der junge, poetische Advocat, der vor vier Jahren als unglücklicher Freier verduftet war und von dem unterdessen kein neues Werk Rumor gemacht hatte, so plötzlich als Minister und Geheimrath einen Herzog in sein Vaterhaus brachte; Frau Rath war überglücklich, und das Haus „zu den drei Leyern“ ward fürder ein Wallfahrtsort.

Nachdem der eigenen Eitelkeit und in etwa auch der Pietät diese Huldigung entrichtet ward, führte Göthe seinen Herzog weiter nach Speyer. Da sahen sie den Dom und den Domschatz, „wo alte Meßgewänder sind, wo jeder Künstler sein ganz Talent dem Priester auf den Rücken gehängt hat“ [2]. Sonst gefiel es Göthe am Rhein viel besser, als in Weimar. „Himmelsluft weich, warm, feuchtlich, man wird auch wie die Trauben reif und süß in der Seele. Wollte Gott, wir wohnten hier zusammen, mancher würde nicht so schnell im Winter einfrieren und im Sommer austrocknen.“ Von Selz aus besuchte er am 25. seine frühere Geliebte Friederike Brion, die Pfarrerstochter in Sessenheim, in Straßburg seine frühere Geliebte Lili Schönemann, und schrieb dann am 28. an seine jetzige Geliebte Charlotte von Stein einen lebhaften Bericht über diese verspäteten Kapitel seiner abgethanen Romane. Die Situation ist so widerlich, als sie sein kann. Friederike hatte er in der unwürdigsten Weise sitzen lassen [3], und nun erzählt er der fünften oder sechsten Geliebten, die er seitdem am Seile hatte, sein sentimentales Wiedersehen:

„Die zweite Tochter vom Hause hatte mich ehmals geliebt schöner als ichs verdiente und mehr als andere an die ich viel Leidenschaft und Treue verwendet habe (sic!), ich mußte (sic!) sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete, sie ging leise drüber weg mir zu sagen was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe, betrug sich allerliebst mit so viel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick da ich ihr unerwartet

---

[1] Ebd. S. 157.

[2] Schöll, Briefe I. 242.

[3] S. meine Schrift „Göthe's Jugend“. Freiburg 1879. S. 46. 47.

auf der Schwelle ins Gesicht trat und wir mit den Nasen aneinanderstießen daß mirs ganz wohl wurde ... Sie führte mich in jede Laube und da mußt ich sitzen und so wars gut. Wir hatten den schönsten Vollmond; ich erkundigte mich nach allem ... Die Alten waren treuherzig, man fand ich war jünger geworden. Ich blieb die Nacht und schied den andern Morgen bei Sonnenaufgang von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken, und in Friede mit den Geistern dieser ausgesöhnten in mir leben kann."[1]

Gutgemacht war thatsächlich nichts; doch ließ sich die Pfarrers-Familie natürlich durch den Besuch Sand in die Augen streuen. Ein sächsisch-weimarischer Geheimrath liebte sie um Friederikens willen! Welche Ehre! Sie vergaßen ganz, daß Friederike dabei nach wie vor verschmäht blieb. Aber was ließen sich diese Mädchen und Frauen nicht gefallen? Er durfte das Alles wieder einer neuen Geliebten erzählen — und sie glaubte doch an seine „ewige" Liebe!

Bei Lili hatte der Besuch ein anderes Colorit. Sie hatte den jungen Poeten und Advocaten verschmäht oder wenigstens verschmähen müssen, um einem Herrn „von" die Hand zu reichen. Nun kam der Verschmähte mit einem Herzog in's Land, Geheimrath und Minister; sie mußte einsehen, daß sie nicht wohl gethan. Zugleich aber mußte er sie doch als Dichter in seiner Liedersammlung behalten und so erhielt auch diese Schaustellung ihren romantischen Beigeschmack.

„Ich ging zu Lili und fand den schönen Grasaffen mit einer Puppe von sieben Wochen spielen, und ihre Mutter bei ihr. Auch da wurde ich mit Verwunderung und Freude empfangen. Erkundigte mich nach allem und sah in alle Ecken."[2]

Er speiste bei ihr, Mittags und Abends, und ging dann in schönem Mondschein weg. Die Frucht seines Besuches drückt er in folgenden Worten aus:

„Die schöne Empfindung die mich begleitet, kann ich nicht sagen. So prosaisch als ich nun mit diesen Menschen bin, so ist doch in dem Gefühl von durchgehendem reinen Wohlwollen, und wie ich diesen Weg her gleichsam einen Rosenkranz der treuesten (!), bewährtesten (!), unauslöschlichsten Freundschaft abgebetet habe, eine recht ätherische Wollust."[3]

In Emmendingen besuchte er den 27. und 28. seinen Schwager Schlosser und das Grab seiner Schwester Cornelia. Schlosser hatte

---

[1] Schöll, Briefe I. 244. 245.
[2] Schöll, Briefe I. 246. [3] Ebd.

unterdessen wieder geheirathet und zwar „Tante Fahlmer", die Göthe schon 1773 im Hause Fritz Jacobi's kennen gelernt hatte.

Über die weitere Reise führte Göthe mit Bleistift Tagebuchnotizen, aus denen er dann seinem Kammerdiener Philipp Seidel Berichte für Frau von Stein dictirte. Reichte die Zeit nicht, so ließ er einfach die Notizen ausschreiben und setzte noch ein Postscriptum hinzu. Frau von Stein hatte so die Ehre, über die Reise der „Herrschaften" auf dem Laufenden zu sein, und die Herzoginnen und den Hof mit Nachrichten zu bedienen; als verliebte Archivarin hob sie gleichzeitig die Berichte sorgfältig auf und ermöglichte es Göthe, seine „Schweizerreise" daraus zu redigiren, wobei indeß nicht viel mehr geändert wurde [1].

Am 2. October schrieb der Herzog von Basel aus an „Frau Rath". Am 3. waren sie im Jurassischen Münster, am 5. in Biel, von wo aus sie die Rousseau-Insel besuchten. Sie fanden daselbst noch die Wirthsleute, die Rousseau selbst bedient hatten. Über Murten und Bern ritten sie dann in's Berner Oberland. Viel Interesse für die Geschichte und die Zustände der Schweiz verräth der Bericht nicht. In Murten wurde immerhin eine Beschreibung der berühmten Schlacht vorgelesen, und in Bern freute den Bürger-Minister die bürgerliche Egalität und Reinlichkeit der Gebäude. Die Stadt imponirte ihm; sie war viel stattlicher als Weimar, und dabei berührte es ihn angenehm, „daß nichts leere Decoration oder Durchschnitt des Despotismus ist" [2].

Bei weitem wog indeß das Interesse für die Natur vor. Das war von Anfang seine Idee gewesen: „Die Schweiz liegt vor uns und wir hoffen mit Beistand des Himmels in den großen Gestalten der Welt uns umherzutreiben und unsere Geister im Erhabenen der Natur zu baden." Der Dichter führte auch seinen Homer bei sich und las der Reisegesellschaft auf dem Weg zur Beatushöhle den Gesang über die Sirenen.

Die Fahrt ging über Thun und den Thunersee nach Unterseen, dann theils zu Wagen, theils zu Fuß nach Lauterbrunnen. Am Staubbach philosophirte Göthe über das Erhabene; denn eine Beschreibung ließ sich nicht gestalten. „Gegen das Übergroße ist und bleibt man zu klein." Doch gedieh unter dem gewaltigen Eindruck der „Gesang der Geister über den Wassern" [3]. Am 11. October zog man weiter über Grindelwald nach

[1] Bei Schöll, Briefe I. 248—285.

[2] Anspielung auf Berlin, wo es Göthe 1778 gar nicht gefallen. Siehe Wagner, Briefe an Merck. 1835. S. 139.

[3] Göthe's Werke (Hempel) I. 141.

dem untern und obern Gletscher, der am 12. erreicht ward, dann die Scheidegg hinauf, in's Haslithal, über Hof nach Guttannen. Am 13. waren sie schon wieder auf dem Rückweg über Meiringen nach Brienz. Dann ging's über den See nach Interlaken, Unterseen und Thun. Am 15. schrieb Göthe wieder in Bern.

Eine Woche ist nicht viel, um das Berner Oberland zu genießen. Doch war es wenigstens etwas. Die Phantasie des Dichters lebte neu auf in der Herrlichkeit des Hochgebirgs, zwischen Felsen, Klüften, Alpen, Seen, riesigen Felshörnern und Gletschereis. Faust erwachte, wie in der ersten Scene des zweiten Theils. Doch kein Ariel leistete ihm Gesellschaft [1]. Der junge Herzog hatte zwar „eine gute Art von Aufpassen, Theilnehmen und Neugier", regte durch Fragen manchmal seinen Begleiter an, wenn er vergessen oder gleichgültig war; doch scheint er ihn auch manchmal verdrießlich gemacht zu haben.

„Wär ich allein gewesen ich wäre höher und tiefer gegangen aber mit dem Herzog muß ich thun was mäßig ist! Doch könnt ich uns mehr erlauben, wenn er die böse Art nicht hätte, den Speck zu spicken und wenn man auf dem Gipfel des Bergs mit Müh und Gefahr ist noch ein Stiegelchen ohne Zweck und Noth mit Müh und Gefahr suchte. Ich bin auch einigemal unmuthig in mir drüber geworden, daß ich heut Nacht geträumt habe ich hätte mich drüber mit ihm überworfen, wäre von ihm gegangen, und hätte die Leute, die er mir nachschickte mit allerlei Listen hintergangen." [2]

Wie bisher siegte jedoch die kluge Berechnung des Hofmanns über die verdrießlichen Anwandlungen und Träume des Dichters. Auf ungefährlichen Wegen führte er seinen Herzog über Payerne und Moudon nach Lausanne, dann nach Vevay und nach Lausanne zurück. Hier waren keine Abgründe und Gletscherspalten mehr zu fürchten, hier wohnte, umgeben von allem französischen Comfort, die schöne Marquise Branconi, die heimlich angetraute „Frau" des Herzogs von Braunschweig. Göthe speiste bei ihr am 23. October und meldete an Frau von Stein:

„Am Ende ist von ihr zu sagen, was Ulyß von dem Felsen der Scylla erzählt ‚unverletzt die Flügel streicht kein Vogel vorbei, auch die schnelle Taube nicht, die dem Jovi Ambrosia bringt, er muß sich für jedesmal andrer bedienen'. Pour la colombe du jour elle a échappé belle doch mag er sich für das nächstemal andrer bedienen." [3]

---

[1] Göthe's Werke (Hempel). XIII. 3. Vgl. H. Düntzer, Göthe's Faust. II 11.

[2] Schöll, Briefe I. 253.

[3] Schöll, Briefe I. 265.

Vom Genfersee war eigentlich die ganze Naturwuth, Sentimentalität und Wertherei ausgegangen, welche noch immer stark die Literatur beherrschte. Göthe war selbst noch nicht frei davon.

„Wir fuhren nach Vevay," schreibt er, „ich konnte mich der Thränen nicht enthalten wenn ich nach Meillerie hinübersah, und den dent de Chamant und die ganzen Plätze vor mir hatte, die der ewig einsame Rousseau mit empfindenden Wesen bevölkerte." [1]

Von Rolle aus wurde auf den Rath Mercks, der in der Gegend Verwandte hatte, das Jouxthal besucht und am 26. der höchste Gipfel des Jura, la Dôle, erstiegen [2]. Die herrliche Aussicht auf die Savoyer und Walliser Berge erweckte den Wunsch, auch in diese höchsten Regionen der Alpenkette einzudringen. In Genf, wo sie vom 27. October bis 2. November verweilten, gefiel es Göthe schlecht [3]; er nennt die Stadt ein Loch. Der Herzog machte viele Besuche und ließ sich von Juel malen. Auch nach Fernay wurde die damals beliebte Wallfahrt gemacht. Die schöne Zeit zum Reisen war längst vorüber, der Herzog indeß, militärisch abgehärtet wie er war, schreckte nicht vor einer Fortsetzung der Alpentour zurück. Als sie in Genf davon abgemahnt wurden, besuchten sie den berühmten Naturforscher Saussure und erholten sich seinen Rath. Dieser meinte, sie könnten die Geniereise wagen, Chamouny besuchen und über Vallorcine und Trient nach Martinach wandern. „Es liege auf den mittlern Bergen noch kein Schnee, und wenn wir in der Folge auf's Wetter und auf den guten Rath der Landleute achten wollten, der niemals fehlschlage, so könnten wir mit aller Sicherheit diese Reise unternehmen."

Vom glücklichsten Wetter begünstigt, brachen sie am 3. November von Genf auf, gelangten am 4. nach Chamouny, am 6. über den Col de Balmes nach Martinach. Am 8. waren sie in Sitten, am 9. in Leukerbad, am 10. in Brieg, am 12. überstiegen sie von Münster aus den Furkapaß, am 13. waren sie auf dem Gipfel des Gotthard bei den Kapuzinern.

---

[1] Schöll, Briefe I. 264.

[2] Göthe's Werke (Hempel) XVI. 243 ff.

[3] Der Bericht ist an Frau von Stein. A. Schöll, Briefe an Frau v. Stein I. 271. Seltsam ist, daß Göthe in der ersten Abtheilung der „Briefe aus der Schweiz" sein gemeines Bordell-Abenteuer gerade von Genf berichtet. Karl August räth in einem Briefe an Knebel den Kanton Bern in zotenhafter Weise für „gewisse" Studien an, „denn dort sind die Subjekte vortrefflich". Düntzer, Karl August I. 100.

Englische und andere Touristen haben seit dieser Zeit an allen Punkten der Alpenkette so viel Merkwürdiges geleistet, daß Göthe's Abenteuer heute wohl Niemand in Staunen setzen kann. Col de Balme bot keine besondern Gefahren dar. Auf der Furka hätten sie allenfalls vom schlechten Wetter überrascht und von einer Lawine verschüttet werden können. Die Anbeter Göthe's werden nicht ohne Schrecken an diese Möglichkeit denken, aber gewiß ist, daß er ohne alle Noth, ohne alle Annehmlichkeit, ohne allen Nutzen für Wissenschaft und Kunst diesen Genie-Streich unternahm. Ob ihn die Weimaraner dann auch in der Fürstengruft begraben hätten? Genug, er hatte Glück und Genie — und das reicht aus, daß Viele selbst seine Thorheiten andächtig verehren [1].

Auf dem Gotthard, von wo ihn vier Jahre zuvor das goldene Herzchen Lili's nach Frankfurt zurückgeführt, erwachte die alte Sehnsucht nach Italien. Dießmal stand indeß der Herzog im Weg. Göthe glaubte, daß er für eine italienische Reise noch nicht vorbereitet genug wäre und daß eine längere Abwesenheit von Hause überhaupt nicht taugte.

Während sich die beiden deutschen Wanderer im Gotthardhospiz, unter liebevoller Pflege der dortigen Kapuziner, von den Strapazen ihres Alpenübergangs erholten, kam einer der schlichten Ordensleute, nach mancherlei Geschichten von Unglücksfällen und Abenteuern, auch auf die Religion zu sprechen und suchte ihnen, „ohne bigotte Bekehrungssucht", wie Göthe anerkennt, in herzlicher Schweizergemüthlichkeit, die großen Vorzüge der katholischen Religion auseinanderzusetzen.

„Eine Regel des Glaubens müssen wir haben," sagte er, „und daß diese so fest und unveränderlich als möglich sei, ist ihr größter Vorzug. Die Schrift haben wir zum Fundamente unseres Glaubens; allein dieß ist nicht hinreichend. Dem gemeinen Manne dürfen wir sie nicht in die Hände geben; denn so heilig sie ist, und von dem Geiste Gottes auf allen Blättern zeugt, so kann doch der irdisch gesinnte Mensch dieses nicht begreifen, sondern

[1] „Diese Schweizerreise," urtheilte Wieland (17. Jan. 1780), „nach dem Wenigen aber Hinlänglichen, was ich aus der Quelle selbst vernommen habe, zu urtheilen, gehört unter Göthens meisterhafteste Dramata. Man muß aber auch gestehen, daß er das wahre enfant gaté der Natur und aller Schicksals-, Glücks- und Zufalls-Götter ist, denn am Ende hätt' er doch mit all seiner dramatischen Panurgie keine einzige fatale Wolke vom Himmel wegblasen können, und ein einziger unglücklicher Zufall, für den ihn nur ein Narr responsabel machen könnte, und für den ihn doch die ganze Welt responsabel gemacht hätte, war hinlänglich, das ganze Drama zu ruiniren." Wagner, Briefe an Merck. 1835. S. 208.

findet überall leicht Verwirrung und
den schändlichen Geschichten, die darin
des Glaubens für geprüfte und erf
Geiste aufgezeichnet werden, was s
ziehen, der die Sachen nicht in ihre
er sich aus den hier und da ansche
nung der Bücher, aus der mannigfal
Gelehrten selbst so schwer wird und
Vernunft gefangen nehmen müssen?
die Schrift gegründete, mit der best

Nachdem der Kapuziner dann
Autorität, welche diese Regel festse
sucht hatte, daß er daran erinnerte,
lich betrachtet, die Blüthe der Hei
aller Zeiten verkörperten und so be
Bürgschaft verliehen, fuhr er fort:

„Wir haben die Vulgata, wi
Vulgata und zu jedem Spruche eine
ist. Daher kommt diese Übereinstin
Ob sie mich hier reden hören an di
der größten Hauptstadt in einem en
den Fähigsten, Alle werden eine Sp
immer dasselbige hören, überall a
werden; und das ist's, was die Ge
die süße Zufriedenheit und Versich
Andern fest verbunden leben und i
zufinden, von einander scheiden könn

Sicherlich hat Göthe einige
ganz genau gefaßt und wiedergege
setzung einen wirklich ernsten und
eigenen religiösen Anschauungen
im Fortschritt schon zu weit gedie

Gleich dem schofelsten Gesch
und versicherte dann die deutsche
freundlich aufgenommen und verp
sogar eine Schnupftabaksdose geh
nicht weiter Act zu nehmen brauc

Auf der Weiterreise in Züric
den Zürcher Propheten.

---

[1] Göthe's Werke (Hempel) XV

Er hatte aber von Genf aus mit ihm stipulirt, keine Religionsgespräche zu halten.

„Für ein paar Leute, die Gott auf so unterschiedene Art dienen sind wir vielleicht die einzigen, und denke wir wollen mehr zusammen überlegen und ausmachen, als ein ganz Concilium mit seinen Pfaffen, H.... und Mauleseln. Eins werden wir aber doch wohl thun daß wir einander unsere Partikular-Religionen ungehudelt lassen. Du bist gut darinne aber ich bin manchmal hart und unhold, da bitt ich dich im Voraus um Geduld. Denn z. E. da mir Tobler deine Offenb. Joh. gegeben, an der ist mir nun nichts noch als deine Handschrift, darüber habe ich sie auch zu lesen angefangen. Es hilft aber nicht, ich kann das göttliche nirgends und das poetische nur hie und da finden, das Ganze ist mir fatal, mir ists als röch ich überall einen Menschen durch der gar keinen Geruch von dem gehabt hat, der da ist A und O. Siehst du l. Br. wenn nun deine Vorerinnerung gerade das Gegentheil besagt und unterm 24. September 1779!! da werden wir wohl thun, wenn wir irgend ein sittsam Wort zusammen sprechen, ich bin ein sehr irdischer Mensch, mir ist das Gleichniß vom ungerechten Haushalter, vom verlohrnen Sohn, vom Säemann, von der Perle, vom Groschen &c. &c. göttlicher (wenn je was Göttlichs da sein soll) als die sieben Botschafter, Leuchter, Hörner, Siegel, Sterne und Wehe. Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne und Gott habe Geduld mit mir wie bisher."[1]

Das freundliche Familienleben, das dieser gefühlvolle Prophet unter dem Joche der christlichen Ehe nach altfränkischen Begriffen führte, die stille Häuslichkeit, Zufriedenheit, Liebe und Güte, die da waltete, muthete indeß den ewig unbefriedigten Liebesvaganten überaus anziehend an; er bekam Lust, sich selbst so hampelmännisch einzuspinnen.

„Wir sind," schrieb er von Zürich aus an Frau von Stein, „in und mit Lavater glücklich, es ist uns allen eine Kur, um einen Menschen zu sein, der in der Häuslichkeit der Liebe lebt und strebt, der an dem was er wirkt Genuß im Wirken hat, und seine Freunde mit unglaublicher Aufmerksamkeit trägt, nährt, leitet und erfreut. Wie gern möchte ich ein Vierteljahr neben ihm zubringen, freilich nicht müßig wie jetzt. Etwas zu arbeiten haben, und Abends wieder zusammenlaufen. Die Wahrheit ist einem doch immer neu, und wenn man wiedereinmal so einen ganz wahren Menschen sieht, meint man, man käme erst auf die Welt. Aber auch ists im Moralischen, wie mit einer Brunnenkur; alle Uebel im Menschen, tiefe und flache kommen in Bewegung und das ganze Eingeweide arbeitet durcheinander. Erst hier geht mir recht klar auf, in was für einem sittlichen Tode wir gewöhnlich zusammenleben, und woher das Eintrocknen und Einfrieren eines Herzens kommt, das in sich nie dürr und nie

[1] Hirzel, Briefe an Lavater. 1833. S. 45.

kalt ist. . . . Könnt ich Euch malen, wie leer die Welt ist, man würde sich an einander klammern und nicht von einander lassen. Indeß bin ich auch schon wieder bereit, daß uns der Sirocko von Unzufriedenheit, Widerwillen, Undank, Lässigkeit und Prätension entgegendampfe."[1]

Lavater war jetzt so herrlich und neu, wie der Rheinfall, „die Blüthe der Menschheit, das Beste vom Besten". Da aber an ein Bleiben nicht zu denken war, so wäre Göthe am liebsten nach Weimar zurückgekehrt; allein der Herzog wollte noch die Höfe in Stuttgart, Karlsruhe, Darmstadt, Homburg, Hanau, Zwingenberg besuchen. Wohl oder übel, Göthe mußte mit und büßte vor Verdruß und Langeweile fast allen Trost wieder ein, den er in der Schweiz geschöpft hatte. Bei einer Preisvertheilung der Militärakademie in Stuttgart, der sie am 14. December 1779 beiwohnten, erhielt einer der Schüler, Namens Friedrich Schiller, drei Preise. Erst am 7. Januar 1780 trafen sie wieder in Weimar ein.

[1] Schöll, Briefe an Frau von Stein I. 277.

11. Die Pyramide des Daseins und Göttin Phantasie.

1780.

„Daß sich doch die Zustände des Lebens wie Wachen und Traum gegen einander verhalten können!"
Göthe. 10. Oct. 1780.

„Il pose son moi en face de l'univers et en même temps il le place dans un acte qui lui échappe."
Émile Montégut (über Göthe).

Für Weimar war die Rückkehr der beiden Reisenden ein Ereigniß. Als sie abgezogen waren, ging auch die alte Herzogin nach Ilmenau und Onkel Wieland fand nichts mehr zu thun, als „sich in seine Tugend einzuhüllen, zu Hause zu bleiben, seine Kinder umzutragen und Stanzen zu machen" [1]. Mit Göthe kehrte wieder Leben in's Land. Für Wochen lang war Neues zu erzählen, von Lili und Friederike, Rousseau und Lavater, Seen und Gletschern, Kapuzinern und Hofdamen, Gemälden und Steinen, Physiognomik und Wolkenbildungen, furchtbaren Gefahren an schwindelnden Bergeshöhen, Diners und Toiletten an deutschen Höfen, von Menschen, Thieren, Pflanzen und Operetten. Dazu war Jedermann entzückt über den glücklichen Ausgang der Reise, über des Herzogs herrliches Wohlbefinden und ungemein gute Stimmung und herzgewinnendes Betragen gegen alle seine Leute cujuscunque generis, ordinis, furfuris et farinae [2]. Das Sonnenlicht von alledem fiel wieder auf Göthe zurück, und zwar, wie Wieland sagt, „um so mehr, da auch er multum mutatus ab illo zurückgekommen und in einem Ton zu musiciren angefangen hat, in den wir übrigen mit Freuden und jeder so gut als sein Instrument und seine Lungenflügel verstatten, harmonisch einzustimmen nicht ermangeln werden". Der Herzog fühlte sich bei der Rückkehr von einer „gewissen honneteté angerochen"; seine Gemahlin war zwar etwas niedergeschlagen, aber der übrige Hof machte ihm einen guten Eindruck, selbst „die langnäsichte Oberhofmeisterin (Gräfin Gianini) war ihm 17 Minuten nicht

[1] Wagner, Briefe an Merck. 1835. S. 183.
[2] Ebd. S. 208.

tödtlich zuwider". Herzogin Amalia erfreute sich an einem „Gänseleber-gedicht" von Merck, dem Fräulein von Göchhausen wurde der große Orden angehängt, Professor Oeser hatte den neuen Redoutensaal fertig ausgemalt, und der gute Wein der Frau Rath Göthe in Frankfurt rettete den Herzog sogar von den Unannehmlichkeiten eines Schnupfens, der gegen Ende Januar den ganzen Hof befiel. Das Alles hat der Herzog selbst in einem burschikos-lustigen Brief an Merck [1] beschrieben, worin er sich zum Schluß allerlei Kunstsachen, Silhouetten, einen Everdingen, einen Rembrandt, ein Referat über die neumodische Zerschlagung der Güter, die Beschreibung einer Krappfabrik und eine Anzahl „Wiedertäufer" bestellt, die, mit Garantirung freier Religionsübung, ein Gut in Eisenach pachtweise übernehmen sollten. Einen Monat später ließ er sich trotz Schnupfen, Husten, Kopfweh und Fieber die Haare kurz scheeren und setzte durch seinen „Schwedenkopf" — eine unerwartete Revolution auf dem Gebiete der damaligen Toilette — den ganzen Hof in Verwunderung [2]. Und so regierte er fröhlich weiter, nicht ganz Student, nicht ganz Soldat, auch nicht ganz Fürst, daneben Gemäldeliebhaber, Kupferstichsammler, Ökonom, Nationalökonom, Jäger, Parkdirector, Bauherr, Schauspieler am Liebhabertheater und Liebhaber der schönen Gräfin Werthern und was sonst noch Laune und Zufall ihm eingab. Von Kupfern, die er sich bei Merck bestellt, heißt es in einem Brief an diesen: „Göthe sagt, die impudica wären vortrefflich. Auch will er sie schon nachmachen, id est, nachzeichnen." [3]

Für Göthe war die Rückkehr nach Weimar weniger angenehm. Schon von Darmstadt aus jammerte er an Frau von Stein: „Es ist unglaublich, was der Umgang mit Menschen, die nicht unser sind, den armen Reisenden abzehrt, ich spüre jetzt manchmal kaum, daß ich in der Schweiz war." [4] Von Homburg aus klagte er: „So ziehen wir an den Höfen herum, frieren und langeweilen, essen schlecht und trinken noch schlechter. Hier jammern einen die Leute. Sie fühlen, wie es bei ihnen aussieht, und ein Fremder macht ihnen bang. Sie sind schlecht eingerichtet und haben meist Schöpse und Lumpen um sich." [5] Er dachte sogar daran, das Hofleben überhaupt in einem komischen Drama zu persifliren. Die Personenliste schickte er an Frau von Stein [6]. Und doch, kaum war er wieder in Weimar, da schmiegte er sich wieder unter das Joch

---

[1] Ebd. S. 210. [2] Ebd. S. 216. [3] Ebd. S. 271.
[4] Schöll, Briefe an Frau v. Stein I. 283.
[5] Ebd. [6] Ebd. S. 284. 285.

des Hofes und spielte all die bunten Rollen weiter, die er sich aufgehalst und an denen sein großartiges Talent sich in unfruchtbarem und ebenso unbefriedigendem Wirrwarr zersplitterte.

„Gewiß ist," schrieb er an Lavater, „daß an so einem kleinen Orte, wo eine Anzahl wunderbarer moralischer Existenzen sich an einander reiben, eine Art von Gährung entstehen müsse, die einen lieblich säuerlichen Geruch hat, nur gehts uns manchmal, wie einem, der den Sauerteig selbst essen sollte. Es ist eine böse Kost. Aber wenn es in kleiner Portion zu anderem Maal gebracht wird, gar schmackhaft und heilsam."

In seinem Autodidaktenthum befangen, glaubte er noch immer die verschiedensten Rollen neben einander spielen und in einer noch nie dagewesenen Allseitigkeit den höchsten Triumph des Genies feiern zu können. Seine Phantasie beherrschte dabei seinen für das Kleine lichten und hellen Verstand, und der unbändige Stolz des Emporkömmlings führte die reiche, lebendige Phantasie in die Irre.

„Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist," so schreibt er im August 1780 an Lavater, „das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart, diese Pflicht wird mir täglich theurer, und darinn wünscht ich's den größten Menschen gleich zu thun, und in nichts größerm. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spizzen, überwigt alles andere, und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf mich nicht säumen, ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksaal in der Mitte, und der Babylonische Thurm bleibt stumpf unvollendet. Wenigstens soll man sagen es war kühn entworfen, und wenn ich lebe, sollen wills Gott die Kräfte bis hinaufreichen."

„Auch thut der Talismann einer schönen Liebe womit die St. mein Leben würzt sehr viel. Sie hat meine Mutter, Schwester und Geliebten nach und nach geerbt, und es hat sich ein Band geflochten wie die Bande der Natur sind." [1]

Mit solchen Aspirationen setzte sich Göthe den 17. Januar 1780 wieder auf das Bureau der Kriegscommission und fand die „Sachen sehr prosaisch" [2]. Die Basis der Pyramide war schmal — sie reichte wohl zu einer babylonischen Verwirrung, aber nicht zu einem babylonischen Thurm, ja nicht einmal zu einem Obelisken. Wenn heute etwa ein Premierminister von Großbritannien mit seinen 240 Millionen Unterthanen in allen fünf Welttheilen, oder wenn Fürst Bismarck mit seiner

[1] S. Hirzel, Briefe an Lavater. S. 101.
[2] Keil, Tagebuch. S. 207.

Reichsarmee von anderthalb Millionen Mann von einer Pyramide seines Daseins spräche, so möchte man das allenfalls begreifen. Aber was hatte denn der Geh. Legationsrath Wolfgang Göthe, drittes Mitglied im Conseil des Herzogs von Sachsen-Weimar-Eisenach, zu regieren?

Sein Rath erstreckte sich über eine Bevölkerung von 93 000 Menschen, weniger als heute der Bürgermeister einer der größeren Städte Deutschlands, wie etwa Danzig oder Straßburg, zu berathen hat. Was würde man sagen, wenn nicht der Bürgermeister, sondern der Dritte im Rath einer dieser Städte von Pyramiden seines Daseins spräche? Die Armee aber, über welche die Kriegscommission zu verfügen hatte, betrug bloß 650[1], von 1783 an, die Besatzung von Jena miteingerechnet, nur 310 Mann[2]. Das ist etwas wenig, um Pyramiden zu bauen.

Die äußere Politik des Herzogthums hatte bis zum Jahre 1784 rein gar nichts zu bedeuten, die innere beschränkte sich darauf, das Land so zu verwalten, daß der Hof gemüthlich weiter Theater spielen und der Herzog sich ein neues Schloß bauen konnte. Silber zeigte sich in Ilmenau noch immer nicht, aber Wasser[3].

Die eigentliche Basis der Göthe-Pyramide hat noch keiner der Göthe-Forscher genau in's Detail zu beschreiben gewagt. Es würde sich doch gar zu drollig ausnehmen, den begabtesten Dichtergenius des Jahrhunderts mit dem kleinlichsten Bureau-Quark beschäftigt zu sehen, den Hunderte der gewöhnlichsten Prosaiker besser hätten besorgen können, als er. Wenn sein Geheimexperte Kraft in Ilmenau ihm etwas über die Bergwerksverlegenheiten daselbst vorlamentirte, so war das in seinen Annalen schon einer Aufzeichnung werth, ja er verglich sich sogar mit diesem hypochondrischen Vagabunden.

„Für Krafft ist es, schade, er sieht die Mängel gut und weiß selbst nicht eine Warze wegzunehmen. Wenn er ein Amt hätte, würf er alles mit dem

[1] „Freilich," sagt Düntzer (Göthe's Leben S. 290), „stellte Weimar nur 600 Soldaten, woneben 50 Husaren den Dienst beim Herzog versahen." Letztere dienten auch als Staffetten für Göthe's Liebesbriefe. S. Schöll, Briefe an Frau von Stein. II. 48.

[2] Büsching, Erdbeschreibung. VIII. 602. Genaueres darüber bei E. von Heyne, Geschichte des 5. Thüringischen Infanterieregiments Nr. 94. Weimar, Böhlau. S. 19. Vom Jahre 1779 hat man noch „die Stamm- und Nationallisten, welche das ganze Nationale jedes einzelnen Mannes und Pferdes enthalten". Vgl. das. Anl. 4.

[3] Das hat den Freiherrn W. von Biedermann nicht abgehalten, ein ganzes Werk darüber zu schreiben: „Göthe und das sächsische Erzgebirge." Stuttg., Cotta. 1877. — Der II. Abschn. handelt nur von den Ilmenauer Bergen.

besten Vorsatz durcheinander, daher auch sein Schicksal. Ich will ihn auch nicht verlassen, er nützt mir doch und ist wirklich ein edler Mensch. In der Nähe ist's unangenehm so einen Nagwurm zu haben, der, unthätig, einem immer vorjammert was nicht ist, wie es seyn sollte. Bey Gott es ist kein Canzelist der nicht in einer Viertelstunde mehr gescheidts reden kann, als ich in einem Vierteljahr Gott weiß in zehn Jahren thun kann. Dafür weiß ich auch was sie alle nicht wissen oder auch wissen. Ich fühle nach und nach ein allgemeines Zutrauen und gebe Gott daß ich's verdienen möge, nicht wie es leicht ist, sondern wie ich's wünsche. Was ich trage an mir und andern sieht kein Mensch. Das beste ist die tiefe Stille in der ich gegen die Welt lebe und wachse, und gewinne, was sie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen können." [1]

So tröstete sich der geplagte Bureauchef: die Basis der Pyramide war wenigstens etwas breiter als diejenige „so eines Nagewurms" und der herzoglichen Kanzlisten. Wie der kleinlichste Pedant notirte sich der Herr Geheimrath, der vor vier Jahren noch Erde und Himmel mit Titanentrotz zum Kampf herausgefordert hatte, den schönen Tag, wo er sein Bureau in Ordnung fand: „Auf die Kriegs-Commission. Gute Ordnung gefunden. Captatio benevolentiae. Wenn sie wüßten, daß mich Staub und Moder erfreute, sie schafften ihn auch." [2]

Über den eigentlichen Inhalt der Geschäfte, welche ihn fast täglich ein paar Stunden an sein Kriegscommissionsbureau oder in das Conseil des Herzogs bannten, geben Göthe's Tagebücher und Briefe nur selten genauern Aufschluß. Meist notirt er bloß: Conseil. Kriegscommission. Doch geben ausführlichere Notizen dann und wann genugsam zu verstehen, daß es eine rechte Kleinwirthschaft war, daß Göthe sich an eine beharrliche und consequente Geschäftsführung nicht gewöhnen konnte, daß seine Administration beständig unter poetischen Anwandlungen und hunderterlei anderen Zerstreuungen litt und daß sie andererseits den Dichter beständig hinderte, sein eigentliches Talent zu entfalten.

Obwohl es ihm schon bei Übernahme der Kriegscommission klar war, daß eine geordnete Geschäftsführung vor Allem eine genaue Ordnung des ganzen Bureau, Kenntniß aller erledigten und noch zu erledigenden Acten und Papiere voraussetze, ohne solche unmöglich sei, so waren die Reposituren seines Amtszimmers doch nach anderthalbjähriger Verwaltung noch immer nicht bereinigt, er mußte auf Gerathewohl fischen

[1] Keil, Tagebuch. S. 224.
[2] Ebd. S. 208.

und suchte sich in dem ungemüthlichen Durcheinander mit folgender Tagebuch-Betrachtung zu trösten:

„May 14. Verzogen sich einige hypochondrische Gespenster. Es offenbaren sich mir neue Geheimnisse. Es wird mit mir noch bunt gehen. Ich übe mich und bereite das Möglichste. In meinem jetzigen Kreise habe ich wenige, fast keine Hinderung außer mir. In mir noch viele. Die menschlichen Gebrechen sind rechte Bandwürmer, man reißt wohl einmal ein Stück los und der Stock bleibt immer sitzen. Ich will doch Herr werden. Niemand als wer sich ganz verläugnet, ist werth zu herrschen und kann herrschen. Ruckte wieder an der Kriegskommissions-Repositur, hab ich das doch in anderthalb Jahren nicht können zu Stande bringen! Es wird doch! Und ich wills so sauber schaffeu, als wenns die Tauben gelesen hätten. Freilich ist es des Zeuges so viel von allen Seiten und der Gehülfen so wenig.“ [1]

Das tönt sehr feierlich; aber wenn man unmittelbar vor dieser Selbst-Gardinenpredigt liest, wie der Kriegsminister gleichzeitig das Theater fertig stellen, zwei Stücke: „Kallisto“ und „Bätely“ einüben, Händels „Messias“ probiren, sich vom Tanzmeister Aulhorn die Tanzterminologie erklären und dem Prinzen für's nächste Jahr das Jägerhaus einrichten ließ, mit seinem Subalternen Volgstett zu schaffen hatte, mit Frau von Stein über Spargel, Chokolade, Kuchen und Liebe correspondirte, Corona Schröter besuchte, Theater spielte und auf den Tanz ging, Gedichte zum Abschreiben gab und Pinsel und Landschaften zurückbestellte, nach Tiefurt hinaus- und zurückritt u. s. w., Alles in denselben paar Tagen: so begreift man, daß trotz der projectirten Selbstverläugnung die Repositorien des Kriegsministeriums noch nicht völlig gelichtet waren [2].

Ein ächter Staatsmann ist bald orientirt, weiß, wo er hinaus will, handelt, greift ein, macht seine Combinationen, gibt seine Ordres, hat für jeden Schachzug der Andern einen oder mehrere Schachzüge bereit, läßt sich auch durch Fehler der Berechnung nicht aus der Fassung bringen, macht sie rasch gut, wenn sie gut zu machen sind, maskirt sie, wenn nicht mehr zu helfen ist, gibt den Dingen eine neue Wendung — — kurz und gut, er handelt und weiß, was er will. Nun lese man einmal, wie der weimarische Staatsmann vom 26. März 1780 mit sich daran war:

„Mannigfaltige Gedanken und Ueberlegungen. Das Leben ist so geknüpft und die Schicksale so unvermeidlich. Wundersam ich habe so manches gethan, was ich nicht möchte gethan haben und doch wenns nicht geschehen

[1] Keil, Tagebuch. S. 224. Vgl. Grenzboten 1874. IV. 121 ff.

[2] Vgl. hierzu Keil, l. c. und Schöll, Briefe an Frau von Stein. I. 308 ff.

wäre, würde unentbehrliches Gute nicht entstanden seyn. Es ist, als ob ein Genius oft unser ἡγημονικόν verdunkelte, damit wir zu unserer und anderer Vortheil Fehler machen. War eingehüllt den ganzen Tag und konnte denen vielen Sachen, die auf mich drücken, weniger widerstehen. Ich muß den Cirkel, der sich in mir umdreht, von guten und bösen Tagen näher bemerken, Leidenschaften, Anhänglichkeit, Trieb, dies oder jenes zu thun, Erfindung, Ausführung, Ordnung, alles wechselt und hält immer regelmäßigen Kreis. Heiterkeit, Trübe, Stärke, Elasticität, Schwäche, Gelassenheit, Begier ebenso. Da ich sehr diät lebe, wird der Gang nicht gestört und ich muß noch herausbringen, in welcher Zeit und Ordnung ich mich um mich selbst bewege." [1]

Seine wechselnde Seelenstimmung astronomisch berechnen zu wollen, darauf kann wohl höchstens ein Poet verfallen, und zwar kein Staatsmann-Dichter, wie Dante, sondern nur ein sentimentaler Dichter der Wertherzeit, der ascetische Zögling der Frau von Stein. Den richtigen Commentar zu diesen empfindsamen Selbstbespiegelungen hat er selbst in den Versen gegeben:

„Ach, man sparte viel!
Seltner wäre verruckt das Ziel,
Wär' weniger Dumpfheit, vergebenes Sehnen,
Ich könnte viel glücklicher sein —
Gäb's nur keinen Wein
Und keine Weiberthränen!" [2]

Über Weingenuß finden sich wiederholt Notizen in seinen Diarien [3]. An Frau von Stein schrieb er dabei fast alle Tage und legte ihr mit verliebten Seufzern seine Selbstbetrachtungen vor. Sehr charakteristisch sind seine Briefe an sie von einer gouvernementalen Inspectionsreise, die er im Herbst 1780 mit dem Herzog machte, von der aber, wie immer, schwer zu sagen ist, ob es eigentlich eine wirkliche Geschäftsreise oder eine Vergnügungsreise war. „Um dem Wuste des Städtchens (Ilmenau),

[1] Keil, Tagebuch. 216. 217. Überall guckt der Poet heraus. Am 26. Febr. heißt es: „Auch hier sehe ich, daß ich mir vergebens Mühe gebe, vom Detail ins Ganze zu lernen (das geht doch nicht anders auf einem Bureau), ich habe immer nur mich aus dem Ganzen ins Detail herausarbeiten und entwickeln können. Durch Aggregation begreife ich nichts, aber wenn ich recht lang Holz und Stroh zusammengeschleppt habe und immer mich vergebens zu wärmen suche, auch schon Kohlen drunter liegen, und es überall raucht, so schlägt denn doch endlich die Flamme in einem Wind übers Ganze zusammen" (Grenzboten a. a. O.). Das ist denn doch die hellste Phantasterei.

[2] Göthe's Werke (Hempel) II. 251.

[3] Keil, Tagebuch. S. 219. „Seit drey Tagen keinen Wein." S. 226. „Man könnte noch mehr, ja das unglaubliche thun, wenn man mäßiger wäre!!!"

den Klagen, den Verlangen, der unverbesserlichen Verworrenheit der Menschen auszuweichen", ging der Minister vor Allem auf den Gickelhahn, den höchsten Berg des Reviers, und schrieb seiner Erzieherin die folgende phantastisch-sentimentale Liebesversicherung:

„Meine Beste, ich bin in die Hermannsteiner Höhle gestiegen, an den Platz, wo Sie mit mir waren, und habe das S, das so frisch noch wie von gestern eingezeichnet steht, geküßt, daß der Porphyr seinen ganzen Erdgeruch ausathmete, um mir auf seine Art wenigstens zu antworten. Ich bat den hundertköpfigen Gott, der mich so viel vorgerückt und verändert und mir doch Ihre Liebe und diese Felsen erhalten hat, noch weiter fortzufahren und mich werther zu machen seiner Liebe und der Ihrigen."[1]

Den armen Ilmenauern, welche den Herzog mit Illuminationen empfingen, wußte er nur gute Wünsche, aber nichts Reelles entgegenzubringen.

„Die Menschen sind vom Fluch gedrückt, der auf die Schlange fallen sollte (sic!) die kriechen auf dem Bauche und fressen Staub. Dann las ich zur Abwaschung und Reinigung einiges Griechische."[2]

Trotz der Diätschwierigkeiten, welche das Befinden des Herzogs machte, vagirten sie dann wieder auf allen Bergen herum und klopften Steine; dazwischen übersetzte der Minister griechische Epigramme und machte Verse:

„Ein jeder hat sein Ungemach,
Stein zieht den alten Ochsen nach,
Der Herzog jungen Hasen.
Der Prinz ist gut gesinnt für's Bett,
Und ach, wenn ich ein Misel hätt,
So schwätzt' ich nicht mit Basen.

„Es fähret die poet'sche Wuth
In unsrer Freunde junges Blut,
Es siedet über und über.
Apollo laß es ja dabei
Und mache sie dagegen frei
Von jedem andern Fieber.

Vor Erschaffung der Welt im 300 33 000 Jahr."[3]

Eine Gefängnißvisitation am folgenden Tag wird der „Freundin" also beschrieben:

„9. Sept. Heut hab ich mich leidend verhalten, das macht nichts

[1] Schöll, Briefe an Frau v. Stein. I. 332.
[2] Ebd. 333. [3] Ebd. 337.

Ganzes, also meine Beste ist mirs auch nicht wohl. Des Herzogs Gedärme richten sich noch nicht ein, er schont sich und betrügt sich und schont sich nicht und so vertrödelt man das Leben und die schönen Tage.

„Heute früh haben wir alle Mörder, Diebe und Hehler vorführen lassen und sie alle gefragt und konfrontirt. Ich wollte anfangs nicht mit, denn ich fliehe das Unreine — es ist ein groß Studium der Menschheit und der Physiognomik, wo man gern die Hand auf den Mund legt und Gott die Ehre giebt, dem allein ist die Kraft und der Verstand ꝛc. in Ewigkeit, Amen.

„. . . . Hernach bin ich wieder auf die Berge gegangen, wir haben gegessen, mit Raubvögeln gespielt, und hab immer schreiben wollen, bald an Sie, bald an meinem Roman und bin immer nicht dazu gekommen. Doch wollt ich, daß ein langes Gespräch mit dem Herzog für Sie aufgeschrieben wäre, bei Veranlassung der Delinquenten, über den Werth und Unwerth menschlicher Thaten. Abends setzte Stein sich zu mir und unterhielt mich hübsch von alten Geschichten, von der Hofmiseria, von Kindern und Frauen ꝛc. Gute Nacht, Liebste. Dieser Tag dauert mich. Er hätte können besser angewendet werden, doch haben mir auch die Trümmer genützt.“ [1]

So poetisch wurde das Land visitirt und regiert. Während der Herr von Stein sich nach Ochsen umsah, schrieb Göthe an seine Frau. Während der Herzog Flinten und Pistolen probirte, las sein Freund im Euripides und würzte sich damit unschmackhafte Viertelstunden.

„Dann ist die größte Gabe,“ schreibt er seiner Freundin, „für die ich den Göttern danke, daß ich durch die Schnelligkeit und Mannigfaltigkeit der Gedanken einen solchen heitern Tag in Millionen Theile spalten und eine kleine Ewigkeit daraus bilden kann.

„Gleich einem angenehmen Mirza reis ich auf die berühmte Messe von Kabul, nichts ist zu groß oder zu klein, wonach ich mich nicht umsehe, drum buhle oder handle, und wenn ich mein Geld ausgegeben habe, mich in die Princeß von Kaschmir verliebe und erst noch die Hauptreisen bevorstehen durch Wüsten, Wälder, Bergzinnen und von dannen in den Mond. Liebes Gold, wenn ich zuletzt aus meinem Traum erwache, find' ich noch immer, daß ich Sie lieb habe und mich nach Ihnen sehne.“ [2]

Auf solche Phantasien folgen dann wieder Betrachtungen über Wiesenbewässerung, Nationalökonomie, pfiffige Weltkinder und böse Processe. In des Dichters oder Ministers Kopf ist's wie in einer Mühle mit vielen Gängen, „wo zugleich geschroten, gemalen und Öl gestoßen wird“.

„O thou sweet Poetry rufe ich manchmal und preise den Marc Antonin glücklich, wie er auch selbst den Göttern dafür dankt, daß er sich in die Dichtkunst und Beredsamkeit nicht eingelassen. Ich entziehe

[1] Ebd. I. 338. [2] Ebd. I. 341.

diesen Springwerken und Kaskaden so viel möglich die Wasser und schlage sie auf Mühlen und in die Wässerungen, aber ehe ichs mich versehe, zieht ein böser Genius den Zapfen und alles springt und sprudelt. Und wenn ich denke, ich sitze auf meinem Klepper und reite meine pflichtmäßige Station ab, auf einmal kriegt die Mähre unter mir eine herrliche Gestalt, unbezwingliche Lust und Flügel und geht mit mir davon." [1]

Zum Glück für das Land hatte er auf diesen poetischen Ritten seinen Engländer Baty bei sich, der für die Wiesenbewässerung sorgte und auf den Göthe so viel hielt, daß er bereit gewesen wäre, sein Gartenhaus dafür zu geben, um ihn in seinen Diensten zu erhalten. Ein solcher Mann, dem nicht erst die Flossen zum Schwimmen in oeconomicis zu wachsen brauchten, war ihm unentbehrlich. Das sah er selbst ein [2]. Denn nur einen Tag, nachdem er die „süße Poesie" angerufen und versprochen hatte, ihren Springwerken das Wasser zu entziehen, ward sein „mikroskopisch-metaphysisch-politisches Diarium" selbst zum Gedicht und zwar zum Lobgedicht auf eine Göttin, welche weder die Staatsmänner des Alterthums noch die der Neuzeit als ihre Schutzgöttin zu betrachten pflegten [3]:

„Welcher Unsterblichen
Soll der höchste Preis sein?
Mit keinem streit' ich;
Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen
Immer neuen
Seltsamen Tochter Jovis,
Seinem Schooßkinde,
Der Phantasie.

Denn ihr hat er
Alle Launen,
Die er sonst nur allein
Sich vorbehält,
Zugestanden
Und hat seine Freude
An der Thörin.

Sie mag rosenbekränzt
Mit dem Lilienstengel
Blüthenthäler betreten,

[1] Ebd. I. 343.

[2] Doch hatte der Mann, der die Arbeit thun mußte, als „Landcommissarius" nur 300 Thlr., der Mann, der die Betrachtungen und Verse dazu machte, 1200 Thlr. Jahrgehalt. Düntzer, Göthe's Leben. S. 291.

[3] Göthe's Werke (Hempel) I. 142. Vgl. über Fürst Bismarcks „Poesie" Bruno Bauer, Disraeli's und Bismarcks Imperialismus. Chemnitz 1882. S. 9.

Sommervögeln gebieten,
Und leichtnährenden Thau
Mit Bienen-Lippen
Von Blüthen saugen;

Oder sie mag
Mit fliegendem Haar
Und düsterem Blicke
Im Winde sausen
Um Felsenwände,
Und tausendfarbig
Wie Morgen und Abend,
Immer wechselnd
Wie Mondesblicke,
Den Sterblichen scheinen.

Lass't uns alle
Den Vater preisen,
Den alten, hohen,
Der solch eine schöne,
Unverwelkliche Gattin
Den sterblichen Menschen
Gesellen mögen.

Denn uns allein
Hat er sie verbunden
Mit Himmelsband
Und ihr geboten,
In Freud' und Elend
Als treue Gattin
Nicht zu entweichen.

Alle die andern
Armen Geschlechter
Der kinderreichen,
Lebendigen Erde
Wandeln und weiden
In dunklem Genuß
Und trüben Schmerzen
Des augenblicklichen
Beschränkten Lebens,
Gebeugt vom Joche
Der Nothdürft.

Uns aber hat er
Seine gewandteste
Verzärtelte Tochter,
Freut euch! gegönnt.
Begegnet ihr lieblich
Wie einer Geliebten!
Lass't ihr die Würde
Der Frauen im Haus!

Und daß die alte
Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelchen
Ja nicht beleid'ge!

Doch kenn' ich ihre Schwester,
Die ältere, gesetztere,
Meine stille Freundin:
O daß die erst
Mit dem Lichte des Lebens
Sich von mir wende,
Die edle Treiberin,
Trösterin, Hoffnung."

Unter der Leitung dieser Göttin „Phantasie" war es schwierig, wenn nicht unmöglich, auch nur irgend einen Zweig prosaischer Geschäftsthätigkeit mit der erforderlichen Ruhe, Besonnenheit und Regelmäßigkeit zu besorgen. Jeder Tag brachte etwas Neues und trieb den Dichter in den verschiedensten Revieren herum, so daß sich nach keiner Richtung hin ein bedeutendes Wirken entfalten konnte. Laune, Zufall und Wetter dominirten Alles. Die Schwiegermutter Weisheit durfte das liebe Seelchen Phantasie nicht beleidigen und kam darum selten zum Wort. Mit dem Herzog war Göthe bald höchlich zufrieden, bald herzlich mißvergnügt. Mit Merck hatte er frohe Tage und Nächte und doch machte ihm „der Drache wieder bös Blut", weil er ihm selbst so ähnlich sah. Mit Frau von Stein liebelte und eifersüchtelte er je nach Laune. Im October (1780) überwarf er sich sogar völlig mit ihr, um bei veränderter Stimmung sich ihr nur um so dienstbarer zu Füßen zu legen:

„Ja, es ist eine Wuth gegen sein eigen Fleisch, wenn der Unglückliche sich Luft zu machen sucht, dadurch, daß er sein Liebstes beleidigt, und wenns nur noch in Anfällen von Laune wäre und ich mirs bewußt sein könnte; aber so bin ich bei meinen tausend Gedanken wieder zum Kinde herabgesetzt, unbekannt mit dem Augenblick, dunkel über mich selbst, indem ich die Zustände des andern wie mit einem hellfressenden Feuer verzehre.

„ . . . . . Mir kommts entsetzlich vor, die besten Stunden des Lebens, die Augenblicke des Zusammenseins verderben zu müssen, mit Ihnen, da ich mir gern jedes Haar einzeln vom Kopf zöge, wenn ichs in eine Gefälligkeit verwandeln könnte, und dann so blind, so verstockt zu sein. Haben Sie Mitleiden mit mir. Das Alles kam zu dem Zustand meiner Seele, darin es aussah wie in einem Pandämonium von unsichtbaren Geistern angefüllt, das dem Zuschauer, so bang es ihm drinn würde, doch nur ein unendlich leeres Gewölbe darstellte." [1]

[1] Schöll, Briefe an Frau v. Stein. I. 357. 358.

Mit der „Pyramide des Daseins" war es deßhalb übel bestellt. Von außen war sie eine phantastische Pagode, von innen ein leeres Gewölbe und Pandämonium, um das die Göttin Phantasie abwechselnd mit enthusiastischen Jubelaccorden, lockenden Schmeicheltönen und traurigem Miauen herumgeisterte. Da ihm nun aber ein solcher Bau doch nicht genügte, so sah er sich nach „Brüdern" um und bewarb sich für die Weiterführung seiner Pyramide um das „Schurzfell".

---

12. Eintritt in die Loge und in's Finanzministerium.

1780—1782.

„Göthe, J. W., der universellste unter den deutschen Dichtern, classisch in der Prosa, wie in fast allen Gattungen der Poesie, zugleich eifriges Mitglied der Freimaurerei."
Allgem. Handbuch der Freimaurerei. I. 542.

Sages que l'univers contemple,
Philosophes qui l'éclairez,
Demi-dieux, entrez dans ce temple etc.
Sur les emblêmes de la Maçonnerie.
(Altes Freimaurerlied.)

Den ganzen Wust von Kleinigkeiten zu beschreiben, aus welchen sich Göthe's Leben in den Jahren 1780 bis 1784 zusammensetzt, ist eine sehr undankbare Arbeit. Düntzer hat es wiederholt in ein- und zweibändigen Werken, sowie in jenen „end- und trostlosen Einleitungen" versucht, „durch die seine Feder die Göthe-Literatur in ziemlich periodischen Überschwemmungen unter Wasser setzt" [1]. Das Durcheinander der verschiedensten Launen, Dilettanterien und Geschäftchen bietet aber ein geradezu ungenießbares Bild, und Göthe ist selbst mit Schuld daran, daß Düntzers Bücher so unsterblich langweilig sind. „Ereignisse" sind eben rar, und die Bagatellen vereinigen sich zu keinem bedeutenderen Ziele.

Was noch am ehesten einem Ereigniß gleichsieht, ist Göthe's Eintritt in den Orden der Freimaurer, dessen ergebenes Mitglied er fürder bis an's Ende seines Lebens blieb und dessen Einfluß er vielleicht später zu gutem Theile seine Macht, seinen Ruhm und seine einflußreiche literarische Weltstellung verdankte. Die große Bedeutung der halb unsichtbaren Brüderschaft für die ganze damalige Zeit, ihre Verdienste um die religiöse Zersetzung Deutschlands, um die französische Revolution,

[1] So sagt Frese in seiner Übers. von Lewes II. 574. — Als Düntzer sein Buch „Aus K. von Knebels Nachlaß", Jena 1858, herausgab, fand auch der tüchtige Kritiker H. Marggraff, „daß es nicht Jedermanns Sache sei, ein Werk von 652 enggedruckten Seiten oder eine ununterbrochene Reihe von 606 Briefen durchzulesen, d. h. ein ganzes Blachfeld umzuwühlen, um daraus so und so viel Unzen reines Gold zu gewinnen". Und wär' es nur Gold! Vgl. Bl. für lit. Unterh. 1860. S. 781 ff.

um die Vernichtung des deutschen Reiches sind bekannt. Alle wichtigern Nachbaren des Weimarer Musenhofes gehörten der Loge an. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig war eines der Bundeshäupter, er präsidirte dem berühmten Congreß zu Wilhelmsbad (1782). Der Statthalter Dalberg, Br. „Crescens", war eines der rührigsten Werkzeuge ihrer Pläne. Der Herzog Ernst von Gotha, Br. „Timoleon", war ebenfalls Illuminat und Weishaupts thatkräftigster Gönner, als dieser 1785 aus Bayern fliehen mußte. Weishaupt selbst ließ sich 1785 in Gotha nieder und erhielt daselbst ein Gnadengehalt [1].

In Weimar regten sich die ersten freimaurerischen Bestrebungen schon 1742. Eine Johannisloge L'Amitié wurde 1767 gestiftet, ging aber nach kurzem Bestand wieder ein. Dagegen erhielt sich die Loge zu den drei Rosen in Jena (welche von der Großloge zu den drei Weltkugeln constituirt war) 21 Jahre lang, von 1743—1764. Diese siedelte unter ihrem letzten Meister vom Stuhl, dem Geheimrath und Minister von Fritsch, nach Weimar über. Die neue Loge wurde am 24. October 1764, am Geburtstag der Herzogin Anna Amalia, eröffnet und ihr zu Ehren „Anna Amalia" genannt. „Sie arbeitete in stetem Wachsthum und Gedeihen." [2] 1775 traten ihr der Dichter Musäus und der Universalmensch Bertuch [3] bei, 1779 der Professor Loder. Herder war schon 1766 zu Riga dem Bunde beigetreten [4] und dann 1769 in Ham-

[1] S. (Stark) Triumph der Philosophie. 1803. II. 225 ff. — Beaulieu-Marconnay, Dalberg. I. 40. — Theiner, Bildungsanstalten. S. 273. — Brück, Die rationalistischen Bestrebungen im kath. Deutschland. S. 9. — Joh. Scherr, Göthe's Jugend. 174—176.

[2] Allgemeines Handbuch der Freimaurerei. II. Aufl. von Lennings Encyclopädie. Leipzig 1863. III. 458 ff. I. 542 ff.

[3] Deutsche Biographie II. 552.

[4] „In Weimar hat sich Herder," wie seine Gattin bemerkt, „aus wichtigen Gründen niemals als Freimaurer bekannt und sich vielleicht dadurch von Mehreren Unwillen zugezogen." Der wichtigste Grund unter diesen wichtigen Gründen war wohl der, daß er erster Geistlicher des Herzogthums war; als weitere mitbestimmende Gründe bezeichnet Küntzel „die babylonische Sprachverwirrung, welche im Orden herrschte, und die vielen Mißbräuche und Betrügereien, welche mit dem Ordenswesen getrieben wurden." Herder wußte aber, wie seine Gattin ihrer obigen Angabe hinzufügt, „alles Wichtige, was in der Loge vorging; auch blieb er mit Männern wie Bode und F. L. Schröder in beständigem Gedankenaustausch und half ihnen bei ihren freimaurerischen Arbeiten mit seinem reichen Wissen." Seine Gattin bemerkt übrigens in ihren Erinnerungen: „Herder habe sein eigenes System darüber gehabt, das er einst ausarbeiten wollte, und er habe geglaubt, daß auch bei diesem Institute ein neuer, unserer Zeit gemäßerer Geist geweckt und die veralteten Gebräuche neu belebt werden sollten."

burg mit einem der ersten Väter und Häupter des Ordens näher bekannt geworden. Das war der Braunschweiger Joh. Heinrich Bode (geb. 1730), der Sohn eines armen Soldaten. Er wurde erst Ziegelbrenner, dann Musikant, Militärhautboist und endlich Hautboist in Celle. Nachdem ihm seine erste Frau mit drei Kindern gestorben war, heirathete er, 27 Jahre alt, zu Hamburg eine reiche Musikschülerin und avancirte 1762 zum Redacteur des Hamburger Unparteiischen Correspondenten und zu einer Stütze der aufgeklärten Partei. Alberti, Basedow, Klopstock, Gerstenberg traten in nähere Beziehung zu ihm. Besonders aber schloß sich Lessing an ihn an. Die Aufklärung betrieb er zugleich als humanitäres Unternehmen und als rentables Buchhändlergeschäft. „Er war," nach Hettner, „ein begeisterter Apostel des Freimaurerthums, und wie er einer der eifrigsten Führer des Maurerthums war, wurde er auch später (unter dem Namen Amelius) einer der mächtigsten Führer des von Weishaupt in Ingolstadt neugegründeten Illuminatenordens, da beide Orden immer weitere Verbreitung vernünftiger Aufklärung und sittlicher Werkthätigkeit zum gemeinsamen Zweck hatten und daher mit vollem Rechte einer allmählichen Vereinigung zustrebten." [1] Als Geschäftsführer der Gräfin Bernstorff, Wittwe des dänischen Ministers gleichen Namens, siedelte er 1778 nach Weimar über und ward hier bald die Seele der Loge. Göthe fand den Mann, der mit der Revolutionspropaganda von ganz Frankreich und Deutschland in Beziehung stand, sehr „redlich" und „ehrlich", fühlte sich aber noch nicht veranlaßt, in die Loge zu treten, deren Chef noch immer der Herr von Fritsch war. Erst nach der Schweizerreise kam er zu diesem Entschluß.

Am 17. Januar 1780 besuchte er Bode und hatte mit ihm eine „weitläufige Erklärung über □ ▽ (Loge Anna Amalia). Er ist ein sehr ehrlicher Mann" [2]. Im folgenden Monat wandte er sich um Aufnahme an den „Meister vom Stuhl":

S. den Aufsatz „Göthe und Herder als Freimaurer" von H. Marggraff, Bl. für lit. Unterh. 1864. S. 92. — Vgl. Herders Aufs. über die Tempelherren gegen Nikolai. Werke (Hempel). XVII. 337 ff. Briefe zur Beförderung der Humanität. XIII. u. s. w. Er war der eigentliche Theologe der Loge und ihres Humanitätsideals. — Handbuch für Freimaurerei I. 589 ff.

[1] Deutsche Biographie. II. 796. Über seine Beziehung zu den französischen Revolutionsmännern und Königsmördern vgl. „Triumph der Philosophie" II. 295. Er war unzweifelhaft einer der Frères Allemands, die Barruel erwähnt. IV. 361.

[2] Keil, Tagebuch. S. 208.

„Ew. Excellenz
nehme ich mir die Freiheit mit einer Bitte zu behelligen. Schon lange hatte ich einige Veranlassung zu wünschen, daß ich mit zur Gesellschaft der Freimaurer gehören möchte; dieses Verlangen ist auf unserer letzten Reise (durch die Schweiz) viel lebhafter geworden. Es hat mir nur an diesem Titel gefehlt, um mit Personen, die ich schätzen lernte, in nähere Verbindung zu treten, — und dieses gesellige Gefühl ist es allein, was mich um die Aufnahme nachsuchen läßt. Wem könnte ich dieses Anliegen besser empfehlen, als Ew. Excellenz? Ich erwarte, was Sie der Sache für eine gefällige Leitung zu geben geruhen werden, erwarte darüber gütige Winke und unterzeichne mich ehrfurchtsvoll

Weimar, den 13. Febr. 1780.

Ew. Excellenz
gehorsamster Diener
Göthe." [1]

Herodes und Pilatus wurden nun Freunde. Obgleich Fritsch das Wesen und Treiben Göthe's nicht leiden konnte, drückte er jetzt darüber das Auge zu und reichte ihm brüderlich die Hand. Göthe aber vergaß, daß Fritsch nichts „Feines und Behagliches" in seinem Wesen habe, er sah jetzt viel Verstand und Willen in ihm. Am 23. Juni Abends war □ und am 24. Juni Abends war wieder □, wie es im Tagebuch heißt. Am ersten dieser Tage, am Vorabend des Johannisfestes, wurde Göthe aufgenommen. Bode führte den Hammer. Die Brüderschaft scheint Göthe gut gefallen zu haben; er bat sehr bald um Beförderung. Schon am 31. März 1781 schrieb er wieder an Fritsch:

„Darf ich Ew. Excellenz bey der nahen Aussicht auf die Zusammenkunft einer Loge, auch meine eigenen kleinen Angelegenheiten empfehlen? So sehr ich mich allen mir unbekannten Regeln des Ordens unterwerfe, so wünschte ich doch auch, wenn es den Gesezzen nicht zu wider wäre, weitere Schritte zu thun, um mich dem Wesentlichen mehr zu nähern. Ich wünsche es sowohl um mein selbst als um der Brüder willen, die manchmal in Verlegenheit kommen mich als einen Fremden traktiren zu müssen. Sollte es nützlich seyn mich gelegentlich bis zu dem Meistergrade hinauf zu führen, so würde ich's dankbarlichst anerkennen. Die Bemühungen die ich mir bisher in nützlichen Ordenskenntnissen gegeben, haben mich vielleicht nicht ganz eines solchen Grades unwürdig gemacht.

Der ich jedoch alles Ew. Exc. gefälligster Einleitung und besseren Einsicht lediglich überlasse und mich mit unwandelbarer Hochachtung unterzeichne

den 31. März 1781.

Ew. Excellenz
ganz gehorsamster
Göthe." [2]

---

[1] Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia. S. 210. [2] Ebd. S. 211.

Der blinde Gehorsam wurde dankbar anerkannt und belohnt. Den ersten Mann im Herzogthum konnte man bei so edler Gesinnung nicht unter den „Kameelen" belassen. Am 23. Juni 1781 ward Göthe schon zum Gesellen befördert. Am 14. Januar des folgenden Jahres verhandelt er mit Seckendorf und Kalb viel über □, am 5. Februar verkündet das Tagebuch: Aufnahme des Herzogs. Bis gegen 11 in der □. Am 2. März 1782 endlich wurde Göthe selbst zum Meister befördert und stand nun zum ersten Mal formell **über** „seinem" Herzog.

Die Loge Anna Amalia gewann nun solches Ansehen, daß der Herzog Ferdinand von Braunschweig in den Jahren 1781 und 1782 das Directorium dahin verlegen wollte; allein der Herzog Karl August von Weimar war dagegen, weil er kein Freund des schottischen Systems war, das sein College in Braunschweig patrocinirte. Bald riß darüber in der Loge zu Weimar selbst Uneinigkeit ein. Als Bertuch am 24. Juni 1782 den Gegenstand berührte, gerieth er mit dem „ehrlichen" Bode so in Wortstreit, daß der Meister vom Stuhl die weiteren Arbeiten suspendirte, bis der am 16. Juli 1782 in Wilhelmsbad eröffnete Convent über den Werth der einzelnen Systeme entschieden haben würde. Da eine Vereinigung nicht zu Stande kam, so blieb die Loge bis am 16. Juli 1808 geschlossen[1]. Doch arbeiteten die Mitglieder unterdessen in der Haupttendenz des Bundes weiter. Karl August selbst veranlaßte die Wiedereröffnung der Loge und Göthe nahm in Wort, Schrift und That regen Antheil daran. Neben Bertuch wirkte er hauptsächlich für ihre Reorganisation. Bei der Beamtenwahl, bei welcher zwölf Meister zugegen waren, erhielt er drei Stimmen zum Meister vom Stuhl, während neun auf Bertuch fielen. Dagegen unterlagen die wichtigeren Reden, Gesänge und Anordnungen meistens seiner vorausgehenden Prüfung und Billigung. Kräftig wirkte er namentlich mit zur Einführung des Systems der Großloge zu Hamburg; denn die Anna-Amalia-Loge hatte bisher nach dem System der stricten Observanz gearbeitet. Göthe's Werke spiegeln nicht bloß in „Wilhelm Meister" und noch mehr in den „Wanderjahren" in ganzen Partien freimaurerische Ideen wieder und zeigen sich von dem Geiste maurerischen „Brudersinns" und maurerischer Symbolik erfüllt: sie enthalten auch manche Erzeugnisse, welche für die Loge, der er angehörte, gedichtet oder

[1] S. **Handbuch für Freimaurer.** III. 458 ff. Vgl. Briefw. **Karl Augusts** mit Göthe. I. 19. „Mehr Böcke," sagt Göthe, „sind wohl überhaupt im Ritual und Formal an keinem Johannistage vorgegangen."

verfaßt waren. Dahin gehören namentlich die Freimaurer-Lieder, welche unter der Rubrik „Loge" einen Bestandtheil seiner Gedichte bilden[1].

„Heil uns! Wir verbundne Brüder
Wissen doch, was Keiner weiß,
Ja, sogar bekannte Lieder
Hüllen sich in unsern Kreis.
Niemand soll und wird es schauen,
Was einander wir vertraut:
Denn auf Schweigen und Vertrauen
Ist der Tempel aufgebaut."[2]

Diese reizende „Verschwiegenheit" hat Göthe nicht erlaubt, die eigentlichen Lebensgedanken der Loge so anschaulich zu besingen, wie das sonst seine Art ist. Seine „Logenlieder" sind fast das Nebelhafteste, was er gedichtet. Etwas mehr lüftet sich der Schleier in einem alten Logen-Liederbuch, in welchem sich Göthe's Name brüderlich neben demjenigen Voltaire's findet[3]. Das folgende Lied aber wirft zugleich ein erklärendes Licht auf Göthe's Philosophie, Poesie und Leben, wenn es darin heißt, daß „die einfache Natur in einem ‚Maurer' den lächelnden Epikur mit dem göttlichen Plato vereinigt" und daß „jeder gute Bruder, sobald er aus der Loge kömmt, der zarten Liebe angehört".

„La lanterne à la main
En plein jour dans l'Athène (?),
Tu cherchais un humain,
Sévère Diogène;
De tous tant que nous sommes
Visite les maisons,
Tu trouveras des hommes
Chez tous les Franc-Maçons.

L'heureuse liberté
A nos banquets préside,
L'aimable volupté
A ses côtés réside.
Et la simple nature
Unit dans un Maçon
Le riant Épicure
Et le divin Platon.

---

[1] Göthe's Werke (Hempel) II. 423. Seine Freimaurerreden auf Wieland, Ridel ꝛc. ebd. XXVII. 2. Abth. 54—84.

[2] Göthe's Werke (Hempel) II. 425.

[3] Recueil de cantiques maçonniques. Cologne. Th. F. Thiriart. 5804.

Pardonnez, tendre amour,
Si dans nos assemblées
Les nymphes de ta cour
Ne sont point appelées!
Veux-tu sur nos mystères
Étendre aussi tes maux?
Nous voulons être frères,
Tu nous rendrais rivaux.

Toutefois ne crois pas
Que des âmes si belles
A marcher sur tes pas
Soient constamment rebelles;
Nos soupirs font l'éloge
Des douceurs de ta loi,
Au sortir de la loge
Tout bon frère est à toi."

Ein sinniges Echo der letzten Strophen bildet Göthe's „Gegentoast der Schwestern", welcher mit den Versen schließt:

„Und indem wir eure Lieder
Denken keineswegs zu stören,
Fragen alle sich die Brüder,
Was sie ohne Schwestern wären."[1]

Während Göthe in dem hier ausgedrückten Sinn der Loge diente, für sie dichtete und schrieb, ließen es die Brüder an Dank nicht fehlen; sie schlossen sich „liebend" den „Schwestern" an, um seine Werke über Alles zu loben und ihn endlich zu jenem Weltruf emporzurühmen, der die ganze neuere Literatur, zu deren unsäglichem Schaden, beherrscht[2]. Ohne sie wäre die „Pyramide" nie weiter gediehen.

Das Frühjahr und den Sommer 1780 brachte Göthe meist in Weimar zu[3]. Zur Abwechslung verfiel er auch auf den Gedanken, Historiker zu werden, fing an, Material zu einer „Geschichte des Her-

---

[1] Göthe's Werke (Hempel) II. 426.

[2] Die ▭ „Zur Arbeit" in Budapest hat unter dem Schutze des Gr. Or. von Ungarn den 30. April 1878 eine „Freimaurerische Göthe-Chrestomathie mit Einleitung und Commentar" als Preisaufgabe ausgeschrieben. S. Freimaurer-Zeitung, herausg. von Dr. O. Henne-Am Rhyn, vom 1. Juni 1878. Dieselbe sollte so abgefaßt sein, „daß das Ganze auch Nichtmaurern zugänglich gemacht werden könnte". Das scheint nicht gelungen zu sein. Um so mehr darf ich hoffen, daß vorstehende Skizze wenigstens den Br. Br. in Budapest willkommen sein wird.

[3] Vgl. Keil, Tageb. S. 207 ff. Schöll, Briefe an Frau von Stein. I. 285 ff.

zogs Bernhard von Weimar" zu sammeln, und beschäftigte, da er nicht Zeit genug fand, seinen Famulus Kraft damit, weitere Excerpte dafür zu machen. Doch stockte das Unternehmen bald. Obwohl er seine Tage um diese Zeit in „ordnende" und „erfindende" abtheilte, reichten jedoch weder die einen noch die andern für all die Grillen und Einfälle hin, denen er, wie ein Kind den Schmetterlingen, nachlief. Am wenigsten wollte sich die Geschichte des Herzogs Bernhard so in einigen Stunden mit dem Schmetterlingsnetz einfangen lassen. Er ließ sie also wieder laufen, nachdem er einige Monate sich damit bei Hofe interessant gemacht. Nebenher dictirte er seine Schweizerreise, übte ein Singspiel „Jery und Bätely", das er auf der Rückreise aus der Schweiz verfaßt hatte, bearbeitete einen Theil der „Vögel" des Aristophanes für's Liebhabertheater, stümperte am Egmont herum, fing den Tasso an, blieb aber mit beiden stecken. Den September verlor er ganz mit der erwähnten gouvernementalen Visitationsreise. Zu Hause wurde dann wieder „regiert", was ihm und dem Herzog Kopfbrechens gemacht zu haben scheint. „Was da auszustehen ist," schreibt er an Lavater[1], „spricht keine Zunge aus. Herrschaft wird niemand angeboren und der sie ererbte, muß sie so bitter gewinnen, als der Eroberer, wenn er sie haben will, und bitterer." Der Herzog selbst aber klagt im December über die Berichte der von Moser eingesetzten sogenannten Landcommission: „So ein Sammelsurium von Kindereien, Narrheiten, Dumpfheit, Cochonnerie und Hanswurstpossen ist nicht zu glauben, wenn man es zusammen in einer Stadt, geschweige in einem Heft Papier zusammenfände. Mir ist's so tröstlich wie ein Kapitel in der Bibel zu lesen gewesen."[2] Göthe kam der Monat December sehr „sauer" vor; er tröstete sich nur damit, daß es ihm endlich gelang, einen ihm widerwärtigen Beamten (Volgstedt) von der Kriegscommission zu entfernen[3].

Das Jahr 1781 fing ebenfalls wieder prosaisch an. Neben seinen

---

[1] Hirzel, Briefe an Lavater. S. 110.

[2] Um den Fürsten, der mit der Bibel ebenso leichtsinnig umsprang, wie mit katholischen Reliquien (s. Düntzer, Karl Aug. I. 230), dennoch als guten Christen loben zu können, stellte der Prediger Wilh. Schröter, Pfarrer in Großheringen, folgende Definition von Religion und Kirche auf: „Dieses Menschsein und Menschseinwollen, nach dem vollendeten Bilde der Menschheit, und redliche und eifrige Streben darnach, ist Religion" ... „Die Kirche ist aber durchaus nichts für sich, weder über, noch neben, noch unter dem Staat, sondern der Staat selbst in seinen höchsten und geistigsten Bestrebungen." Karl August rc. Was er geistig war und wie er es geworden. Leipzig 1829. S. 47.

[3] Keil, Tagebuch. S. 233 ff.

friedlichen Kriegsgeschäften, welche sich meist im Actenstaub des Bureau erledigten, schrieb Göthe ein „Gespräch über deutsche Literatur" gegen Friedrich II. von Preußen. Dasselbe scheint verloren zu sein. Über die Faschingszeit mußte der Kriegsminister wieder Maskenzüge arrangiren; dann ging es für acht Tage nach Neunheiligen zur schönen Gräfin Werthern. Im März setzte ihm das Klima etwas zu. „Wenn wir in einem bessern Klima wären, so wäre viel anders; ich bin das decidirteste Barometer, das existirt."[1] Ende April aber lehnte er es entschieden ab, den Herzog abermal auf einer Reise zu begleiten, vertauschte von da ab das familiäre „Du", mit dem er bisher das ebenso familiäre des Herzogs erwiedert hatte, mit feineren Formen. Lavater schrieb er:

„In mir reinigt sich's unendlich, und doch gesteh' ich gerne, Gott und Satan, Höll und Himmel, die du so schön bezeichnest in mir einem. Oder vielmehr möcht ich das Element, woraus des Menschen Seele gebildet ist, und worin sie lebt, ein Fegfeuer nennen, worin alle höllischen und himmlischen Kräfte durcheinander gehen und wirken."[2]

Trotz dieser unendlichen Reinigung kam er mit keiner seiner Arbeiten und Projecte voran. Geistige und leibliche Beschwerden drückten ihn im Sommer so nieder, daß auch ein Ausflug nach Ilmenau ihm keine rechte Erholung zu gewähren vermochte. Die Tanzvergnügen, Miseleien und Tollheiten, die er früher in diesen Gegenden getrieben, erschienen ihm jetzt ganz ekelhaft.

„Ich sehne mich recht von hier weg," schrieb er an Frau von Stein, „die Geister der alten Zeit lassen mir hier keine frohe Stunde. Ich habe keinen Berg besteigen mögen, die unangenehmen Erinnerungen haben alles befleckt. Wie gut ist's daß der Mensch sterbe, um nur die Eindrücke auszulöschen und gebadet wieder zu kommen."[3]

Im Juli ward die Mißstimmung noch ärger. Am 8. schrieb er ihr:

„Ich sehne mich heimlich nach Dir, ohne es mir zu sagen, mein Geist wird kleinlich und hat an nichts Lust, einmal gewinnen Sorgen die Oberhand, einmal der Unmuth, und ein böser Genius mißbraucht meiner Entfernung von Euch, schildert mir die lästigste Seite meines Zustandes und räth mir, mich mit der Flucht zu retten. bald aber fühle ich, daß ein Blick, ein Wort von Dir alle diese Nebel verscheuchen kann."[4]

---

[1] Schöll, Briefe an Frau von Stein. II. 56.
[2] Hirzel, Briefe an Lavater. S. 125.
[3] Schöll, l. c. II. 85. [4] Ebd. II. 88.

Nach seiner Rückkehr wehte indeß wieder bessere Luft und Laune. Auf den 28. August, seinen Geburtstag, bereitete ihm der Hof eine glänzende Ovation. Es wurde im Ettersburger Waldtheater ein großes Schattenspiel gegeben: „Minerva's Geburt, Leben und Thaten". Hinter dem großen weißen Tuch, das den Olymp bedeutete, zeigte sich zuerst Maler Kraus mit einem riesigen Jupiterkopf aus Pappe. Nachdem er die Metis verschlungen, bekam er gewaltiges Kopfweh. Vergeblich reichte ihm Ganymed, auf einem Adler reitend, die Nektarschale. Nachdem Äskulap, von Ganymed herbeigeholt, ebenso vergeblich dem Göttervater an der Nase zu Ader gelassen, erschien der Herzog Karl August selbst als Vulkan und spaltete den Riesenkopf und, so erzählt R. von Gottschall weiter, „Corona Schröter stieg, nur von leichtem Gazeflor umhüllt, aus dem Götterhaupte, so daß Wieland die allergenaueste Übereinstimmung mit dem griechischen Göttercostüm mit Vergnügen zu bemerken fand. Die wunderbare Schönheit der Corona Schröter in diesem Augenblick blieb den Weimaranern noch lange in der Erinnerung" [1]. Von einem Genius getragen, zeigte sich im dritten Act der Name Göthe's in den Wolken. Dann trat Minerva-Corona hervor und überreichte ihm zum Geburtsfeste die Angebinde der Götter: Leier, Kranz und den Gürtel der Schönheit; nur die Peitsche, auf deren Riemen das Wort Aves (Vögel) stand, behielt sie zurück und legte sie bei Seite. In den Wolken aber funkelten in hellen Transparents die Namen „Iphigenie" und „Faust".

Vor und nachher versicherte Göthe die Frau von Stein seiner ewigen Liebe und Leibeigenschaft und bat sie, „wenn's möglich ist", die Freuden „rein genießen zu lassen", die ihm das Wohlwollen der Leute bereitete [2]. Im September reiste er mit ihrem Sohne Fritz nach Dessau und Leipzig, Anfangs October suchte er den Deutsch-Franzosen Baron Grimm in Gotha auf, versöhnte sich mit dem „Orang-Utang" Nicolai und schrieb ihm ins Stammbuch: Utile dulci. Doch kam das ganze Jahr wieder nichts Literarisches von Bedeutung zu Stande. Ein angefangenes Fragment „Elpenor" stockte nach den ersten Scenen, Egmont wollte nicht weiter. Unter mineralogischen und anatomischen Dilettanterien kam die Weihnacht heran. Die Jagdliebe des Herzogs machte Göthe recht ärger-

[1] S. Frauenbilder unserer classischen Zeit. Unsere Zeit. 1875. II. 897. Vgl. Keil, Corona Schröter S. 202. Burkhardt, Liebhabertheater. Grenzboten 1873. III. 1 ff.

[2] Schöll, Briefe. II. 98.

lich[1]; mit Freuden dagegen gab er der Herzogin-Mutter Ideen für ihren Garten in Tiefurt an und trat zu ihrer Ehre gegen Ende des Jahres noch als „Marktschreier" in einer selbstverfaßten kleinen Farce auf: „Das Neueste aus Plundersweilen"[2]. Klopstock wurde darin in geradezu gemeiner, widerlicher Komik dem allgemeinen Gespött preisgegeben.

Im Beginn des neuen Jahres 1782 ward Göthe sogar Balletmeister, arrangirte das Zauberspiel „Karfunkel und Amor" und die Maskerade „Aufzug des Winters"[3]; aber er war doch so recht von Herzen der alte Faschingsgeck nicht mehr. Die übeln Finanzen von Weimar gingen ihm zu Herzen und er sehnte sich ordentlich nach dem Ende des Carnevals[4]. Als dieser vorüber war, machte er seine Rundreise zur Auslese der Rekruten und fand zu Hause noch mehr Prosa vor. Zu seinem Schrecken sah er jetzt, daß das Plaisirleben bei Hofe den Wohlstand des Landes und die ganze Finanzwirthschaft untergrabe.

„Du weißt aber," schrieb er Knebel, „wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen und sich hübsch dick und grün gesogen haben, dann kommen die Ameisen und saugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leibern. Und so gehts weiter, und wir habens so weit gebracht, daß oben immer in einem Tage mehr verzehrt wird, als unten in einem organisirt beygebracht werden kann."[5]

Er wunderte sich jetzt, daß Hof und Herzog genau so geworden waren, wie er sie in den ersten Jahren erzogen hatte. Mit Sparen und nationalökonomischen Experimenten suchte er die Sache in's Geleise

[1] „Der Herzog hat seine Existenz im Hetzen und Jagen." Guhrauer, Briefwechsel zwischen Göthe und Knebel. Leipzig 1851. I. 39.

[2] Aus Knebel's Nachlaß. Nürnberg 1858. S. 114. Göthe's Werke (Hempel). VIII. 201—215. Grenzboten 1870. II. 354, woselbst der Bericht des Tanzmeisters Aulhorn über das „Neueste". „Die Kleidung des Gh. Götens war rothe Strümpfe, welche über die Knie gingen, eine große Bürgermeisterswefte, dergleichen Manschetten, Schapeau und Halskrauße, Rock mit großen Aufschlägen und eine schwarze Perruque." So stand der Minister-„Marktschreier" vor dem von Kraus angefertigten Jahrmarktsrahmen und persiflirte erst ziemlich schonend Nicolai, etwas herber die beiden Stolberg, Wieland, Gleim, die Sturm- und Drang-Genies, den wackern Klopstock aber in unwürdigster, zotenhafter Weise.

[3] S. Burkhardt, Grenzboten. 1873. l. c.

[4] Schöll, Briefe an Frau von Stein. II. 156.

[5] Guhrauer, Briefwechsel zwischen Göthe und Knebel. I. 29. In den Briefen an Knebel herrscht im Allgemeinen jener Junggesellenhumor vor, der mit seinen sentimentalen Stimmungen abwechselte. Da ist er oft ganz „glücklich", während er bei Frau von Stein „unglücklich" ist. Knebel hat das selbst theilweise erklärt, wenn er sagt, daß Göthe sowohl „Held" als „Komödiant" sei. Dazu ist auch der rasche Wechsel der Gefühle in Rechnung zu ziehen.

zu bringen. Er mahnte und moralisirte und spielte sich als weisen Mambres auf. Aber das zog nicht. Dazu war der Herzog wieder mit der Herzogin entzweit, die sich sehr unglücklich fühlte, daß ihr Gatte, ganz nach Göthe's Beispiel, der Gattin eines Andern, der erwähnten Gräfin Werthern, sein Herz schenkte.

„Auch diesem Uebel," jammerte Göthe, „seh ich keine Hülfe. Könnte sie einen Gegenstand finden, der ihr Herz zu sich lenkte, so wäre, wenn das Glück wollte, vielleicht eine Aussicht vor sie. Die Gräfin (Werthern) ist gewiß liebenswürdig und gemacht, einen Mann anzuziehen und zu erhalten. Die Herzogin ist's auch, nur daß es bei ihr, wenn ich so sagen darf, immer in der Knospe bleibt. . . . . O meine Beste! Wer kann der Liebe vorschreiben? Dem einfachsten und grilligsten Dinge in der grillenhaften Zusammensetzung, die man Mensch nennt." [1]

Von einer sittlichen Überwindung der Grillen, von einer ernsten Auffassung der Ehe hatte dieser herzogliche Familienrath alle Vorstellung verloren. Während er dem Herzog obscöne Bilder und Statuen besorgte, und ihn über Liebesaffairen aller Art unterhielt, klagte er dann über die „arme" Herzogin, daß sie ihrem Gemahl nicht üppig genug war. Das war so „Menschenliebe" und „reine Menschlichkeit".

Unterdessen zog Göthe gegen Ende Mai aus seinem Gartenhause in die Stadt, sowohl um näher beim Herzog und bei den Regierungsstuben, als auch um näher bei der Frau von Stein zu sein, welche ihm denn auch bei Einrichtung seiner neuen Wohnung ganz wie eine „Hausfrau" behilflich war und ihm ihren Sohn „Fritz" als Hausgenossen und Zögling übergab [2]. Am 1. Juni war der Umzug glücklich vollendet; zwei Tage darauf erhielt Göthe das Adelsdiplom, das ihm der Herzog bei Kaiser Joseph II. ausgewirkt hatte. Göthe that sich nicht besonders viel darauf zu gut [3]; er war Realist und darum war ihm an der Macht und dem Einfluß, den er schon zuvor besaß, mehr gelegen, als an dem Titel, der sie nunmehr decorirte. Noch nach vielen Jahren hat er Weimar „sanscülottisch" genannt [4], und in der That ist er, wie die meisten liberalen Parvenus, nie ein principienfester Aristokrat geworden. Je

---

[1] Schöll, Briefe. II. 192.

[2] S. Ebers und Kahlert, Briefe von Göthe und dessen Mutter an Fritz v. Stein. Breslau 1846.

[3] S. seine Verse „Der Dichter im Staatswagen" (Hempel) III. 49, und Schöll II. 206, wo er den Wunsch ausspricht, das höfische Sechsgespann für einen Pegasusritt hinzugeben.

[4] Burkhardt, Göthe's Unterh. mit dem Kanzler v. Müller. S. 148.

nach Wetter, Vortheil und der herrschenden Stimmung des Augenblicks sprach er bald demokratisch-bürgerlich, bald höfisch-aristokratisch, nahm im Äußern vornehme Airs an, verachtete im Grunde aber den Adel ebenso wie die Spießbürger und den Pöbel, kroch vor Napoleon und blieb, wie dieser, ein hochmüthiges Kind der Revolution.

Der Herr von Kalb, der 1775 mit ihm gleichzeitig zu einem der höchsten Verwaltungsposten, der Kammerpräsidentschaft, erhoben worden war, hatte aber mittlerweile schlecht gewirthschaftet. Die Finanzen gingen drunter und drüber. Kalb erhielt im Juni 1782 plötzlich seinen Abschied. „Als Geschäftsmann," so schrieb Göthe, „hat er sich mittelmäßig, als politischer Mensch schlecht und als Mensch abscheulich aufgeführt." [1] Anstatt sich nach einem geschulten Finanzmann umzusehen, ernannte der Herzog seinen Freund Göthe zum interimistischen Kammerpräsidenten, d. h. Finanzminister, und Göthe, der eben noch danach geseufzt hatte, sich ganz der Kunst zu widmen, nahm den Posten an. Darauf wurde er dem Finanzdepartement durch folgende „classische" Ordre zugleich als Chef und Lehrling vorgestellt:

„Die Geschäfte Eures Departements gehen vorerst in der zeitherigen Ordnung und in dem hergebrachten gewöhnlichen Gang unter der Leitung des jedesmal vorsitzenden Kammerraths fort. Ihr zusammen expedirt die kurrenten und ordinären, durch Etat und andere Vorschriften bestimmten Angelegenheiten. So viel hingegen alle etwas beträchtlicheren, aus der gewöhnlichen Bahn herausschreitenden, eine Abweichung von dem, was obgedachtermaßen durch Etat und sonst festgesetzt ist, mit sich führenden Vorfallenheiten anbelanget, geht Unsere Intention dahin, daß, da Wir Unserem geheimen Rath Göthe Gelegenheit, sich mit denen Kammerangelegenheiten näher bekannt zu machen und Uns in diesem Fach in der Folge nützliche Dienste zu leisten, verschaffen wollen, Ihr über alle dergleichen Vorfallenheiten mit demselben Rücksprache halten, ihm, wenn er, so oft es seine übrigen Dienstverrichtungen gestatten, denen Sessionen Eures Kollegii beiwohnen will, so wie außer denselbigen mit allen ihm nöthig scheinenden Informationen an Handen gehen, die von ihm verlangten Akten ihm verabfolgen und alle Auskunft geben lassen sollet." [2]

Der Minister-Lehrling war klug genug, für seine neuen Studien keine Gehaltserhöhung zu verlangen. Das hätte Stadt und Land doch gar zu drollig vorkommen müssen.

[1] Guhrauer I. 34. — Düntzer, K. Aug. I. 150.
[2] Vogel, Göthe in amtl. Verhältnissen. S. 4. 5.

13. Pegasus im Joch.

1780—1788.

„Gewiß, ich wäre schon so ferne,
So weit die Welt nur offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
Die mein Geschick an deines angehangen."
Göthe an Frau von Stein. 1784.

„Das Vertrödeln der Zeit war ihm unangenehm, erschien ihm aber nothwendig." Gödeke.

Mit der Ernennung zum interimistischen Kammerpräsidenten hatte Göthe den Gipfel des „Weltregiments" erreicht. Hof, Theater, öffentliche Bauten, Wege, Straßen, Bergwerk, Industrie, Polizei, Militär, Schulwesen, Forstwesen, Finanzen — Alles war nunmehr ihm unterthan. „Es geht mir," scherzte er selbst, „wie dem Treufreund in meinen Vögeln, mir wird ein Stück des Reichs nach dem andern auf dem Spaziergang übertragen." [1] Aber er fügte bei: „Dießmal muß mir's nun freilich Ernst und sehr Ernst sein, denn mein Herr Vorgänger hat saure Arbeit gemacht." Er glaubte wenigstens zwei volle Jahre aufopfern zu müssen, bis die Fäden nur so gesammelt wären, daß er mit Ehren bleiben oder abdanken könnte. Allein als resoluter, sanguinischer Streber schrieb er auf die neue Expeditionsstube sein altes Motto: Hic est aut nusquam quod quaerimus [2], und beschloß, die Finanzen des Herzogthums auf einen bessern Fuß zu bringen — also möglichst viel Geld einzunehmen und möglichst wenig Geld auszugeben. Noch eben vor seiner Ernennung hatte er Merck gebeten, ein Kapital, das der Herzogin gehörte, flüssig zu machen, um eine Gemäldesammlung anzulegen. Der Kunstliebhaber opferte aber sofort dem Finanzminister seine Passion und beschloß, das Kapital nützlicher anzuwenden [3].

Wie alles Neue, so ergötzte auch das Finanzministerium den lebhaften Mann, der Alles selbst sehen, selbst erleben, selbst erfahren wollte. Je weniger es ihm darum zu thun war, irgend eine Wissenschaft, irgend

[1] Wagner, Briefe an Merck. 1835. S. 336.
[2] Guhrauer, Briefe an Knebel. I. 35.
[3] Wagner, l. c. 337.

einen Zweig praktischer Thätigkeit gründlich zu lernen, desto mehr Lust hatte er, immer wieder ein neues Fach anzugreifen, dilettantisch darin herumzufuhrwerken und etwas Charlatanerie damit zu treiben. Er hatte längst beobachtet, daß die Welt nun einmal betrogen sein will, und daß sie sich von „genialer“ Unverfrorenheit und kühnem Autodidaktenthum mehr imponiren läßt, als von bescheidenem, ernstem und gründlichem Wissen und Können. Hier wie in andern Geschäftszweigen hatte er wieder subalterne Kräfte zur Hand, welche die eigentliche mechanische Geschäftsarbeit besorgten, mit deren Hilfe er sich orientiren konnte, um sie dann vollständig in seinen Diensten und nach seinen Ideen arbeiten zu lassen. Im Ausbeuten Anderer hatte er schon eine große Gewandtheit erworben. In zwei Jahren hoffte er alle Rechnungen und Acten persönlich zu kennen, die ganze Beamtenschaft und alle Verhältnisse zu durchschauen und alle Fäden in seiner Hand zu sammeln. So wunderlich seine Poetenlaunen mit fast jedem Tage wechselten, so trocken und prosaisch ihm allmählich das neue Ressort auch vorkam, so ging es ein Jahr lang doch ziemlich gut; er konnte am Ostersonntag 1783 an Knebel schreiben: „Meine Finanzsachen gehen besser, als ich mir vor'm Jahr dachte. Ich habe Glück und Gedeihen bei meiner Administration, halte aber auch auf das Festeste über meinem Plane und über meinen Grundsätzen.“ [1]

Die Geburt eines Erbprinzen, am 3. Febr. 1783, hatte wieder eine Annäherung zwischen Herzog und Herzogin herbeigeführt, Hof und Land mit Freude erfüllt. Herder hielt die Festrede, in der, sogar zu Göthe's Verwunderung, kein einziges christliches Motiv angeschlagen war [2]. Doch die frohen Tage zogen rasch vorüber, und wenn man ihre Zahl gegen all die Klagen hält, die er brieflich der Frau von Stein ausschüttet, so sieht man bald, daß der neue Finanzminister ein sehr geplagter Mann war und im Grunde wenig frohe Stunden hatte.

„Meine Geschäfte gehen stille hin,“ so schreibt er ihr am 11. September 1782 [3], „Zerstreuung hab' ich nicht, meine Erholungen selbst sind absichtlich und gebunden.“ „Ich sehe fast niemand,“ schreibt er im November an Knebel, „außer wer mich in Geschäften zu sprechen hat; ich habe mein politisches und gesellschaftliches Leben ganz von meinem moralischen und poetischen (äußerlich versteht sich) getrennt und so befinde ich mich am besten. —

[1] Guhrauer I. 44.
[2] Düntzer, Aus Herders Nachlaß. I. 73.
[3] Schöll II. 246.

Meine vielen Arbeiten, von denen ich dem Publiko noch einen größern Begriff erlaube (sic!) entschuldigen mich, daß ich zu niemand komme. Abends bin ich bei der Stein und habe nichts Verborgenes vor ihr. Der Herzog hat seine Existenz im Hetzen und Jagen. Der Schlendrian der Geschäfte geht ordentlich; er nimmt einen willigen und leiblichen Theil dran, und läßt sich hie und da ein Gutes angelegen sein. Die Herzogin ist stille, lebt das Hofleben; beide seh' ich selten."[1] Gar sehr vermißte er jetzt seine poetische Garteneinsamkeit. „Ich strich um mein verlassen Häuschen, wie Melusine um das ihrige . . .", so klagte er der Frau von Stein. „Wie viel habe ich verloren, da ich jenen stillen Aufenthalt verlassen mußte! Es war der zweite Faden der mich hielt, jetzt hänge ich ganz allein an Dir und Gott sei Dank ist dies der stärkste."[2]

So lamentirt er fast von Tag zu Tag. Die Briefe an Frau von Stein, sonst schon eine langweilige Tautologie der Liebe, gehen um diese Zeit in ein Moll über, das ganz unausstehlich ist, zumal wenn man bedenkt, daß der Dichter sich selbst alle die Fesseln geschmiedet, unter denen er weibisch ächzt und seufzt. Auch nach der Geburt des Erbprinzen nahmen diese Seufzerkasten-Melodien ihren fast ununterbrochenen Fortgang.

Am 7. April 1783 heißt es: „Es sind schon wieder allerlei Geister los, die mich umsumsen; am schlimmsten plagt mich der Teufel des Unverstands, des Unbegriffs und der Unanstelligkeit von manchen Menschen." Und noch in der Osterwoche, nachdem er eben triumphirend auf sein erstes Finanzjahr zurückgeblickt, sinkt er zu dem verzweifelten Geständniß herab: „Ich bin wohl. Nur ist es ein sauer Stück Brod, wenn man drauf angenommen ist, die Disharmonie der Welt in Harmonie zu bringen. Das ganze Jahr sucht mich kein angenehmes Geschäft auf, und man wird von Noth und Ungeschick der Menschen immer hin und wieder gezogen."[3]

Obwohl er mit seiner eigenen Geschäftsführung ganz zufrieden war, ja oft in größter Selbstgefälligkeit sich darin bespiegelte, so geht doch aus einem späteren Briefe (aus Italien) unzweifelhaft hervor, daß der Herzog unter seiner Finanzverwaltung nicht bloß viel Ärger und Verdruß erntete, sondern auch durch die autodidaktischen Finanzexperimente Göthe's materielle Verluste erlitt[4]. Wie hoch sich diese Verluste beliefen, haben die Göthe-Forscher bis jetzt nicht näher untersucht. Sie reden an dieser Stelle nur von seiner „Uneigennützigkeit", wozu er, wie zu allem seinem Lob, schon selbst den Ton angegeben hat.

[1] Guhrauer I. 38. 39. [2] Schöll II. 264.
[3] Schöll II. 305. 310.
[4] Briefwechsel Karl Augusts mit Göthe I. 117.

„Einen Parvenu wie mich,“ so sagte er später, „konnte bloß die entschiedenste Uneigennützigkeit aufrecht erhalten. Ich hatte von vielen Seiten Anmahnungen zum Gegentheil; aber ich habe meinen schriftstellerischen Erwerb und zwei Drittel meines väterlichen Vermögens hier zugesetzt und erst mit 1200 Thaler, dann mit 1800 Thaler bis 1815 gedient.“ [1]

Das tönt sehr schön, ist aber bloße Schönfärberei. Bei nur einigem Fleiß hätte er aus seinem väterlichen Vermögen und dem Ertrag seiner Schriftstellerei bequem leben können. Beides kam auch jetzt ausschließlich ihm zu gut. Mit seinem Gehalt von erst 1200 und dann 1800 Thalern hatte er ein nicht bloß hinreichendes, sondern für Weimar glänzendes Auskommen. Er brauchte nicht zu sparen, um so weniger, als der Herzog ihm freie Wohnung verschaffte und er selbst keine Familie hatte, sondern fast das halbe Jahr bei Andern, meist noch bei Hof, zu Gaste war.

Jeden Tag hatte er mehrere Stunden für schriftstellerische Arbeiten und alle erdenklichen Dilettanterien frei; er trieb neben seinen Poetereien alle anderen Wissenschaften und Künste, war ganze Wochen und Monate gar nicht auf seinen Bureaux; ja es stand ganz in seiner Macht, wie früher, unabhängig der schönen Kunst zu leben. Als vernünftiger Mann mußte er dem Herzog nach Kalbs Demission entschieden rathen, die verlotterte Finanzwirthschaft in die Hände eines geschulten und erfahrenen Finanzbeamten zu legen, der Personen und Verhältnisse oder wenigstens das Fach kannte [2], nicht aber sich selbst in die erledigte Stelle drängen, für die ihm alle Fachkenntniß und Schulung abging, so daß er selbst zwei volle Jahre für nöthig hielt, um sich autodidaktisch in dieselbe hineinzuleben. So auf Gerathewohl die Finanzverwaltung eines ganzen Landes auf sich zu nehmen, das war ein eitler, ehrgeiziger, fast kindischer Autodidaktenschwindel — „grenzenlose Uneigennützigkeit“ war es sicher nicht.

Das wahrhaft lächerliche Experiment rächte sich aber nicht nur an des Herzogs Kasse, sondern auch an des Dichters Genie, Lebensglück, Gesundheit und ebenso an des Hofes vielgerühmter Geselligkeit und literarischer Entwicklung. Fruchtlos quälte er sich ab, seine geniale Dichterphantasie zu unterdrücken, um ein nüchterner Finanzbeamter zu werden; ebenso erfolglos bemühte er sich, in andern Stunden sich aus dem Actenstaub seiner Bureaux in poetische Regionen zu erschwingen. Der

---

[1] Burkhardt, Unterh. mit Kanzler v. Müller. S. 53.

[2] In dieser Hinsicht hätte der Herzog und das Land sicher weit mehr an H. Merck gehabt; doch den wollte Göthe nicht nach Weimar kommen lassen.

Pegasus, dem er die Flügel über den Rücken gebunden, ward ein nur sehr mittelmäßiger Karrengaul. Wenn er ihn Abends ausschirrte und dichten wollte, dann waren die Flügel krumm und lahm. Das Fliegen ging nicht; wehmüthig schlich er sich zu Frau von Stein, um das arme Thier streicheln und ihm sagen zu lassen, daß es doch noch das geliebte Pferd der Musen sei. Aus dem unerquicklichen Gegensatz der zwei feindlichen Lebenssphären entwickelte sich nur dürftig ein trostloser Galgenhumor, der nicht mehr hinreichte, lebenslustige Farcen zu erfinden, noch viel weniger, einen ganzen Hof zu erheitern. Das mußte der Hof fühlen, und Göthe war zu feinfühlig, um es nicht doppelt schwer mitzuempfinden. Er zehrte nur von dem Ruhm früherer Lustigkeit und besserer Zeiten.

Das werthvollste Product dieser vier Jahre ist wohl noch die zweite Abtheilung der „Briefe aus der Schweiz“ [1], eine lebendige, anschauliche Reisebeschreibung, unter dem unmittelbaren Eindruck großartiger Naturschönheiten zu Papier gebracht, nachher mit Sorgfalt redigirt und abgerundet, zwar noch ein wenig beeinflußt von Rousseau's Naturschwärmerei, aber doch nicht von ihr beherrscht. Von der kleinen Schweiz lernt man daraus allerdings nur ein kleines Stück kennen, die Ufer des Genfersees, das Thal der Rhone und den Gotthard, und zwar nur nach der pittoresken Seite, ohne tieferes Eingehen auf Leben, Sitte und Geschichte der Bewohner; die eingeflochtene Legende des hl. Alexius und die Skizze des Gotthardhospizes ist durch lächerlich-seichte Touristenanmerkungen verkleckst. Doch ist die Naturschilderung eine glänzende, sie gehört zu den schönsten Beschreibungen des Hochgebirges, die es gibt, auch in Sprache und Stil ein Muster von Darstellung.

Fast läppisch dagegen ist das Singspiel „Jery und Bätely“, von dem Göthe später behauptete: „Die Gebirgsluft, die darinnen weht, empfinde ich noch, wenn mir die Gestalten auf Bühnenbrettern zwischen Leinwand und Pappenfelsen entgegentreten.“ [2] Unmittelbar nach Erfindung des Stückes (1780) urtheilte er selbst ganz anders: „Die Scene ist in der Schweiz, es sind aber Leute aus meiner Fabrik“ [3]; d. h. eine Spröde mit Milcheimern, ein verliebter Poet im Sennenkostüm, ein

[1] Göthe's Werke (Hempel) XVI. 439 ff.

[2] Ebd. IX. 143 ff. Der gute Philister Riemer glaubte ihm das und witterte Alpenluft darin. Mittheilungen II. 111.

[3] Schöll, Briefe an Frau von Stein. I. 283. Strehlke meint, Jery und Thomas zusammen seien = Göthe, Bätely Frau von Stein und der alte Papa „Herder“. Das Stück wird dadurch kein Haar gescheiter.

väterlicher Philister, der sich trotz Alpenluft nicht zu helfen weiß, ein närrischer Soldat, der dem sehr dummen Liebhaber mit einer plumpen Kriegslist zu Hilfe kommt, und dazu ein paar dumme Liebesliedchen — das ist ungefähr Alles. „Es ist eingerichtet," sagt der Verfasser selbst, „daß es sich in der Ferne bei Licht gut ausnimmt"[1], d. h. auf etwas Singsang und Operetteneffect berechnet.

Als Göthe im Sommer 1780 wieder etwas Neues für die Liebhaberbühne liefern sollte, war seine Erfindungskraft so erschöpft, daß er zu Aristophanes griff und einen Theil der „Vögel" mit Anspielungen auf die Gegenwart zu verdeutschen suchte[2]. Es ist schlimm, wenn man seinen Humor in Griechenland suchen muß. Der Witz wurde so gelehrt, daß man heute einen doppelten Commentar braucht, um ihn zu verstehen, einen für die griechischen, einen für die weimarischen Bestandtheile. Die Vergleichung der beiden Elemente fällt, sowohl was Erfindung und Geist, als was Form und Sprache betrifft, entschieden zu Gunsten des griechischen Dichters aus. Für den Weimarer Hof aber lag der Hauptwitz keineswegs in tiefer Kenntniß des Griechischen, sondern in den närrischen Vogelmasken, die Jedermann verstand, und in Personalien, auf welche dieselben ergötzlich bezogen wurden[3].

Im Jahr 1781 gedieh nicht einmal mehr eine solche Travestie, sondern bloß Texte zu ein paar Maskenzügen, die sich zur Abwechslung an den Nordpol verirrten: „Ein Zug Lappländer" und „Aufzug des Winters". Dieser hofdämlichen Maskenpoesie folgten 1782 „Die weiblichen Tugenden", der „Aufzug der vier Weltalter"[4] und das pantomimische Ballet „Die Entführung"[5]. Im Sommer schrieb Göthe rasch ein paar nichtssagende Scenen dahin, um an der Ilm von der schönen Corona Schröter seinen „Erlkönig" und ein paar Gedichte von Herder singen zu lassen. Man war höflich genug, dieß für ein

---

[1] Schöll II. 283.

[2] Werke (Hempel) VIII. 371.

[3] S. Köpert, über „Göthe's Vögel". Berlin 1874. Calvary und Comp. — Daß Herzogin Anna Amalia die obscönen Derbheiten des Aristophanes im Original lesen wollte, verräth wenig weibliches Zartgefühl.

[4] S. die „Maskenzüge". Werke (Hempel) XI. 277 ff. „Was gebe ich Ihnen von hier Neues?" so heißt es in einem Brief vom 6. Febr. 1782, „Gelehrtes — wirklich nicht, denn daß uns Göthe neulich ein Schauspiel ohne Namen gab, mehr pantomimirt, mehr getanzt, gezaubert und maschinirt, als gesungen und gesprochen, . . . ist nichts Interessantes" u. s. w. Aug. Diezmann, Aus Weimars Glanzzeit. Leipzig 1855. S. 40.

[5] Burkhardt, Liebhaberbühne. Grenzboten 1873. III.

Singspiel hinzunehmen und so kam die sentimentale Hudelei denn auch glücklich als „Die Fischerin“[1] in die gesammelten Werke.

Während der Wintersaison 1783 sank der Geschmack und das dramatische Interesse am Hof, sowie die poetische Thätigkeit Göthe's noch tiefer herab. Anstatt Stücke zu schreiben, zu memoriren und einzuüben, fand man es vortheilhafter, sich artig zu maskiren und zu tanzen. Karl August eröffnete die bisher nur den Hofkreisen zugänglichen Redouten für das große Publikum und übernahm selbst die Kosten der Musik, während die Herzogin-Mutter die Kosten der Heizung mütterlich mit ihm theilte. Der gewöhnlichsten Faschingsunterhaltung wurden noch großartige Titel beigelegt. So hieß eine Redoute am 14. Februar: „Das Opfer im Hayn der Geister“, und wurde darin dem kürzlich geborenen Erbprinzen von Göthe „das Horoskop der Elementargeister“ gestellt. Doch Schneider und Putzmacherin verdrängten immer mehr die neun Musen, und am 13. März vereinigten sich die Väter der deutschen Literatur sogar dazu, ihre schönen Verkleidungen unter freiem Himmel von allen Neugierigen in Stadt und Land und vorab von der lieben Jugend bewundern zu lassen[2].

Den Zug eröffnete ein Trupp türkischer Reiter mit Roßschweif und Fahnen. Darauf erschien der Landesfürst Herzog Karl August, an der Spitze seines Corps, mit einer Weste von drap d'argent und mit einem mit Hermelin besetzten Dolman von drap d'or. Die Pferde strahlten in reichstem Schmuck. Fackelträger und Janitscharen begleiteten den Fürsten, ein Wagen mit Trompetern und Paukern folgte ihm. In mittelalterlicher Tracht zeigte sich dann der Herr von Schardt als „Carneval“ mit Pierrot (dem Herrn von Einsiedel), Scapin (dem Major von Fritsch) und Polichinell (dem Herrn von Seckendorf), den noch eine ganze Schaar von Polichinellen, weiß und roth, umgaben. Auf einem mit weißem Bärenfell behangenen Pferde folgte sodann der Winter (Oberstallmeister von Stein) mit einem Gefolge von Fackelträgern, Hermelinfängern, grönländischen Bauern und Lappländern. Dann ließen sich zwei „Ritter“ sehen, der eine, Graf von Werthern[3], in niederländischer Tracht, der andere, Göthe, in altdeutscher Tracht von weißem Atlas mit rothem Purpurmantel, mit einem Gefolge von Knaben in weißem und gelbem Costüm. Die nächsten im Zuge waren: ein geharnischter Ritter (von Grote) mit Reisigen und Wappenträgern, ein Bergmann (von Lichtenberg), ein Berggeist (Geheimrath von Schardt), zwei polnische Pferdejuden

[1] Werke (Hempel) IX. 173 ff.

[2] S. die ausführliche Beschreibung bei Burkhardt a. a. O. und das genaue Programm des Zuges bei Keil, Corona Schröter. S. 244.

[3] Im Programm heißt es „Herr Preuß. Staats- und Kriegs-Minister Graf und Herr von Werthern, und Herr Geheime-Rath v. Goethe“.

(Baron von Werther und Kammerjunker von Staff), dann eine ganze Bauernhochzeit mit ihrem Hausrath und den Dorfmusikanten (ebenfalls durch lauter Herren von repräsentirt), Sancho Pansa (Hofjunker von Lyncker), Don Quijote (Kammerherr von Wedel) mit spanischen Bauern. Auf den Ritter von der traurigen Gestalt folgte die „Zeit“ (Hauptmann von Castrop) mit den flüchtigen Horen, dann ein Wagen mit der Stube des Malade imaginaire (Kammerjunker von Hendrich). Um den Unglücklichen waren sein Arzt (Kammerherr von Staff), der Apotheker (von Stein), der Notar (von Arnswalde), zwei Hanswurste (von Fritsch und von Lyncker) — und zwei Mönche durften auch nicht fehlen: das waren die Kammerherren von Witzleben und von Stubenvoll. Der halb feierliche, halb närrische Geckenzug, 139 Mann stark, darunter 89 zu Pferde, defilirte durch alle Straßen der Stadt und kam zuletzt zu dem Platz vor dem Fürstenhause zurück, wo Herzogin Louise auf dem Balkon erschien. Karl August ließ seinen prächtigen Schimmel vor ihr leviren, und jeder der Anführer stellte ihr dann der Reihe nach seine Leute vor.

Bei solchen kostspieligen Kindereien war man angelangt, als Göthe Finanzminister wurde und für die dramatische Kunst vollends den Athem verlor. Trotz aller guten Vorsätze, sparsamer zu sein, entschloß sich der Hof nunmehr, auf die Leiden und Freuden des Liebhabertheaters zu verzichten, und unterhandelte noch in diesem Jahr mit dem Schauspieler Bellomo und dessen Truppe, welche dann auch an Stelle der Hoheiten und Excellenzen das Weimarer Theater übernahm.

Damit fiel für Göthe noch die letzte Anregung zu dramatischen Dichtungen und zugleich die günstigste Gelegenheit weg, sich humoristisch zu zerstreuen. Anstatt Scherze zu treiben und Theaterproben zu halten, brütete er jetzt darüber nach, das Geld wieder einzubringen, das man mit all der Faschingsherrlichkeit vertrödelt hatte, und neues Geld beizuschaffen, um fürder die Schauspieler von Profession zu bezahlen. Hätte er, wie er immer vorgab, seine Erlebnisse wirklich aufrichtig literarisch gebeichtet, so müßten wir aus dieser Zeit eine sehr drollige Komödie haben, in welcher ein Poet Finanzminister wird, sich mit all seinen frühern Komödianten überwirft, beinahe Bankerott macht und nur durch einen „Triumph der Empfindsamkeit“ abgehalten wird, durchzubrennen.

Doch seine komische Lage so klar und wahr zu erfassen, war der Finanzminister viel zu eitel und viel zu sentimental. Schon 1780 hatte er angefangen, seinen selbstverschuldeten Jammer mit den Leiden Tasso's zu vergleichen und sich selbst in dem Bilde dieses Dichters tragisch zu verherrlichen. Allein die Prosa des Lebens lastete zu schwer auf ihm und die Lage war objectiv zu närrisch, als daß er in eine fruchtbare tragische

Stimmung hätte gelangen können. Ebenso vergeblich bemühte er sich, im Elpenor ein neues antikisirendes Drama zu gestalten. Auch der leichtfüßige Egmont hielt das Bureauleben nicht aus. Einige Scenen erinnern zwar heute noch an die staatsmännisch sein wollende Wichtigthuerei und theatralische Geschäftsexpedition des weimarischen Ministers; aber die Klärchengeschichte wollte nicht voran, weil Klärchen zu alt geworden war, und der Aufstand der vereinigten Niederlande kam dem Bureauchef nicht mehr gelegen, der bei seinen Leuten auf Ruhe, Ordnung, Ernst und Subordination dringen mußte. Von „Faust" und andern Projecten war gar nicht mehr die Rede. Sie quälten den Dichter nur als spöttische Erinnerung versiegter Kraft und entschwundenen Glücks. Er, der früher den „Werther" in einigen Monaten dahingewühlt hatte, rechnete es sich jetzt schon zum Glück, wenn es ihm gelang, nach langen prosaischen Wochen wieder ein paar Kapitelchen an seinem „Wilhelm Meister" auszudüfteln, von dem im November 1783 das IV. Buch mit Ach und Krach endlich fertig ward — um noch dreizehn Jahre auf die letzte Redaction zu warten [1]. Biographisch kann dieser Roman nur als ein höchst trauriges Document betrachtet werden. Denn um die elendesten Liebesgeschichten nicht etwa wie die alten Romanciers als Phantasiespiele, sondern als eine „ästhetisch-sittliche Bildungsschule" darzustellen, und dieses widerliche Thema in vertraulichem tête-à-tête mit der Frau eines Andern durchzudebattiren, mußte der Dichter alles sittliche Zartgefühl längst verloren haben. Die schöne Sprache entschädigt nicht für den unwürdigen und verderblichen Inhalt [2], und die einschläfernde Langweiligkeit ganzer Partien widerlegt an sich schon die vielverbreitete Ansicht, als ob die sog. Liebe Charlottens seinem Dichtertalent fördernd zu statten gekommen sei. Es war nur ein trauriges Scheinmittel gegen seine innere, geistige Leere.

Selbst die Sammlung seiner kleineren Gedichte mehrte sich kaum. „Meine Göttin", „Erlkönig", „Das Göttliche", „Auf Miedings Tod", „Ilmenau" sind fast die einzigen aus den Jahren 1780 bis 1784, die einen größeren Dichter verrathen. Die andern sind höchstens unbedeu-

---

[1] Erst im Juni 1796 ward er vollendet. Es ist deßhalb hier nicht der Ort, den Roman zu besprechen. Vielleicht bietet sich hierfür ein andermal Gelegenheit.

[2] Abgesehen von den direct unsittlichen Situationen, die schon Herder verurtheilte, hat der Roman schon dadurch äußerst verderblich gewirkt, daß er den Jüngling zu Frauen in die Schule schickt, während der Charakter eines Jünglings, auch eines Künstlers, doch nur unter dem Einfluß von Männern zu echter Kraft und Tüchtigkeit heranreifen kann. S. Raich, Dorothea von Schlegel. I. 141, über die „Verziehung" A. W. von Schlegels.

tende Stimmungsbildchen, Gelegenheitsverse, kleine Complimente oder Seufzer an die Frau von Stein [1].

Vergeblich gründete die Herzogin Anna Amalia im Sommer 1781 das sogenannte Tiefurter Journal, eine belletristische Zeitung, zu der sich alle Schöngeister des Musenhofes vereinigen sollten, um das poetische Leben in neuen Schwung zu bringen. Schreibselige Herren und Damen von geringerem Talent waren gleich bei der Hand, ihre Geistreichigkeit in diesem bloß durch Schrift vervielfältigten Journal vor dem Hofe leuchten zu lassen. Doch Göthe's Beiträge flossen nur kümmerlich. Es ist mehr sein Name als seine eigentliche Thätigkeit, welche diesem höfischen Zeitvertreib einige literarische Berühmtheit verschafft hat [2]. Da repräsentirte die Einsiedler Zeitung der Romantiker ein ganz anderes Kapital von Witz, Poesie und Laune! [3]

Durch seinen Mangel an gutem Humor, Stimmung und Schwung der Seele in aller Productivität gehemmt, unfähig, das literarische Interesse des Hofes lebendig zu erhalten, zog sich Göthe immer mehr in seinen sentimentalen Schmollwinkel zurück und suchte seinen Trost und seine Freude fast ausschließlich bei der Frau von Stein [4].

Unzweifelhaft ist es eines der gottgewollten Ziele der Ehe, daß die Frau des Mannes Freundin und Trösterin sei, ihn beruhige und erfreue in den Kämpfen und Mühen des Lebens, seine Sorgen theile, seine Schmerzen lindere, an der Entwicklung seines Geistes Antheil nehme, ihn nach allen Seiten hin in seiner Lebensaufgabe unterstütze. Dieser schöne Beruf der Frau ist jedoch nicht an die Schönheit des Leibes, an Geistreichigkeit und an andere zufällige Eigenschaften geknüpft, sondern

---

[1] Göthe's Werke (Hempel) I. 109. 118. 142. 166. 231.

[2] S. „Das Tiefurter Journal", Aufs. von Dr. C. A. H. Burkhardt. Grenzboten 1871. III. 281 ff. Der Aufruf zur Betheiligung an dem Journal ist vom 15. Aug. 1781 datirt. Die Redaction besorgte der Kammerherr Hildebrand von Einsiedel. Das Journal wurde von sechs Copisten in 11 Exemplaren geschrieben und dann wie eine Zeitung versandt, nicht erst vorgelesen. Das Copiren kostete die Herzogin Mutter 169 Thlr. 23 Gr. Von 1781—1784 wurden 49 Nummern geschrieben, dann war auch diese Spielerei wieder außer Mode. Göthe betheiligte sich mit einigen Gedichten, die er schon in der Mappe hatte, theils mit neuen Kleinigkeiten. Merck gab zu dem Unternehmen wohl die beste Kritik, indem er einen Beitrag mit dem Titel lieferte: „Wie eine unoccupirte Gesellschaft für Langeweile zu verwahren sei."

[3] Diel (Kreiten), Brentano. Freiburg 1877. I. 233.

[4] Vgl. Gödeke, Göthe's Leben. 200 ff. Er allein von den Biographen hat gewagt, diese „Unbefriedigung" deutlich und unverschleiert zu zeichnen.

an Pflicht und Recht, an das heiligste und ehrwürdigste Bündniß, das der menschlichen Gesellschaft und ihrer Erhaltung zu Grunde liegt. Er läßt sich nicht erfüllen ohne jene unwandelbare Liebe und Treue, jenes rückhaltlose Vertrauen, jene gegenseitige Zuversicht, welche nur eine ausschließliche und unauflösliche Lebensgemeinschaft begründen kann. Ein unlauteres Verhältniß, eine sentimentale Liebelei, eine Freundschaft, die sich jeden Augenblick lösen kann, vermag nie und nimmer jene gottgewollte Aufgabe zu erfüllen. Nur wie ein Bettler oder Dieb kann sich der Buhler eine Liebe erschleichen, auf die er nach göttlichen wie menschlichen Gesetzen kein Recht hat. Die so erschlichene Liebe aber bietet kein wahres Vertrauen, keine Garantie, keine Sicherheit. Das böse Gewissen hat stets die Eifersucht als rächenden Quälgeist bei sich, und keine Liebesversicherung, auch täglich und stündlich wiederholt, kann das ruhige Glück gewähren, womit Gott nur die Treue des christlichen Ehebundes gesegnet hat.

Es ist deßhalb leicht begreiflich, daß Göthe in seinem unerlaubten Verhältniß zu Frau von Stein weder wahren Trost, noch innere Befriedigung, noch wahren Muth und Stärke in seinen Seelenleiden fand, ja diese nur verschärfte und unerträglicher machte. Wie von einem unruhigen Dämon gehetzt, seiner Liebe nie sicher, glaubte er täglich sie derselben aufs Neue versichern zu müssen, schickte ihr täglich Geschenke zum Ansehen, Riechen, Betasten und Essen, schlich fast täglich zu ihr, um ihr alle Lappalien seines äußern und innern Lebens auszukramen, erklärte sie zu seiner Schwester, Mutter und Frau, krümmte sich wie „ein dummer Junge“ zu ihren Füßen, seufzte wie ein unglücklicher Liebhaber zu ihr empor und rang der angeblichen „Schwester“ jene Familiarität ab, welche sie als mütterliche Erzieherin oder als spröde Geliebte versagte. Alle diese heiligsten und schönsten Verhältnisse, das des Kindes zur Mutter, des Bruders zur Schwester und des Geliebten zur rechtmäßigen Braut, hat Göthe in den oft halb wahnwitzigen Stilübungen seines Liebesromanes auf's Schmählichste entwürdigt, die ehrwürdigsten Erinnerungen darin mißhandelt.

„Sie sind wie die eherne Schlange, zu der ich mich aus meinen Sünd' und Fehlern aufrichte und gesund werde“, so schreibt er ihr; aber bald darauf seufzt er: „Mir möchten fast die Knie zusammenbrechen so schwer wird das Kreuz, das man fast ganz allein trägt.“ — „Eine Liebe und Vertrauen ohne Gränzen ist mir zur Gewohnheit worden“, versichert er sie in künstlichem Pathos, und drei Sätze später gesteht er: „Meine Seele ist wie ein ewiges Feuerwerk ohne Rast.“ „Daß Linchen (ihrer Tochter) neulich meine Trauben

süß schmeckten," so sagt er tändelnd, „ist kein Wunder, sie sind durch dreier Verliebten Hände gegangen eh sie zu ihrem Munde kamen"; ein paar Tage drauf vergleicht er sich mit dem leidenden Erlöser am Kreuze: „Ich weiß nicht warum, aber mir scheint, Sie haben mir noch nicht verziehen. Ob ich Vergebung verdiene, weiß ich nicht. Mitleiden gewiß. So gehts aber dem, der still vor sich leidet, und durch Klagen weder die Seinigen ängstigen noch sich erweichen mag, wenn er endlich aus gedrängter Seele Eli, Eli, lama asabthani (!) ruft, spricht das Volk, Du hast andern geholfen, hilf dir selber und die Besten übersetzens falsch und rufen dem Elias." [1]

Dann kommen wieder Pasteten und Braten, und Feldhuhn und Rehbraten, ein Strauß mit himmelfarbenem Band, und Frankfurter Marzipan und Schweinsköpfchen, und Schweinsrückchen und Spiegelkarpfen, und Brodtribut und ein Nachtwestchen und anderes, was die Liebe warm erhält. Erst nach sechs Jahren ließ sich Frau von Stein endlich permanent auf das vertrauliche „Du" ein.

„Meine Seele ist fest an die Deine angewachsen," versichert er sie jetzt [2], „ich mag keine Worte machen, Du weißt, daß ich von Dir unzertrennlich bin, und daß weder Hohes noch Tiefes mich zu scheiden vermag. Ich wollte, daß es irgend ein Gelübde oder Sakrament gäbe, das mich Dir auch sichtbar und gesetzlich zu eigen machte, wie werth sollte es mir sein. Und mein Noviciat [3] war doch lange genug — um sich zu bedenken. Ich kann nicht mehr Sie schreiben, wie ich eine ganze Zeit nicht Du sagen konnte. . . . Noch etwas von meiner Reiseandacht. — Die Juden haben Schnüre, mit denen sie die Arme beim Gebet umwickeln, so wickle ich Dein holdes Band um den Arm, wenn ich an Dich mein Gebet richte, und Deiner Güte, Weisheit, Mäßigkeit und Geduld theilhaft zu werden wünsche. Ich bitte Dich fußfällig, vollende Dein Werk, mache mich recht gut! Du kannst's, nicht nur wenn Du mich liebst, sondern Deine Gewalt wird unendlich vermehrt, wenn Du glaubst, daß ich Dich liebe!"

Ob diese „Gebete" je erhört worden sind, muß wohl selbst den glühendsten Verehrern Göthe's zweifelhaft erscheinen, da er dieselbe Frau, welche er jetzt um alle Cardinaltugenden anrief, nur wenige Jahre später als „Kaffeeschwester" von sich stieß.

Das steht indeß unanfechtbar fest, daß er von 1781 an mit der Frau

---

[1] Schöll, Briefe I. 308. 321. 363. 365.

[2] Ebd. II. 45.

[3] Düntzer (Ch. von Stein und C. Schröter S. 212) bezieht diesen Ausdruck auf ein „Gelübde" der Jungfräulichkeit!!! auf ein „Sacrament der Heiligung seiner Liebe!!!" Das paßt ganz zu seiner „Mystik" und zu der Agape mit „Schwartemagen und Bratwurst".

von Stein so vertraulich wie mit einer Gattin verkehrte, in all ihre Herzens- und Familienverhältnisse eingeweiht war, und sie fast ausnahmslos an seinem ganzen innern und äußern Leben Antheil nehmen ließ. Sie hütete zu großem Theil seine Künstler- und Dichtermappe, kannte alle seine Gedichte, Zeichnungen, Pläne, Entwürfe, Arbeiten aller Art; bei ihr sprach er sich so vertraulich wie bei einer Gattin über die herzogliche Familie und den ganzen Hof, über die geheimsten ihm anvertrauten Geschäfte und Sendungen aus, ihr gab er Rechenschaft über Appetit und Schlaf, über die kleinsten Eigenheiten, über die tägliche Stimmung, über die innersten Leiden und Freuden, an sie richtete er seine offensten Herzensergüsse: an allen seinen Studien und Arbeiten mußte sie Antheil nehmen. Mit ihr zeichnete und dichtete, modellirte und schnitzte er; mit ihr trieb er Mineralogie, Geologie, Botanik, Zoologie, Anatomie und Meteorologie. Mit ihr machte er mikroskopische Untersuchungen und physikalische Experimente. Ihr theilte er alle seine gelegentliche Lectüre mit. Spinoza und St. Martin, Lavater und Rousseau, Reisebeschreibungen und Tagesbrochüren — Alles was er las, mußte auch sie lesen. Über Theater, Literatur, Politik und Leben hatten sie ihr gemeinsames Forum: ganz Weimar mußte da Revue passiren. Die Beiden zusammen wußten mehr als Herzog und Herzogin, Herder und Karoline, Wieland und seine Frau — sie waren das „interessanteste" Paar in ganz Weimar. Eine förmliche Ehe hätte keine größere Intimität herbeiführen können.

Um das Verhältniß noch familiärer zu gestalten, nahm Göthe den einen Sohn Charlotte's, Fritz, zu sich, unterrichtete und erzog ihn nach Rousseau's Grundsätzen, ward sogar sein Schreiblehrer, tummelte sich mit ihm und seinen Gespielen herum, führte ihn auf Reisen mit sich — früher hatte er ihn sogar als Modell benützen lassen[1]. Aus den verschiedensten Zügen dieser wunderlichen Liebschaft mit der Frau eines Andern und eines fast weiblichen Interesses für Kinder sieht man genugsam, wie ihn sein Naturell fast unwiderstehlich zur Gründung eines eigenen Familienlebens hindrängte und wie elend er sich fühlen mußte, nur das unberechtigte Anhängsel einer fremden Familie zu sein. Ist auch der Ton seiner Correspondenz von 1781 an etwas ruhiger als früher, so ist doch immer noch von „Unarten", „bösen Geistern" u. dgl. die Rede.

Die jugendliche Kraftfülle früherer Jahre erlosch fast gänzlich

[1] Keil, Tagebuch. S. 178.

unter dem Pantoffel der schwachherzigen Sirene, an deren Theekessel „Glauben", Unglauben und Aberglauben sich zum empfindsamen Bunde vereinigten. Denn am Sonntage ging sie wohl in die Predigt und am Montag ließ sie sich Spinoza erklären. Sie und Göthe fabelten ewig von sittlicher Reinigung, und hatten nicht so viel sittliche Kraft, die einfachsten Gebote des natürlichen Sittengesetzes zu beobachten.

Durch ihren Einfluß schwächte sich Göthe's Titanentrotz zu jener seichten Allerweltsreligiösität ab, die mit religiösen Gefühlchen wie mit Frauenempfindungen tändelt, jedes verbindliche Dogma in unverbindliche Stimmungen verduften läßt, alle großen Fragen der Menschheit theilnahmslos umgeht, über einem Kuß die ganze Welt vergißt und die unwürdigsten Liebeleien mit den Namen von Religion, Pflicht, Liebe, Dankbarkeit, Menschenliebe bemäntelt.

Göthe ward vollständig der Sklave eines Weibes, und darum auch kleinlich, launisch, weichlich, empfindlich — wie dieses Weib. Es ist eine Schmach für das deutsche Volk, und ein unsäglicher Schaden für die deutsche Jugend, daß dieses traurige Verhältniß zu einem der Glanzmomente in der Mythologie des Göthe-Cultus emporgedichtet worden ist. Welche Begriffe von geistiger Bildung muß eine Jugend bekommen, der ein Grimm emphatisch versichert:

„In dieser Atmosphäre sehen wir unter Frau von Steins Theilnahme die Dichtungen langsam wachsen, die als sicherer Gewinn dieser zehn Jahre dastehen und die das Höchste sind, was die deutsche Literatur an Dichtungen besitzt!" [1] Welche Begriffe von Liebe und Ehe muß eine Jugend erhalten, der ein Düntzer diese unglückliche Frau mit dem Wunsche vorstellen darf: „Möge sie in dem Andenken der Nachwelt unter den edeln Seelen glänzen, deren Leben reine Liebe war und die, unter manchen Leiden sich selbst treu, Andern zum Segen wurden!" [2]

Wie diese „freiern" Anschauungen von Ehe und Liebe in Weimar selbst wirkten, sieht man an dem Beispiel des Prinzen Konstantin [3]. Um diesen armen Prinzen von seiner unglücklichen Liebe zu Fräulein von Ilten zu curiren, schickten ihn Göthe und der Herzog 1781 mit dem Hofrath Albrecht, einem Stiefsohn Jerusalems, Mathematiker von Fach, auf Reisen. Allein wie Göthe fand der 23jährige Prinz die Mathematik

[1] Göthe. Vorlesungen. 1877. I. 314.

[2] Charlotte von Stein. I. 5.

[3] Ziemlich ausführlich erzählt Düntzer diese „mystische" Geschichte: Karl August. I. 168. 173 ff. In seinem andern Werk Charlotte von Stein I. 200 nennt er sie eine „dumme" Geschichte. Ja, dumm!

weniger interessant, als die Weiber, vertauschte in Paris seinen lehrreichen Mentor mit einer französischen Concubine, Madame Darsaincourt, und ging mit dieser nach London durch. Als er ihrer hier nach Jahresfrist überdrüssig wurde, schickte er sie nach Weimar. Hier erklärte sie, daß sie vom Prinzen schwanger sei, und wurde nun, unter Göthe's väterlicher Direction, zum Förster nach Tannroda gebracht, um ihre Niederkunft abzuwarten. Ein paar Monate später, im Mai, kam dann der Prinz mit einer neuen Geliebten, einer Engländerin, auf den Continent zurück und wollte sie ganz unverfroren mit nach Weimar bringen. Aber nun hatte der ernstsittliche Göthe und sein Hof Bedenken; die Engländerin mußte an der Grenze bleiben, der Prinz wurde in Wilhelmsthal internirt, wohin dann Göthe selbst ging, um „die Knoten in seinem Wesen“ nach und nach zu lösen. Die Darsaincourt ließ er durch seinen eigenen Kammerdiener, der sich auf so zarte Angelegenheit auch verstanden zu haben scheint, nach Frankreich schaffen. Der Prinz wurde in ein kursächsisches Regiment gesteckt.

„Man kann sich nichts armseligeres denken“[1], meinte Göthe selbst, als er die traurige Geschichte gehört — und so ist es wirklich mit diesen unsauberen Verhältnissen, die Düntzer „reine Liebe“ nennt.

---

[1] Schöll, Briefe an Frau von Stein. II. 321.

14. Der Fürstenbund. Trennung von Herzog und Minister.

1783—1785.

„Mir ist in allen Geschäften und Lebensverwicklungen das Absolute meines Charakters sehr zu statten gekommen; ich konnte Vierteljahre lang schweigen und dulden wie ein Hund, aber meinen Zweck immer festhalten; trat ich dann mit der Ausführung hervor, so drängte ich unbedingt mit aller Kraft zum Ziele, mochte fallen rechts und links, was da wollte."

Göthe. Unterr. m. Kanzler v. Müller. S. 52.

„Mir thut's zuweilen im Herzen weh, zu sehen, wie er (Göthe) bei dem Allem Contenance hält, und den Gram gleich einem verborgenen Wurm an seinem Inwendigen nagen läßt."

Wieland. 8. Jan. 1784.

Während man in Weimar Theater spielte und Duodezpolitik trieb, hatte der große Oheim in Berlin wacker an der Weltgeschichte weiter gearbeitet. Sämmtliche Großmächte mußten mit dem kleinen Militärstaat Preußen rechnen, den er durch seine Annexionen von $2^1/_2$ Millionen Einwohnern bereits auf 6 Millionen gebracht hatte. Als Joseph II. es versuchte, sich durch Ankauf eines Theils von Bayern für das verlorene Schlesien zu entschädigen, veranlaßte Friedrich den Prätendenten Herzog Karl von Pfalz-Zweibrücken zu entschiedenem Protest, trat als Anwalt der bedrohten Reichsverfassung an seine Seite und rückte mit 80 000 Mann in Böhmen ein. Maria Theresia hatte wenig Lust am Kriege. Freudig nahm sie die Vermittelung der Kaiserin Katharina von Rußland an, durch welche 1779 der Teschener Friede zu Stande kam. Österreich bekam die 50 □Meilen des sogenannten Innviertels und entsagte dafür all den Ansprüchen auf Bayern, welche die Juristen soeben noch haarscharf in's Lange und Breite bewiesen hatten. Im November des folgenden Jahres starb die Kaiserin und ihr Sohn Joseph sah endlich seinen heißesten Wunsch erfüllt, in die innere Politik seiner Erblande eingreifen und Österreich zu einem bureaukratischen Idealstaate umbilden zu können. Statt Preußen weiter zu bekämpfen, machte er Front gegen den Papst und bildete sich nichts Geringeres ein, als die katholische

Kirche in Österreich gänzlich vom apostolischen Stuhle loszureißen und als untergeordnetes Cultusinstitut seinem Ministerium zu unterwerfen. Die religiösen Orden sollten beseitigt, die Bischöfe und der Säcularklerus in ein gefügiges Beamtenheer verwandelt werden. Eine unbegreifliche Verblendung hatte sich des sonst gutmüthigen, wohlmeinenden Kaisers bemächtigt. Hastig erließ er ein Decret um's andere, erst um das Ordensleben von allen Seiten einzuschnüren, dann es zu zerstören. Ebenso große Eile hatte er, den Säcularklerus im Sinn seines Polizeistaates zu „reformiren", und eine ansehnliche theologische Dienerschaft, Cardinal Herzan an der Spitze, bot Hand zum Werke.

Umsonst reiste Papst Pius VI. selbst nach Wien, um den jungen Monarchen in seinem verhängnißvollen Streben aufzuhalten und das katholische Österreich zu retten. Kaunitz und Herzan trugen über den wehrlosen Greis, den von allen irdischen Mächten verlassenen Hohenpriester, einen wohlfeilen Sieg davon. Jetzt erst ging die „Reform" im Sturmschritt weiter. Joseph verlangte eine neue Diöcesaneintheilung, nahm eigenmächtige Bischofsernennungen vor, hob Klöster auf, riß Kirchengut an sich, griff in die Ehegesetzgebung der Kirche ein, warf Gregor VII. und den hl. Benno aus dem Brevier, die Nachtmahlbulle und die Bulle Unigenitus aus den kirchenrechtlichen Sammlungen, verbot den Besuch des deutschen Collegs in Rom, normirte den Gottesdienst, maßregelte Pfarrer und Küster und eröffnete durch sein Toleranzedict dem Protestantismus Thür und Thor [1]. So rücksichtslos mischte er sich in die innern Angelegenheiten der Kirche und in die Sachen des Gewissens, so revolutionär vergriff er sich an der bestehenden Ordnung der Dinge, daß seine Maßregeln selbst dem jungen Herzog Karl August bedenklich erschienen.

„Die Handlungen des Kaisers," schrieb dieser an Merck [2], „können aus vielerlei Augenpunkten angesehen werden. Sie haben sehr viel Ähnliches von Meisterzügen, bezeugen eine große Kenntniß — nicht der Menschen, aber doch der innern Staatsumstände, und sind das Gegentheil von Furchtsamkeit. Ob es aber nicht hie und da wie Ausführung allgemeiner Begriffe aussieht und, quod probe notandum, ablaufen wird, das lass' ich

[1] J. von Huth, Versuch einer Kirchengeschichte des 18. Jahrh. Augsburg 1809. II. 122 ff. 517 ff. — Seb. Brunner, Die theol. Dienerschaft am Hofe Josephs II. Wien 1868. — Brück, Rationalistische Bestrebungen. Mainz 1865. S. 11 ff. 116 ff. — Seb. Brunner, Mysterien der Aufklärung. Mainz 1869, u. Joseph II. Freiburg 1874.

[2] Wagner, Briefe an Merck. 1838. S. 189. 190.

dahingestellt sein. Ein bischen brutal und vornehm scheint mir's mit den Menschen und menschlichen Begriffen umgegangen zu sein. Es lautet mir immer etwas wie ein Freicorpsdictum: ‚Der Teufel hol die Pfaffen‘, oder wie ein philosophischer Begriff, daß niemand Unnützes im Staate leben solle (Beides klingt an table d'hôte nicht übel). Mit den sogenannten unnützen Mäulern ist's aber ein besonder Ding. Man glaubt zwar von herrschaftswegen, daß alles unnütz sei, was nicht hacke und grabe und nicht effektive die herrschaftlichen Einkünfte vermehre, und ich habe auch für diese allgemeine Finanz-Übersicht vielen Respect; aber mich dünkt doch, daß, verführe der liebe Gott so finanzialisch scharf mit uns, die großen Herren, welche eigentlich durch die Umstände bloß genießen, faullenzen und Nichts einbringen sollen und gewöhnlich bloß aus langer Weile thätig sind, übel dabei wegkämen. Sie würden wahrscheinlich wie die Pfaffen behandelt und wie diese jetzt von den Großen, so jene von Gott als Sachen angesehen werden, welche eines Besitzthums und Existenz unfähig wären. Es möchte wohl alsdann etwas willkürlich mit ihnen verfahren, sie von allen weltlichen Bedienungen und Geschäften ausgeschlossen und bloß zum Beten angehalten werden. — Was die Berechnung der theuern Fastenspeisen anbetrifft, die gefällt mir nicht. Wenn ich Unterthan wäre, so zitterte ich, wenn meine Herrschaft so für mich sorgte. Denn ich würde fürchten, daß ich das Geld, was ich an der Reinheit meines Glaubens ersparte, wiederum zu der Reinheit der Flintenriemen und Montirungen der Armee, welche für meinen Glauben und Vaterland streiten soll, beitragen müsse."

Friedrich II. sah den Todtengräberarbeiten lächelnd zu, durch welche der aufgeklärte Kaiser die Beerdigung des alten Reiches vorbereitete. So frivol ungläubig er war, so herzlich verachtete er die übrigen Monarchen Europa's, unter deren Scepter die seichte Aufklärung der Zeit emporgeblüht war, die sämmtlich unter dem Pantoffel ihrer Minister standen, von denen keiner selbst zu regieren wußte.

„Großer Gott!" ruft er in einem Briefe aus, „von was für Wesen hängt das Loos der unglücklichen Sterblichen ab! Ein König von Frankreich, der keine Idee von den Interessen seines Reiches hat, ein König von Spanien verrückt, eine Königin von Portugal ihrem Beichtvater unterworfen, ein König von England, den Bute am Gängelband führt, ein König von Neapel, würdig des Narrenhauses, eine Czarin, ebenso hochmüthig gegen Europa, als gemein und niedrig gegen ihre Buhlen." [1]

Der Papst war in den Augen des kriegerischen Realpolitikers nur ein ohnmächtiger Priester; der Kampf des Kaisers gegen Rom kam ihm wie eine drollige Don-Quijoterie vor.

„Der Papst ist in Rom," sagt er in einem Schreiben an seinen Neffen

[1] L. von Ranke, Sämmtliche Werke XXXI. XXXII. 460.

in Braunschweig, „der Kaiser und der Fürst Kaunitz sind darüber außerordentlich in Verlegenheit; der heilige Vater will diesen widerspänstigen Sohn beugen und wenn es nicht gelingt, ihn durch den Arm eines ökumenischen Concils nöthigen. Diese Mittel sind sehr schwach gegen einen Potentaten, der 200 Tausend Menschen in Bewegung setzen kann; ich, in meiner Eigenschaft als Excommunicirter, lasse Jedermann als Schismatiker erklären, den der heilige Vater würdig befindet, diesen Namen zu tragen, sicher an meinem Herde vor den Blitzen des Vatican, vor dem Despotismus Kaunitzens und vor Josephs Ungestüm.“ [1]

Nicht lange sah indeß der „philosophische“ König der gewaltigen kirchenpolitischen Bewegung sarkastisch lächelnd zu. Der Kampf gegen Rom war im Sinne Josephs nicht Selbstzweck, sondern nur ein Mittel, um den absoluten Staat herzustellen und durch dessen finanzielle, militärische und polizeiliche Centralisation die Hegemonie Österreichs wieder zu erringen. Österreich sollte ein zweites Preußen werden, um Preußen zurückzudrängen. Mit der durchaus verfehlten und verhängnißvollen Kirchenpolitik des Kaisers aber mischte sich der an sich nicht unberechtigte Plan, dem kaiserlichen Ansehen in Deutschland wieder Geltung zu verschaffen und dadurch die alte Reichsverfassung vor dem Untergang zu bewahren. Doch die Maßregeln, die er ergriff, um das kaiserliche Ansehen wieder zur Geltung zu bringen, führten, bei seinem rücksichtslosen Ungestüm und bei der ängstlichen Eifersucht der Reichsstände auf ihre besondern Rechte, gerade das Gegentheil herbei. Es wurden allüberall Klagen laut, daß er die Rechte der Stände, die Reichsverfassung und mit ihr den alten Stand der Dinge überhaupt bedrohe. Eifersüchtig bekämpfte man sein Streben, die reichsten und einflußreichsten deutschen Bisthümer, Köln, Münster, Paderborn, Hildesheim, Lüttich, an seinen geistlichen Bruder Maximilian zu bringen. Bittere Klagen wurden laut, als er österreichischen Invaliden sog. Panisbriefe ausstellte und sie damit zur Verpflegung an deutsche Fürsten überwies, welche ehemalige Stifte beerbt und säcularisirt hatten. Die Markgrafschaft Burgau beklagte sich, daß ihr die „österreichische uneingeschränkte Landeshoheit aufgenöthigt worden sei“; der schwäbische Kreis, daß man ihn mit unausgesetzten Eingriffen in seine Rechte quäle und ihm z. B. alles hilfsbedürftige, liederliche, heimathlose Gesindel, dessen die Wiener Polizei los sein wollte, zugeschickt habe. Ernsten Widerspruch rief es hervor, daß Joseph „gegen alles Vertragsrecht“ gewaltsam und tumultuarisch

[1] Ebd. S. 464.

den österreichischen Bisthumsantheil des Sprengels Passau von dem dortigen Hochstift losriß. Ebenso erbitterten ähnliche Versuche an den Bisthümern Chur, Konstanz, Regensburg, Salzburg und Lüttich. Am meisten aber fühlte sich Preußen und mit ihm viele der kleinern Reichsstände herausgefordert, als Kaiser Joseph den Plan wieder aufnahm, einen Theil von Bayern an Österreich zu bringen. Das Project wurde dießmal in die Form eines Tausches gebracht. Der Kurfürst Karl Theodor sollte für sein Bayern die österreichischen Niederlande und dazu anderthalb Millionen Gulden erhalten; seinem präsumtiven Erben, dem Herzog Karl von Pfalz-Zweibrücken, der wegen Maitressenwirthschaft in steter Geldverlegenheit war, wurde eine Million, seinem ebenso liederlichen Bruder Prinzen Maximilian eine halbe Million Gulden in Aussicht gestellt; in den Zeitungen war schon von einem Königreich Belgien die Rede [1].

Durch diese Maßregeln des Kaisers und die Mißstimmung der Fürsten und Stände sah sich Friedrich II. in die günstige Lage versetzt, sich als Vertheidiger „der deutschen Verfassung" gegen den Kaiser aufspielen zu können.

„O ihr Götter!" rief er aus, „mit was für einem infamen Kram haben wir zu schaffen! Wie werden wir, bloß von feigen und käuflichen Canaillen umgeben, allein die deutsche Verfassung aufrecht erhalten und uns der schamlosen Räuberei dieses verfluchten Wiener Tyrannen entgegensetzen können? All das bringt mich aus den Angeln. Denn in einer so allgemeinen Verwirrung wie diese hat man nicht einmal genug Anhaltspunkte, um Conjecturen zu bilden." [2]

Seinem Ruf um Hilfe war unterdessen eine Anzahl von Fürsten bereits zuvorgekommen: ob auf Anregung von Berlin aus, das kann hier unerörtert gelassen werden. Genug, an mehreren der kleinen Höfe waren all die eben erwähnten Klagen gegen Joseph bereits emsig besprochen worden und damit zugleich der Gedanke aufgetaucht, „zur Wahrung und gesetzlichen Reform der Reichsverfassung" eine reichsständische Union in's Leben zu rufen. Der Gedanke fand lebhaften Anklang und wurde erst von den Fürsten und ihren Räthen, dann von den Fürsten unter sich, unter strengem Geheimniß in vertraulichen Zusammenkünften debattirt. Der Markgraf von Baden und sein Minister Edelsheim entwarfen die erste Skizze einer solchen Vereinbarung. Edelsheim trat mit den Höfen

[1] L. Häusser, Deutsche Geschichte. Berlin 1869. I. 157 ff. K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen. Breslau 1855. VI. 145 ff.

[2] Ranke a. a. O. S. 466.

von Dessau, Braunschweig, Gotha, Weimar und Zweibrücken in Verbindung und suchte auch die geistlichen Reichsfürsten für den Plan zu gewinnen. Das literarische und theatralische Plaisirleben an den kleinen Höfen ermöglichte es, die diplomatischen Unterhandlungen anfänglich völlig zu maskiren. Im Herbst 1783 erschienen erst der Markgraf und der Erbprinz von Baden in Weimar, dann der Fürst von Dessau, welcher die badische Denkschrift weiter nach Braunschweig und im Januar 1784 an den Hof von Berlin beförderte[1].

Durch diese Negociationen war der Herzog von Sachsen-Weimar und Göthe, sein Minister, zum ersten Mal in die günstige Gelegenheit versetzt, eine Rolle in der hohen Politik zu spielen und über die wichtigsten Interessen Deutschlands ihr Wort mitzusprechen. Karl August war erst 26 Jahre alt, aber voll fürstlichen Bewußtseins. Das bloße Theaterleben, Göthe's Wiesenbewässerungen und das Ilmenauer Bergwerk erschöpften seinen Trieb nach Regierungsthätigkeit nicht. Die Dilettanterie mit Gemälden, Stichen, Steinen, Pflanzen und Knochen interessirte ihn zeitweilig; doch zu einem Mann der Wissenschaft war er nicht geboren. Er griff mit beiden Händen zu, als sich die bedeutendere politische Thätigkeit nach Außen darbot, studirte das ganze Unionsproject, berieth es mit seinen Nachbarn zu Dessau und Gotha und übernahm im Jahre 1784 persönlich die wichtigsten Verhandlungen mit Braunschweig, Preußen, Mainz und Zweibrücken.

Kein Punkt in Göthe's Leben ist von den Forschern bis jetzt so vernachlässigt worden, als diese, man kann sagen, bedeutendste Epoche, wo er sein Genie als Staatsmann auf's Glänzendste hätte leuchten lassen können, wenn er wirklich eine hohe staatsmännische Begabung und das damit verbundene Interesse für die wichtigsten politischen Fragen besessen hätte. Rosig war die Lage allerdings keineswegs, und man darf sich schon die Frage stellen, ob Karl August klug und richtig gehandelt, sich mit so jugendlicher Begeisterung für „die deutsche Verfassung" und deren Reform der preußischen Politik in die Arme zu werfen. Immerhin standen die höchsten politischen und religiösen Interessen auf dem Spiel, Interessen von weittragendster Bedeutung für das Herzogthum, für ganz Deutsch-

---

[1] Vgl. Ranke, Die deutschen Mächte und der Fürstnbund. Werke XXXI. und XXXII. 65 ff. 147 ff. und die interessanten Aktenstücke 468 ff. — Adolph Schmidt, Geschichte der preußisch-deutschen Unionsbestrebungen. Leipzig 1851; von Dems. Preußens deutsche Politik. Ebd. 1850. — J. Müller, Darstellung des Fürstenbundes. Leipzig 1787. — Dohm, Über den deutschen Fürstenbund. Berlin 1785.

land, eventuell für die gesammte europäische Politik. Dem Staatsmann wie dem Patrioten war Gelegenheit zum Wirken gegeben. Zum wenigsten konnte man von einem Mann, der sich auf Kosten seiner schriftstellerischen Anlagen in die politische Laufbahn eines Reformministers gedrängt, erwarten, daß er jetzt wenigstens einmal den Jahrmarktströdel von Plundersweilen, Weiber und Theater liegen lassen und sich ernst und entschieden mit den wichtigsten Fragen seines Vaterlandes beschäftigen würde. Doch Göthe war weder Staatsmann noch Patriot.

Mehr Dichter als Diplomat, mehr ein Freund der Frauen als der Männer, war er bis jetzt nur darauf bedacht gewesen, seinen Herzog zu einem friedlichen Landesfürsten und Dichtergönner heranzubilden. Seinen Hang zu Jagd und Militarismus hatte er nach Möglichkeit zu dämpfen gesucht. Es interessirte ihn zwar, Berlin Anfangs 1778 gerade in dem Augenblicke zu sehen, als der König sich eben zum Kriege rüstete; aber das war für ihn ein Schauspiel wie ein anderes. Die hohe Politik interessirte ihn nicht, und der preußische Militärstaat am wenigsten. „Dem alten Fritz," schrieb er an Merck, „bin ich recht nah worden, da hab ich sein Wesen gesehen, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerrissene Vorhänge, und hab über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde räsonniren hören."[1] In dem bunten Treiben der kriegerischen Königsstadt fand er schließlich nur ein sehr mechanisches Uhrwerk. „Von der Bewegung der Puppen kann man auf die verborgenen Räder, besonders auf die große alte Walze, F. R. gezeichnet, mit tausend Stiften, schließen, die diese Melodien eine nach der andern hervorbringt."[2] Daran knüpft sich das Geständniß an Frau von Stein:

„So viel kann ich sagen, je größer die Welt, desto garstiger die Farce und ich schwöre, keine Zote und Eselei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft als das Wesen der Großen Mittleren und Kleinen durcheinander. Ich habe die Götter gebeten, daß sie mir meinen Muth und Gradsein erhalten wollen bis ans Ende, und lieber mögen das Ende vorrücken als mich den letzten Theil des Zieles lausig hinkriechen lassen. Aber den Werth, den wieder dieses Abenteuer für mich, für uns alle hat, nenne ich nicht mit Namen. Ich bete die Götter an und fühle mir doch Muth genug, ihnen ewigen Haß zu schwören, wenn sie sich gegen uns betragen wollen, wie ihr Bild, die Menschen."

Mochte sich auch die brausende Welt- und Preußenverachtung des

---

[1] Wagner, Briefe an Merck. 1835. S. 138.

[2] Schöll, Briefe an Frau von Stein. I. 168. 169.

Frankfurter Advocaten seither durch manche fürstliche Besuche, Bureauqualen und Ministersorgen ein wenig gedämpft haben, so waren die Umstände jedoch wenig dazu angethan, ihn für die Sache des Fürstenbundes zu begeistern. Seinen eigentlichen Halt konnte der Bund nur in Preußen finden. Der „abgelebte Löwe" in Berlin aber war und blieb ihm widerwärtig, nachdem derselbe einmal seinen Götz von Berlichingen als eine „verabscheuungswürdige Nachahmung" englischer Dramatik zu Schanden kritisirt hatte. Einer der einflußreichsten Diplomaten des alten Königs, sein Gesandter in St. Petersburg, war derselbe Graf Görtz, der in Weimar vor Göthe's Einfluß die Segel hatte streichen müssen, der das „Genieleben" auf's Strengste verurtheilt und nicht ohne Grund in weitesten Kreisen discreditirt hatte. Aus der ansehnlichen Correspondenz Göthe's aber ist nirgends ersichtlich, daß er großen Antheil an den deutschen Reichs-, Rechts- und Verfassungsfragen genommen hätte.

Indessen ließ er es sich gefallen, dem Herzog als Geheimschreiber in den Verhandlungen zu dienen, welche dieser ganz geheim mit Frankreich pflog, um den geplanten deutschen Bund eventuell auf dessen Hilfe zu stützen. Im August 1784 begleitete er dann, obgleich ziemlich widerwillig [1], seinen Herzog nach Braunschweig und half ihm hier sowohl seine geheimen Unterhandlungen führen, als auch die nöthigen Acten schreiben und Beides mit literarischem und anderem Gerede bei Hofe sorgfältig verschleiern. Die Correspondenz mit Frau von Stein wird vom 18. August an plötzlich französisch — das war die Sprache der Diplomatie. Mitten in der diplomatischen Komödie der Unionsverhandlungen [2] schrieb denn der größte deutsche Dichter an seine einundvierzigjährige Geliebte:

„Je ne sens mon existence que par toi, tu m'as appris à aimer moi-meme, tu m'as donné une patrie, une langue, un stile, et je finirois par t'ecrire des phrases. Mon amie cela ne se peut pas. Cependant je poursuivrai car si jamais je pourrai apprendre cette langue que tout le monde croit scavoir, ce sera par toi et je serai bien aise de te devoir aussi ce talent comme je te dois tant de choses qui valent beaucoup mieux." [3]

[1] „Ich werde wohl mit müssen," schreibt er an Charlotte. Schöll III. 77.

[2] Ranke, Sämmtliche Werke. Berlin 1875. XXXI. 74. „Die diese Verhandlungen betreffenden Correspondenzen und Briefe haben die Ehre gehabt, daß sie von Göthe's Hand — denn eines zuverlässigen vertrauten Geheimschreibers bedurfte es — für den Herzog Karl August abgeschrieben worden sind."

[3] Schöll III. 85.

Um sich im Französischen zu üben, fuhr er etliche Zeit fort, ihr seine Liebe französisch zu erklären und ihr seine kleinen Tagebuch-Neuigkeiten französisch zu geben. Über die Verhandlungen selbst durfte er es nicht wagen, sich schriftlich zu äußern. Er schrieb ihr nur im Allgemeinen, daß Alles gut ginge:

„D'ailleur tout va bien ici, ce qui etait le but serieux de notre voyage a parfaitement bien reussi. C'est un secret que je te confie, car tout le monde croit surement que nous ne sommes venus que pour nous amuser.“ [1]

Hocherfreut über den glücklichen Gang der Geschäfte, beschloß der Herzog, selbst nach Zweibrücken zu gehen, von welchem Hofe am meisten für die projectirte Union abhing. Es galt, den Pfalzgrafen von Österreich abzuziehen und dadurch die Pläne des Fürsten Kaunitz auf Bayern zu vereiteln. Mehr als in Braunschweig wäre hier die Persönlichkeit Göthe's vortheilhaft gewesen, den herzoglichen Besuch als eine Sache schöngeistiger Unterhaltung erscheinen zu lassen. Der Herzog lud ihn auch ein; doch Göthe nahm nicht an; er wollte, wie er der Frau von Stein schrieb, seinen eigenen Geschäften nachgehen und im Übrigen ganz für sie leben [2]. Der Herzog reiste also Mitte September (1784) ohne ihn ab, woraus schon genugsam erhellt, daß er in der ganzen Angelegenheit sehr selbständig handelte und durchaus nicht an Göthe's Hilfeleistung gebunden war. In Weimar verbreitete sich bald darauf das Gerücht, es sei zwischen Beiden ein Zerwürfniß eingetreten. Ganz unwahrscheinlich ist das nicht. Göthe mußte mit einigem Verdrusse wahrnehmen, daß der Herzog die hohe Politik benützte, um seiner bisherigen Leitung zu entschlüpfen. Doch war er schon zu feiner Hofmann, um sich einer sittlichen Entrüstung zu überlassen. Nur beantwortete er die Nachrichten des Fürsten über den Verlauf der Unterhandlungen mit kühler Reserve und gab ihm einen väterlichen Wink, aus der haute politique wieder in's Ministerium des Innern, der Landwirthschaft, des Cultus und Theaters zurückzukehren.

„Zuerst muß ich sagen, daß mich der Inhalt Ihres Briefes nicht befrembet hat. Denn obgleich das Schachspiel dieser Erde nicht genug zu kalkuliren ist, und ein fehlerhafter Zug manchmal Vortheil bringt, so schien

[1] Ebd. III. 98.

[2] Je ferai mes affaires et le reste du temps je n'existerai que pour toi. Ebd. III. 106.

es mir doch unmöglich, daß die Schritte des F. v. D.[1] zu etwas Gutem und Zweckmäßigem führen sollten. Besonders war seine letzte Reise ein hors d'oeuvre, wie die Unterredung des Prinzen mit Emilie Galotti im Kreuzgang, worüber sich Marinelli mit Recht zu beschweren hatte .... Es ist mir denn aber doch jetzt sehr lieb, daß Sie die Reise machen, Menschen und Verhältnisse selbst sehen und in der Folge sich entweder zurückziehen oder aus eigener Erfahrung, Trieb und Ueberzeugung handeln."[2]

Göthe glaubte also seinen Einfluß nicht durch des Herzogs eigene selbständige Entscheidung, sondern durch fremden Einfluß durchkreuzt. Der übrige Inhalt des Briefes zeichnet die bürgerliche Kleinthätigkeit, welcher Göthe selbst sich widmete und in welche er den Herzog sanft zurückzuführen wünschte. Umreißen eines Angers in Daasdorf und Verhandlungen wegen Entschädigungsgesuchen; Umbau eines alten Hauses in Weimar, des sog. Grimmenstein, in ein kleines Armenhaus; chemische Untersuchung des Gesundbrunnens in Ilmenau, kleine Wassercorrectionen in Jena und die Kammerrechnungen von Sachsen-Weimar-Eisenach — — das waren dem Minister viel wichtigere Sachen, als der Fürstenbund und all die großen politischen Probleme, die damit verknüpft waren.

„Das fünfte Buch von Wilhelm Meister habe ich indessen geendigt und muß nun abwarten, wie es aufgenommen wird. — Einen Brief an Sömmering über den famosen Knochen, dessen Mangel dem Menschen einen Vorzug vor dem Affen geben soll, habe ich auch geschrieben und werde ihn ehstens mit einigen Zeichnungen abgehen lassen. Waitz wird fast täglich besser, er hat den Casseler Elephantenschädel ganz trefflich gezeichnet."

In Darmstadt sollte Karl August bei dem dortigen Herzog 20 Louis-d'or eintreiben, welche dieser dem Bergwerk in Ilmenau schuldete, in Zürich Lavater, in Emmendingen Schlosser grüßen. Von dem kleinen Fritz Stein, den er im Radiren unterrichtete, legte er ein Probeblatt bei; von dessen Mutter klagte er, daß sie nach Kochberg gezogen und dort mit Haussorgen geplagt sei. Dann mahnte er den Herzog, fast wie einen Knaben:

„Wie sich auch Ihr Geschäfte wendet, betragen Sie sich mäßig und ziehen Sie sich, wenn es nicht anders ist heraus, ohne Sich mit denen zu überwerfen, die Sie hineingeführt und compromittirt haben. Die Reise des B. fiel mir gleich auf. — Noch hat mir Bode einen Auftrag gegeben, auf den er sich balde Antwort er-

[1] Fürsten von Dessau.

[2] Briefwechsel Karl Augusts mit Göthe. I. 84 ff.

Um sich im Französischen zu üben, fuhr
seine Liebe französisch zu erklären und ihr sein
keiten französisch zu geben. Über die Verhand
nicht wagen, sich schriftlich zu äußern. Er
gemeinen, daß Alles gut ginge:

„D'ailleur tout va bien ici, ce qui et
notre voyage a parfaitement bien reussi. C
te confie, car tout le monde croit surem
venus que pour nous amuser.“ [1]

Hocherfreut über den glücklichen Gang de
Herzog, selbst nach Zweibrücken zu gehen, von
für die projectirte Union abhing. Es galt, de
reich abzuziehen und dadurch die Pläne des Fü
zu vereiteln. Mehr als in Braunschweig wä
Göthe's vortheilhaft gewesen, den herzoglicher
schöngeistiger Unterhaltung erscheinen zu lasse
auch ein; doch Göthe nahm nicht an; er w
von Stein schrieb, seinen eigenen Geschäften nc
ganz für sie leben [2]. Der Herzog reiste also
ohne ihn ab, woraus schon genugsam erhellt,
Angelegenheit sehr selbständig handelte und d
Hilfeleistung gebunden war. In Weimar ver
das Gerücht, es sei zwischen Beiden ein Zerwü
unwahrscheinlich ist das nicht. Göthe mußte mi
nehmen, daß der Herzog die hohe Politik benü
Leitung zu entschlüpfen. Doch war er schon zu
einer sittlichen Entrüstung zu überlassen. Nur
richten des Fürsten über den Verlauf der Uni
Reserve und gab ihm einen väterlichen Wink, a
wieder in's Ministerium des Innern, der Land
und Theaters zurückzukehren.

„Zuerst muß ich sagen, daß mich der Inha
frembet hat. Denn obgleich das Schachspiel dieser
kuliren ist, und ein fehlerhafter Zug manchmal

---

[1] Gbb. III. 98.

[2] Je ferai mes affaires et le reste du temps
toi. Gbb. III. 106.

arschirt darin auf, um
veibrücker Angelegenheit
ten Herzogs, über die
plomatischen Schachzüge
ng der einzelnen kleinen
lngaben gemacht. Der
gen unterrichtet, welche
gen. Auch die künftige
ragen waren dabei zur
bereit, den Prinzen von
i kiesen, „wenn Seine
holische Religion anzu=
ag hauptsächlich darin,
ien Dingen schwach und
agenen Union nur einen
trauten. Um dieß Miß=
zuerst, den Bischof von
Dann berieth er sich mit
n wollte, und kam mit

ingen, daß noch gar keine
int sei, wie die geistlichen
rtheidigen wollten. Alle
, stimmten darin überein,
im hl. Reich ein wesent=
. Was man in der letzten
haus nicht von preußischen
en befürchteten. Falls der
lte Karl August ihm dann
armee ins Feld zu stellen,
n Einvernehmen mit Frank=
ich, der Herzog mit Preußen

n Königs spräche, würde ich
es hätte, daß Ew. Königl.
e triftigsten Gründe zu über=
en, indem sie sich einen Pro=
ln Gesinnungen beseelt wäre,
Kurfürsten zu bestimmen, den
r 7. Punkt, auf den ich am
i Fürsten den Weltlichen Fürsten

bittet. Sie haben ihm gewiß vor einiger Zeit gesagt, daß man Ihnen ein großes Kapital angeboten, das wahrscheinlich Jesuiten-Geld seye. Er habe für einen guten Freund die Summe von 40/m Thalern nöthig, ob Sie ihm nicht näher den Canal angeben könnten und wollten, durch den zu diesem Anlehn zu gelangen seye. — Einer Pariser Loge fällt es ein, einen neuen Congreß zusammen zu berufen, der das Schicksal des vorigen haben wird. Vielleicht hören Sie etwas in Straßburg davon. Bode ist auch eingeladen, es fehlt nur am feurigen Wagen zu dieser Prophetenreise."

Karl August ließ sich durch die Mahnungen seines bisherigen Mentors nicht beirren, sondern suchte sich seiner diplomatischen Mission mit ebenso viel Eifer als Vorsicht zu entledigen[1]. Er unterhandelte nämlich nicht in eigenem Namen, sondern im Namen und Auftrag des Prinzen von Preußen. Das war der Einfluß, der sich zwischen die beiden Freunde gedrängt und von dem Göthe fürchtete, daß er leicht den Herzog compromittiren könnte. Der Herr B., von welchem in dem Briefe die Rede ist, war der preußische Major Bischofswerder, des Prinzen vertrautester Adjutant, der dem Herzog von Zweibrücken im Auftrag des Prinzen von Preußen 100 000 Ducaten anbieten und ihn so aus der Geldklemme reißen sollte, in welcher er sich in Folge liederlicher Hofhaltung befand. Die Noth war groß. An Frankreich schuldete der Herzog von Zweibrücken 2 000 000 Livres, an den Canton Bern 770 000 Livres, nach Antwerpen 200 000 fl., in die Pfalz 150 000 fl., an Juden im Elsaß 30 000 fl., an noch rückständigen Interessen und Pensionen eine weitere Million. Das preußische Angebot sollte den Herzog aus diesen Nöthen erlösen, und so verhindern, daß er sich auf die Anerbietungen Österreichs einließe. Aber es reichte bei weitem nicht hin und wurde deßhalb abgewiesen. Frankreich, dem daran gelegen war, weder Preußen noch Österreich zu begünstigen, streckte dem halb bankerotten Fürsten 4, nach Andern 6 Millionen Livres vor, um seine Schulden zu bezahlen. Herzog Karl August, der nun weiter mit Zweibrücken hätte verhandeln sollen, war in Verlegenheit; er bat den Prinzen von Preußen, ihn von seiner Sendung nach Zweibrücken zu dispensiren. Im Einverständniß mit Edelsheim ging er unterdessen nach Mainz, um den dortigen Kurfürsten und seinen Bruder, den Bischof von Bamberg (-Würzburg), in die Union hineinzuziehen. Das Memoire, worin er dem Prinzen von Preußen Bericht darüber erstattete, ist ein merkwürdiges Gegenstück zu Göthe's ebenerwähntem Briefe. Preußen, Österreich, Frankreich, Holland,

[1] S. die Correspondenz darüber bei Ranke l. c. 468 ff.

Rußland, England, Dänemark, ganz Europa marschirt darin auf, um den augenblicklichen Stand der complicirten Zweibrücker Angelegenheit zu beleuchten. Über den Finanzstand des bedrängten Herzogs, über die Geschichte des französischen Anlehens, über die diplomatischen Schachzüge der einzelnen Mächte, über Stimmung und Haltung der einzelnen kleinen Fürsten werden die eingehendsten, genauesten Angaben gemacht. Der Prinz wird ausführlich über die Berathschlagungen unterrichtet, welche Edelsheim mit den Mainzer Räthen zuvor gepflogen. Auch die künftige Königswahl und die großen kirchenpolitischen Fragen waren dabei zur Sprache gekommen. Die Mainzer erklärten sich bereit, den Prinzen von Preußen zum künftigen Haupte Deutschlands zu kiesen, „wenn Seine Königl. Hoheit sich entschließen könnte, die katholische Religion anzunehmen". Die Schwierigkeit der Verhandlung lag hauptsächlich darin, daß die geistlichen Kurfürsten, obwohl in kirchlichen Dingen schwach und nachgiebig an den Zeitgeist, doch in der vorgeschlagenen Union nur einen preußischen Kniff erblickten und den Preußen nicht trauten. Um dieß Mißtrauen zu beseitigen, bemühte sich Karl August zuerst, den Bischof von Bamberg zu gewinnen, was völlig gelang. Dann berieth er sich mit Edelsheim, wie er den Kurfürsten selbst einfädeln wollte, und kam mit diesem über folgenden Plan überein.

Er, Karl August, wolle dem Kurfürsten beibringen, daß noch gar keine förmliche Union bestehe, daß man aber sehr gespannt sei, wie die geistlichen Fürsten ihre verletzten und bedrohten Rechte vertheidigen wollten. Alle patriotischen Fürsten, Katholiken wie Protestanten, stimmten darin überein, daß die Verfassung der Römischen Kirche im hl. Reich ein wesentlicher Punkt sei, der aufrecht gehalten werden müßte. Was man in der letzten Zeit von einem Fürstenbund gesprochen, sei durchaus nicht von preußischen Intriguen ausgegangen, wie die geistlichen Fürsten befürchteten. Falls der Kurfürst sich ihm über diese Punkte eröffnete, wollte Karl August ihm dann vorschlagen, im Kriegsfall (!) eine Observationsarmee ins Feld zu stellen, doch ohne Zuzug von andern Fürsten, wohl aber im Einvernehmen mit Frankreich und Preußen; der Kurfürst sollte mit Frankreich, der Herzog mit Preußen darüber unterhandeln.

„Falls er 6. über die Wahl eines Römischen Königs spräche, würde ich ihm die Schwierigkeiten auseinandersetzen, die es hätte, daß Ew. Königl. Hoheit die Religion veränderte und ihn durch die triftigsten Gründe zu überzeugen suchen, daß die Katholiken nichts risquirten, indem sie sich einen Protestantischen Kaiser gäben, der von so edeln Gesinnungen beseelt wäre, wie sie Ew. K. H. auszeichneten und den Kurfürsten zu bestimmen, den übrigen Wahlfürsten dieß vorzuschlagen. Der 7. Punkt, auf den ich am meisten bringen wollte, war, daß die Geistlichen Fürsten den Weltlichen Fürsten

den Vorschlag eines Bundes machen sollten, falls die Dauer des Krieges Deutschland dazu nöthigte; in Anbetracht, daß sie am meisten dem Kaiserl. Hofe mißtrauen müßten, daß es somit ihnen zukäme mit uns zu unterhandeln, ein solides Project zu machen und uns durch annehmbare Vorschläge zu einem Bunde einzuladen, um ihre Rechte zu vertheidigen. Ich würde ihn dann versichern, daß, falls er diesen ersten Schritt thun wollte, genug patriotische Fürsten vorhanden wären, die es auf sich nähmen, ihre Mitstände zu versammeln, um sich an unsern gemeinsamen Interessen zu betheiligen." [1]

Das „kleine Karlchen", das Göthe noch pädagogisch schulmeisterte, arbeitete also, unter preußischer Direction, an nichts Geringerem, als an dem größten Problem der preußischen Politik, die geistlichen Kurfürsten und das katholische Deutschland von dem bisher katholischen Kaiserhause Österreich loszureißen und ein protestantisches Kaiserthum mit preußischer Spitze zu gründen. So weit hatte es Josephs II. erbärmliche Kirchenpolitik gebracht, daß ein kleiner protestantischer Fürst dem Kurfürsten-Primas von Mainz den Vorschlag machen durfte, das hl. Reich deutscher Nation in Preußens Hände zu liefern.

Eine eingehendere Beurtheilung dieser Verhältnisse gehört nicht hierher [2]. Was Göthe gegen die politische Thätigkeit des Herzogs einnahm, waren durchaus keine politischen, religiösen, grundsätzlichen Motive. An Österreich war ihm ebenso wenig gelegen, als an Preußen; an einem katholischen Kaiserthum ebenso wenig als an einem protestantischen: das Wichtigste auf der Welt war ihm das Herzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach und das Wichtigste in diesem Herzogthum war ihm die Frau Charlotte von Stein und die eigene Stellung. Seine Pyramide als weimarisches Factotum war nun allerdings gebrochen. Der Herzog war nicht mehr sein ergebener Zögling im Conseil und auf dem Theater, sondern selbständiger Herrscher und preußischer Diplomat aus eigenem Antrieb. Aber er saß doch immerhin in einem warmen Nest, dominirte noch das kleine Ländchen im Innern, hatte seinen „Schatz", seine Bibliothek, sein Theater, Kleinigkeiten genug, um sich alle größeren Ideen vom Leibe zu halten, und auch seine — Bequemlichkeit.

Als ihn der Herzog Anfangs December (1784) einlud, nach Frankfurt zu kommen und ihn auf der Rückreise zu begleiten, hatte er fast ein wenig Lust; aber er erinnerte sich an die Reise von 1779, wo er mit dem Herzog so viel gefroren, gehungert und sich gelangweilt hatte, da die

[1] Memoire Karl Augusts an den Prinzen von Preußen bei Ranke, l. c. 475.
[2] S. Preußens Politik. Hist.-pol. Blätter. XXVI. 651 ff.

Prinzessinnen nur zum Ansehen waren. „Ich bin wirklich in Verlegenheit," schrieb er seiner „Herrin", „was sagst Du dazu, liebe Lotte. Das Wetter, die Jahreszeit, mein Befinden und die bösen Erinnerungen von 79, Homburg, Darmstadt, Hanau, Zwingenberg machen mir Reißen in den Gliedern. Lebe wohl, Du Beste, die mich doch allein hält!"[1] Er blieb bei Charlotte.

„Ungern," so entschuldigte er sich beim Herzog[2], „schreibe ich diesen Brief, anstatt selbst zu kommen, da ich sehe, daß es Ihnen ein Vergnügen machen würde, mich in Frankfurt zu finden. So viele äußere und innere Ursachen halten mich ab, daß ich Ihrem Rufe nicht folgen kann. Möge es Ihnen recht wohl gehen, und diese Reise, der es nun bald an sauern Unbequemlichkeiten nicht fehlen kann, Ihnen von recht großem Nutzen werden. Mich heißt das Herz das Jahr in Sammlung zubringen; ich vollende mancherlei im Thun und Lernen, und bereite mir die Folge einer stillen Thätigkeit auf's nächste Jahr vor, und fürchte mich vor neuen Ideen, die außer dem Kreise meiner Bestimmung liegen. Ich habe deren so genug und zuviel, der Haushalt ist eng und die Seele unersättlich. Ich habe so oft bemerkt, daß, wenn man wieder nach Hause kommt, die Seele, statt sich nach dem Zustande, den man findet, einzuengen, lieber den Zustand zu der Weite, aus der man kommt, ausdehnen möchte, und wenn das nicht geht, so sucht man doch so viel als möglich von neuen Ideen hereinzubringen und zu pfropfen, ohne zu bemerken, ob sie auch hereingehen und passen oder nicht. Selbst in den letzten Zeiten, da ich doch selbst in der Fremde nur zu Hause bin, hab' ich mich vor diesem Uebel, oder wenn Sie wollen vor dieser natürlichen Folge nicht ganz sichern können. Es kostet mich mehr, mich zusammenzuhalten, als es scheint, und nur die Ueberzeugung der Nothwendigkeit und des unfehlbaren Nutzens hat mich zu der passiven Diät bringen können, an der ich jetzt so fest hange. Leben Sie recht wohl und kommen glücklich wieder zu uns."

Karl August nahm die Entschuldigung freundlich auf. Er war durchaus kein exclusiver Geist. Er überließ Göthe seinen administrativen und wissenschaftlichen Neigungen, ja in einem Brief an Knebel verbreitete er sich noch von der Reise aus sehr weitläufig über den Nutzen der Naturwissenschaften, welche augenblicklich Göthe am lebhaftesten beschäftigten. Göthe seinerseits war nicht weniger geschmeidig. Ob auch seufzend „am Rade Irions" (so ist ein Brief an Herder datirt[3]), diente er doch neben allen seinen sonstigen Bureaugeschäften her dem Herzog noch als vertraulicher Copist für die weiteren Verhandlungen, die nun

[1] Schöll III. 123.
[2] Dorow, Krieg, Literatur und Theater. Leipzig 1845.
[3] Aus Herders Nachlaß I. 83.

viel bedeutsamer wurden, da Friedrich II. aus der bisherigen Zurückhaltung heraustrat und sich selbst an die Spitze des geplanten Bundes stellte. Sigmund von Seckendorf, noch vor wenigen Jahren Göthe's Rivale als Versifex am Liebhabertheater und bei den andern Hofbelustigungen, hielt am 23. Februar 1785 feierlich seine Auffahrt als „preußischer Gesandter" am Weimarer Hofe, während der Dichter seiner Geliebten schrieb:

„Je suis dans la necessité de copier un long discours français qui ne m'interesse pas beaucoup. Cela me met en train d'écrire et ma plume ne court jamais plus à son aise que quand il s'agit de te dire ce que tu aimes à entendre. Je te redis donc encore une fois ce soir que je t'aime exclusivement et que ta tendresse fait mon plus grand bonheur."[1]

Über die Conferenz, welche am 2. März zwischen den Herzogen von Weimar und Gotha, dem Gesandten Seckendorf und ihm in Sachen des Fürstenbundes stattfand, meldete er ihr des folgenden Tages:

„Ich habe es oft gesagt und werde es noch oft wiederholen, die causa finalis der Welt und Menschenhändel ist die dramatische Dichtkunst. Denn das Zeug ist sonst absolut zu nichts zu gebrauchen. Die Conferenz von gestern Abend ist mir wieder eine der besten Scenen werth."[2]

Zehn Tage später, während er noch immer mit dem preußischen Gesandten Seckendorf zu verhandeln hatte, gestand er ihr:

„Ich habe nur zwei Götter, Dich und den Schlaf. Ihr heilet alles an mir, was zu heilen ist und seid die wechselweisen Mittel gegen die bösen Geister. Ich gehe gern in die Komödie und finde Dich drinne."[3]

Was die dramatische Dichtkunst betrifft, so war er übrigens mit gar nichts Bedeutendem beschäftigt, er ciselirte noch immer an dem kleinen Singspiel: „Scherz, List und Rache" herum, das ihm selbst später als ein verfehltes Geschöpf erschien. Auch von einer Sammlung und Concentration seiner Thätigkeit, wie er so salbungsreich an den Herzog geschrieben hatte, ist in seinen Billets nichts zu spüren. Er trieb außer Mineralogie, Geologie und Osteologie jetzt auch Botanik, nahm mikroskopische Untersuchungen vor, dichtete an seinen „Geheimnissen", blätterte in Hamanns Metakritik und Hemsterhuys' Alexis herum, untersuchte

[1] Schöll III. 144. Man sollte fast glauben, daß die Briefe an Frau von Stein bloß den Zweck von Stilübungen gehabt hätten.

[2] Ebd. 145. [3] Ebd. 149.

Wasserbauten in Jena, las seine Operettchen bei Hofe vor, naschte im Spinoza, correspondirte mit Merck über „Zerschlagung der Güter“, mit Sömmering über „Backenknochen“, machte einen Bericht über das Bergwerk in Ilmenau, das letztes Jahr wieder kein Silber geliefert, aber fast 3000 Thaler gekostet hatte, errichtete in Ilmenau ein Getreidemagazin, studirte Wolfs Theoria generationis, fungirte, wie Herder sagt, als „Pontifex maximus“, zu Deutsch oberster Wegaufseher und Straßenkehrer, tröstete die Herzogin Luise über ihr todtgeborenes Kind, den Herzog von Gotha über den Tod seiner Maitresse Madame Schneider, wühlte in dem Naturaliencabinet von Jena herum, half Herder bei den Censurschwierigkeiten seiner Ideen, zerschnitt mit dem Gärtner Reichardt in Belvedere Cocosnüsse, um dem Geheimniß des Pflanzenlebens auf die Spur zu kommen, unterrichtete den Fritz von Stein und schickte seiner Mama das Räthsel:

„Ich bleibe immer schön und bleibe immer blind,
Und mein Gefährte ist die Traurigkeit und Schmerz;
Ich bin ein junger Greis, ich bin ein altes Kind,
Nun rathe Leser mich, ich wohne in dem Herz.“

Immer deutlicher schieben sich jetzt die Wege. Der Herzog vertiefte sich in die diplomatischen Angelegenheiten der hohen Politik; Göthe sah unterdessen nach Pflanzensamen, Blumen, Knochen und Steinen.

---

15. Natur und Christenthum.

„Et quasi nihil nos de sempiternitate Creatoris, nihil de ordine creaturae lex sancta et divinitus inspirata prophetia docuisset, in contumeliam Dei et in omnium bene conditarum iniuriam naturarum, compugnantia mendaciorum monstra contexuit." S. Leo (Sermo de Pentecoste II).

„Kein organisches Wesen ist ganz der Idee, die zu Grunde liegt, entsprechend; hinter jedem steckt die höhere Idee; das ist mein Gott, das ist der Gott, den wir alle ewig suchen und zu erschauen hoffen, aber wir können ihn nur ahnen, nicht schauen."
Göthe. Unterhaltungen m. d. Kanzler v. Müller. S. 141.

Eine große Lust, zu sammeln, zu ordnen und zu registriren, hatte Göthe von seinem Vater ererbt und schon in früher Jugend bethätigt. Als Student entwickelte er sie zwar nicht wissenschaftlich, doch dilettantisch an seinen Gedichten, Zeichnungen, Radirungen. Eine rasche Beobachtungsgabe, ein feiner Sinn für das Schöne in Natur und Kunst erhöhte den Genuß, dem er wie ein Schmetterling nachjagte, und ersetzte in Manchem die eigentliche Geistesbildung, die ihm abging. Lust am Zeichnen verfeinerte diese Beobachtungsgabe, wenn er es auch in keinem Genre des Zeichnens und der Malerei über bloße Dilettanterie hinausbrachte. Lavater lenkte diese Neigungen der Physiognomik zu: Sammellust, Beobachtungsgabe und Zeichentalent fanden dabei reiche Nahrung. Noch in Weimar schenkte er der wunderlichen Modekunst, welche ihn mit Frau von Stein bekannt gemacht, viel Zeit und Aufmerksamkeit, sie interessirte noch lange Damen und Herren [1]. Gleichzeitig ward weitergezeichnet an Portraits, Köpfen, Figuren, Landschaften; auch dieser Kunstzweig hing mit romantischen Neigungen zusammen. Mehrere Damen bei Hofe zeichneten, andere rechneten es sich zur Ehre, abgezeichnet zu werden. Über Kunst reden mußte Jedermann, wie über Musik, Theater und Literatur. Der Ankauf und das Sammeln von Kunstgegenständen war durch den Brand des alten Schlosses nöthig geworden: der Herzog so gut wie

[1] Göthe correspondirte darüber noch mit Lavater bis in den Herbst 1782. S. Hirzel. S. 66—156.

Göthe war lebhaft darauf aus, für billigen Preis möglichst schöne Gemälde, Stiche, Statuen zu erwerben[1]. Seit der Wiederaufnahme des Bergwerks in Ilmenau gesellte sich diesem theils künstlerischen, theils geschäftlichen Sammelfleiß auch das Sammeln und Untersuchen von Steinen.

Diese mineralogische Dilettanterie war wohl weniger bloße Spielerei, als das fortgesetzte Zeichnen an der Hermannstädter Höhle. Göthe hoffte wirklich, das Bergwerk wieder in Gang zu bringen, und studirte deßhalb nicht bloß die Bergordnungen, sondern sah sich auch Werke über Geologie, Mineralogie und Chemie an[2]. Er wollte der Sache auf den Grund gehen, aber nicht so schneckenmäßig, wie die Fachleute, sondern rasch, genial. Praktische Resultate konnte ein solches Studium nicht haben, doch der Sammelfleiß blieb. Er befriedigte Göthe's Beobachtungstrieb und gewährte Zerstreuung auf den vielen, schließlich monotonen Ausflügen und Jagden. Wo den Andern der Stoff zum Reden ausging, da eröffnete sich ihm in Gestein- und Gebirgsbetrachtungen eine neue Welt[3]. Was er in der ersten Zeit hauptsächlich daran betrachtete, ist schwer zu sagen. An allen Bergen und sogar darüber schwebte das Bild der Frau von „Stein“, eine Vision, welche die Mineralogie nicht wesentlich fördern konnte. Für die Poesie aber konnte hinwieder die Kenntniß der einzelnen Mineralien und Steine nur von sehr untergeordnetem Nutzen sein. Es mußte ein anderes, bedeutenderes Element hinzutreten, um die Dilettanterie zehn Jahre lang aufrecht zu erhalten, ja zu einer Art Studium werden zu lassen. Dieses Element war die vage, halb poetische, halb philosophische Geistesrichtung, welche für Göthe gleichzeitig Philosophie und Religion vertrat. „Göthe den Pantheisten,“ sagt Heinrich Heine[4] sehr richtig, „mußte die Naturgeschichte endlich als ein Hauptstudium beschäftigen.“

---

[1] Darauf bezieht sich ein großer Theil der Correspondenz Karl Augusts und Göthe's mit Merck, während Wieland meistens von seinem „Merkur“ zu reden hat.

[2] Keil, Tagebuch von 1776.

[3] Sein Vorbild war in dieser Naturbummelei, wie in vielem Andern, der Franzose Jean Jacques Rousseau, der unter beständigem Jammer über Gott, Cultur und Welt, in „unendlicher Sehnsucht nach reiner Natur“ sich im Val de Travers von schönen Damen logiren, füttern und unterhalten ließ und — das war sicher Natur! — in armenischem Costüm im Jura herumlungerte, um die Natur zu genießen, dumme Briefe zu schreiben und, von aller Welt vergöttert, doch noch über alle Welt zu lamentiren. — S. Fritz Berthoud, J. J. Rousseau au Val de Travers. 1762—1765. Paris, Fischbacher, 1881.

[4] Die romantische Schule. Hamburg 1836. S. 83.

Das positive Christenthum hatte Göthe schon abgethan[1], bevor er in Weimar eintraf. Die Kirche besuchte er nicht, an Epiphanie wußte er nicht einmal, daß Festtag war. Die Bibel las er noch als poetisch bedeutende und anregende Schrift; doch sie war ihm kein göttlich beglaubigtes Buch, keine positive Offenbarung. „Was ist der Mensch, daß Du sein gedenkst!" ruft er wohl ein paar Mal in seinen Aufzeichnungen aus; aber mehrentheils bedient er sich der Worte der Bibel nur ganz profan und oft in frivoler Weise. Die orthodoxen Geistlichen von Sachsen-Weimar waren ihm nicht bloß „Kerle", sondern „Esel". Herder wollte er nur zum Superintendenten haben, weil man nun einmal einen solchen haben mußte und weil er aufgeklärter war, als die Andern. Zu dem Zeugniß eines orthodoxen Theologen für ihn nahm er erst dann seine Zuflucht, als die Anstellung selbst bedroht schien. Als Herder im Anzug war, schrieb er ihm: „Es zerrt die Pfaffen verflucht, daß das, was so lange unter sie vertheilt war, einer allein haben soll ..... Die Geistlichen sind alle verschrobene Kerls. Sind aber die jungen Dir nicht ganz gram."[2] Um für Herders Ankunft die Stadtkirche repariren zu lassen, besuchte er zum ersten Mal nach halbjähriger Anwesenheit dieses Gebäude; es war nicht viel darin zu sehen: die Gräber einiger sächsischer Fürsten, „in der Sakristei Luther in drei Perioden von Cranach, immer ganz Luther und ein ganzer Kerl — ganz Mönch, ganz Ritter und ganz Lehrer"[3]. Als Herder auf die Geburtsfeier des Erbprinzen Karl Friedrich im März 1783 zwei Predigten halten sollte und dieselben vorher Göthe vorlegte, sagte dieser u. A. in seiner Kritik:

> „Daß du in beiden Predigten keinen Gebrauch von den Motivs, die uns die christliche Religion anbietet, gemacht hast, hat mich gewundert, wenn ichs auch nur nehme als die Melodie eines bekannten Chorals, der unter anderer Musik den besten Effekt thut, und durch allgemeine Reminiscenzen die ganze Gemeinde auf einen Punkt führt."[4]

War bei der Zerfahrenheit seines unruhigen Treibens, namentlich in

---

[1] Julian Schmidt (Göthe's Stellung zum Christenthum. Göthe-Jahrbuch 1882. S. 49 ff.) gibt sich erstaunliche Mühe, ihn zu einem „Christen" zu machen; es läuft aber schließlich Alles darauf hinaus, daß Göthe glaubte, was er wollte, d. h. im Grunde nichts, im Sinne eines verbindlichen Offenbarungsglaubens. — Vgl. dazu den noch fast erleuchteteren J. Bayer, Göthe's Verhältniß zu religiösen Fragen. Prag 1869, und van Oosterzee, Göthe's Stellung zum Christenthum. Bielefeld 1858.

[2] Aus Herders Nachlaß. I. 60.

[3] Ebd. I. 64. [4] Ebd. I 73.

den ersten Weimarer Jahren, an ein ernstes, gesammeltes Studium nach keiner Richtung hin zu denken, so war für Philosophie und Theologie am wenigsten Raum. In der gelegentlichen, flüchtigen Lectüre, die in seinen Briefen erwähnt wird, kommt kein bedeutendes Werk christlicher Wissenschaft vor. Gleich tausend andern oberflächlichen Geistern studirte er nie die Werke der Kirchenväter, der großen katholischen Theologen, der älteren katholischen Philosophen: das Hauptmittel eines „selbständigen" Urtheils war, dergleichen Dinge nie selbst kennen zu lernen, sondern die glänzendsten Genies der christlichen Vorzeit auf Luthers pöbelhafte Zoten hin auf ewig zu verachten. Zu diesem Grundzug „vorurtheilsloser Wissenschaft" gesellte sich der andere, die ganze Welt neu construiren zu wollen und zu diesem Zweck chaotisch in allen Zweigen menschlichen Wissens gleichzeitig herumzuwühlen. „Lehrbuch und Geschichte" waren ihm, „dem Handelnden, gleich lächerlich". Dafür kramte er in den Rêveries des Marschalls von Sachsen, in des Synesius Buch über die Träume, in dem geistigen Vagabundenleben Cardans, im Apollonius herum, amüsirte sich an den Basia des Jan Nicolai Everard und an Voltaire's schmutziger Pucelle, las im Bette die „Mönchsbriefe" von La Roche, schnoberte gelegentlich dieß und das über den aufgeklärten Isenbiehl zusammen, der damals die Tagespresse beschäftigte, entzückte sich über Diderots Jacques le fataliste, blätterte im Spinoza und im Journal de Paris, in den Wolfenbüttler Fragmenten und in Crébillon, in den „Briefen über das Studium der Theologie" und im Reineke Fuchs. Er ließ sich neben antiken Sagen, gnostischen Träumereien und französischer „Philosophie" auch allenfalls eine katholische Legende wie die des hl. Alexius gefallen, machte aber ein rührendes Märchen daraus für die Damen.

Nach der Schweizerreise correspondirte Göthe ein Jahr lang ziemlich lebhaft mit Lavater über Physiognomik, Gemälde, Stiche, Literarisches, Kunstdilettanterie. In begeisterte Freundschaftsversicherungen mischte sich auch dann und wann eine philosophisch sein sollende Andeutung, wie: „Habe ich Dir das Wort Individuum est ineffabile, woraus ich eine Welt ableite, schon geschrieben?" In dem confusen Buche St. Martins Des erreurs et de la vérité, worin das Dogma der Menschwerdung mit gnostischer Schwärmerei verbraut war, fand er „die tiefsten Geheimnisse der wahrsten Menschheit mit Strohseilen des Wahns und der Beschränktheit zusammengehängt"[1]. Lavaters gedruckte Briefe befriedigten

[1] Hirzel. S. 122.

ihn, soweit sich die Menschlichkeit der besten Menschen darin offenbarte. Als aber Lavater in seinem Pontius Pilatus — allerdings in sehr schwärmerischer, überschwenglicher und ungenießbarer Form — Alles auf Erden, Kunst, Geschichte, Natur und Menschheit auf den historischen Christus bezog, da riß Göthe die Geduld und er rückte einmal klarer mit seinem Glaubensbekenntniß heraus:

„Da ich zwar kein Widerkrist, kein Unkrist, aber doch ein decidirter Nichtkrist bin, so haben mir dein Pilatus und so weiter widrige Eindrücke gemacht, weil du dich gar zu ungebärdig gegen den alten Gott und seine Kinder stellst. Deinen Pilatus habe ich sogar zu parodiren angefangen, ich habe dich aber zu lieb um mich länger als eine Stunde damit amüsiren zu können. — Darum laß mich deine Menschenstimme hören, damit wir von der Seite verbunden bleiben, da es von der andern nicht geht." [1]

In einem spätern Brief bekennt er sich dann zum seichtesten Indifferentismus:

„Daß Du mir in deinem Briefe noch einmahl den innern Zusammenhang deiner Religion vorlegen wolltest, war mir sehr willkommen, wir werden ia nun wohl balde einmal einander über diesen Punkt kennen und in Ruhe lassen. Großen Dank verdient die Natur, daß sie in die Existenz eines ieden lebenden Wesens auch so viel Heilungskraft gelegt hat, daß es sich, wenn es an dem einen oder dem andern Ende zerrissen wird, selbst wieder zusammenflicken kann; und was sind die tausendfältigen Religionen anders als tausendfache Äußerungen dieser Heilungskraft. Mein Pflaster schlägt bey dir nicht an, deines nicht bey mir, in unsers Vaters Apotheke sind viele Recepte. So hab ich auf deinen Brief nicht zu antworten, nichts zu widerlegen, aber dagegen zu stellen hab ich vieles. Wir sollten einmahl unsere Glaubensbekenntnisse in zwey Columnen neben einander sezen und darauf einen Friedens- und Toleranzbund errichten." [2]

Der Toleranzbund wurde nicht errichtet. Glaube und Unglaube, Christ und Heide waren dießmal zu schroff auf einander gestoßen. Göthe war wüthend auf Lavater, daß er mit Aufgebot aller seiner Kräfte Christus, den historischen Christus, als Sohn Gottes wieder in Wissenschaft und Literatur einführen wollte. Wiederholt und heftig spricht er seinen Grimm in dem Briefe an Frau von Stein aus:

„Hier ist ein Bogen von Lavaters Pilatus," schreibt er (6. April 1782). Ich kann nichts drüber sagen. Die Geschichte des guten Jesus hab ich nun so satt, daß ich sie von keinem als allenfalls von ihm selbst hören möchte." [3]

[1] Hirzel. S. 144. [2] Ebd. S. 152. [3] Schöll II. 182.

„Noch ein Wort von Pilatus!" fährt er am 6. fort[1]. „Wenn unser einer seine Eigenheiten und Albernheiten einem Helden aufflickt, und nennt ihn Werther, Egmont, Tasso, wie Du willst, gibt es aber am Ende für nichts als was es ist, so gehts hin, und das Publikum nimmt insofern Anteil dran, als die Existenz des Verfassers reich oder arm, merkwürdig oder schaal ist, und das Mährchen bleibt auf sich beruhen. Nun findet Hans Caspar diese Methode des Dramatisirens (wie sie's nennen) allerliebst und flickt seinem Christus auch so einen Kittel zusammen und knüpft aller Menschen Geburt und Grab, A und O, und Heil und Seligkeit dran, da wirds abgeschmackt, dünkt mich und unerträglich.

„Wenn ein großer Mensch ein dunkel Eck hat, dann ist's recht dunkel! Ihm hat die Geschichte Christi so den Kopf verrückt, daß er eben nicht loskommen kann. Mich wunderts nicht, freilich ist's Tausenden so gegangen. Aber auch wie? Wann? Wo? Wem?

„Verzeih meine Invectiven, so oft er seine Anfälle auf unser Reich erneuert, so müssen wir uns wenigstens protestando verwahren."

Am 10. April hielt er sich schon wieder eine Philippika gegen den Pilatus. Daß er dabei nicht bloß die geschmacklose Überschwenglichkeit des Stils und der Phantasie meinte, welcher Lavater sich hingab, sondern seinen Glauben an die Gottheit Christi und an das Übernatürliche überhaupt[2], erhellt aus dem Vorausgehenden genügend[3], wird aber noch durch spätere Bemerkungen über den dritten Theil des Werkes bestärkt, die sehr charakteristisch mit Andeutungen über Rousseau und Voltaire zusammenstehen.

„Einige stille Augenblicke habe ich angewandt im Rousseau zu lesen, der mir durch einen Zufall in die Hände kam. Wie wunderbar ist es und angenehm die Seele eines Abgeschiedenen und seine innersten Herzlichkeiten offen auf diesem oder jenem Tische liegen zu finden. — Im dritten Theil des Pontius Pilatus stehen ganz treffliche Sachen. Es ist weit weniger Capu-

---

[1] Schöll II. 183.

[2] Wie alle richtigen „Naturfrommen", konnte auch er das Läuten nicht leiden. „Ich wohne gegen der Kirche über," schreibt er Charlotten von Meiningen aus, „das ist eine schreckliche Situation für einen, der weder auf diesem noch auf jenem Berge betet (d. h. auf gar keinem), noch vorgeschriebene Stunden hat, Gott zu ehren. Sie läuten schon seit früh um Viere und orgeln, daß ich aufhören muß, denn ich kann keinen Gedanken zusammenbringen." Schöll II. 208.

[3] Vgl. Göthe's Werke (Hempel) XXIII. 84 ff., wo Göthe ausdrücklich sagt, daß Lavater „Christum buchstäblich auffaßte, wie ihn die Schrift, wie ihn manche Ausleger geben", daß er deßhalb an die Möglichkeit von Wundern und Gebetserhörungen geglaubt und seine „Aussichten in die Ewigkeit" ernstlich genommen habe. Das war Göthe zuwider.

zinade als im ersten, man sieht wie Lavater die Menschheit nach und nach immer offenbarer wird. Daß er von den albernsten Mährchen mit Anbetung spricht, daß er sich mit veralteten barbarischen Terminologien herumschlägt und sie in und mit dem Menschenverstande verkörpern will, gehört so nothwendig zu seinem eigenen als zu des Buches Dasein."[1]

Noch viel klarer drückt er sich einige Jahre später in einem Briefe an Herder aus:

„Es bleibt wahr; das Mährchen von Christus ist Ursache, daß die Welt noch 10/M Jahre stehen kann und niemand recht zu Verstand kommt, weil es eben so viel Kraft des Wissens, des Verstandes, des Begriffes braucht, um es zu vertheidigen, als es zu bestreiten. Nun gehen die Generationen durcheinander, das Individuum ist ein armes Ding, es erkläre sich, für welche Partei es wolle, das Ganze ist nie ein Ganzes, und so schwankt das Menschengeschlecht in einer Lumperei hin und wieder, das alles nichts zu sagen hätte, wenn es nur nicht auf Punkte, die dem Menschen so wesentlich sind, so großen Einfluß hätte. Wir wollen es gut seyn lassen. Sieh Du Dich nur in der Römischen Kirche recht um, und ergötze Dich an dem, was in ihr ergötzlich ist."[2]

Gleich Pontius Pilatus begnügte er sich mit der Frage: „Was ist Wahrheit?" Das angebliche „Mährchen", d. h. die unumstößlich beglaubigten Thatsachen des Lebens Jesu Christi, seines Erlösungstodes, seiner Auferstehung, seiner Gottheit einmal ernst, wissenschaftlich zu prüfen, ist ihm sein ganzes Leben lang nie eingefallen. Das Alles war „Mährchen" a priori; in unbedingtem Köhlerglauben folgte er da seinen würdigen Vorläufern Rousseau, Voltaire, Diderot und Spinoza, von denen die erstern seinen Geist und seine Thätigkeit weit mehr beeinflußten, als der jüdische Pantheist. Die drei Franzosen erscheinen noch während der Weimarer Jahre als seine vorzüglichsten Lieblingsschriftsteller. Diderot's Jacques le fataliste wurde gierig wie ein Leckerbissen, in einem Zuge verschlungen. Über die gemeinen „Bekenntnisse", in denen Rousseau seine eigene Schamlosigkeit dem Publikum zu Markte trug, schreibt er an Frau von Stein: „Mama hat mir die neue Genfer Edition von Rousseau geschenkt, die Confessions sind dabei. Nur ein paar Blätter, die ich drinnen gesehen habe, sind wie leuchtende Sterne, denke Dir so einige Bände! Welch ein Himmel voll! Welch ein Geschenk für die Menschheit ist ein edler Mensch!"[3]

---

[1] Schöll III. 74. [2] Aus Herders Nachlaß. I. 94.

[3] Schöll II. 199. Der edle Mensch, der offen als Concubinarius lebte und die Kinder seiner Therese in's Findelhaus schickte!

Das Neueste aus Paris gelangte vielfach schon als Manuscript nach Weimar, vielleicht durch den Deutsch-Franzosen Baron Grimm [1], den zeitweiligen Mitarbeiter Diderot's. So erhielt Göthe von der Oberhofmeisterin das schimpfliche posthume Libell Voltaire's auf den König von Preußen [2], bevor es gedruckt wurde und während Karl August schon als Unterhändler des Prinzen von Preußen zu arbeiten begonnen hatte. Das Pasquill gefiel ihm über die Maßen.

„Es ist so vornehm und mit einem so köstlichen Humor geschrieben, als irgend etwas von ihm, er schreibt vom König in Preußen wie Sueton die Scandala der Weltbeherrscher, und wenn der Welt über Könige und Fürsten die Augen aufgehen könnten und sollten so wären diese Blätter wieder eine köstliche Salbe. Allein man wird sie lesen, wie eine Satire auf die Weiber, sie bei Seite legen und ihnen wieder zu Füßen fallen." [3]

Man muß hierbei im Auge behalten, daß Göthe den französischen Encyklopädisten noch ganz nahe stand. Ihr großes Werk kam erst 1772 zum Abschluß — es war in den achtziger Jahren noch durch kein ähnliches überholt, es war der große Hauptbrunnen der „allgemeinen Bildung". Während Göthe im Februar 1778 die „geflickte Braut" einübte, feierte Voltaire seinen Triumphzug in Paris. Erst im Mai dieses Jahres starb er. d'Alembert lebte noch bis 1783, Diderot bis Juli 1784. Mittlerweile hatten die Wolfenbüttler Fragmente und Lessings Komödie mit den Theologen auch in Deutschland an dem positiven Glauben gerüttelt, Nicolai und Biester den seichtesten Rationalismus verbreitet.

---

[1] Friedr. Melchior Grimm, aus Regensburg gebürtig, war ein Vertrauter Diderot's, correspondirte mit den Höfen von Gotha, Petersburg, Stockholm u. s. w. Seine Correspondance littéraire etc. (17 Bände 8°; Supplemente dazu erschienen Paris 1814) ist ein bedeutendes kritisches Werk, aber im Sinn und Geist der Encyklopädisten. Er wurde durch dieselbe zum bedeutendsten Colporteur der „französischen Bildung" des 18. Jahrhunderts an den Höfen des Auslandes. Göthe traf wiederholt mit ihm zusammen auf der Wartburg, dann in Gotha und Weimar. In Paris ganz französisirt, fand Grimm wenig Gefallen am „Werther" und hatte diese Geringschätzung auch geäußert. Vielleicht daß Göthe deßhalb anfänglich dem Mann nichts zu sagen wußte, „der von Paris nach Petersburg" ging. Als sie wieder zusammentrafen, war die Wertherperiode schon zum Theil überstanden. Die beiden Männer schlossen sich freundlicher an einander an, und Göthe mag durch ihn in seinem Interesse für Diderot und überhaupt für französische Publicationen bestärkt worden sein. Eine neue Ausgabe der Correspondance veröffentlicht seit einigen Jahren M. Tourneaux. Paris. Garnier Frères.

[2] Mémoires pour servir à l'histoire de Mr. de Voltaire écrits par lui-même.

[3] Schöll III. 44.

Aufgeklärte Theologen hatten die ganze Bibel ihres göttlichen Charakters entkleidet, auch auf katholischer Seite waren die Wasser der Aufklärung in vollem Fluß.

Was Göthe von den Encyklopädisten hauptsächlich an sich zog, das war ihre leichtfüßige Behandlung alles Seins und Wissens, ihre Verachtung für Philosophie und Theologie, ihre Rebellion gegen die ganze historische Entwicklung der Wissenschaft, ihre schöngeistige Frivolität in Denken und Sitte, ihre Lossagung von allem Übernatürlichen. Mit ihnen bewahrte er nur den Glauben an die fünf Sinne und suchte in den Naturwissenschaften einen Ersatz für die gestürzte Philosophie. Dagegen war er zu sentimental, zartherzig, um ihren furibunden Haß gegen die Infame zu theilen [1]. Als Minister und Bourgeois durfte er sich auch der Wuth gegen die Tyrannen nicht überlassen. Um so

---

[1] Es würde zu weit führen, die innige Beziehung Göthe's zu Diderot, Rousseau und Voltaire mehr in's Detail nachzuweisen. Mit der schmutzigen Pucelle waren er und der Herzog wohl bekannt (vgl. über diese Dichtung P. W. Kreiten, Voltaire. Freiburg 1878. S. 89—92). Was diejenige zu Voltaire betrifft, habe ich früher gezeigt, daß Göthe's Prometheus sich nicht an die Alten, sondern an Voltaire's „Pandora" anschließt (Göthe's Jugend. Freib. 1879. S. 136). Auch die berühmten „Harfner"-Verse aus dem „Meister", die durch ganz Deutschland als deutsche Originalpoesie gesungen und bewundert werden, obwohl fast Niemand an deren eigentlichen Sinn denkt, stehen in innigster Verwandtschaft zu einer Voltaire'schen Blasphemie (Le pour et le contre. Oeuvres de Voltaire. Paris. Lefèvre. 1817. Poésies II. 393).

„Je veux aimer ce Dieu, je cherche en lui mon père;
On me montre un tyran que nons devons haïr.
Il créa des humains à lui-même semblables,
Afin de les mieux avilir;
Il nous donna des coeurs coupables,
Pour avoir droit de nous punir;
Il nous fit aimer le plaisir,
Pour nous mieux tourmenter par des maux effroyables,
Qu'un miracle éternel empêche de finir.

Es ist doch wohl nicht ganz zufällig, wenn Göthe singt:

.... „Der kennt Euch nicht, Ihr himmlischen Mächte!
Ihr führt in's Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt Ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden."

G. Werke (Hempel) I. 223.

Deutsche Gemüthlichkeit hat zwar die Frechheit der gallischen Lästerung etwas gedämpft und die lästigen Höllenstrafen eliminirt, doch der Grundgedanke ist Lästerung geblieben.

mehr hatte er sich in Rousseau's Empfindsamkeit hineingearbeitet, seine Landschaftsschwärmerei, seine Damenbotanik, seinen Anschluß an die Natur als ein unbeschreibliches weibliches Urwesen, die Mutter des Genie's, das Prototypon aller schönen Weiber, die Trösterin der Einsamen, an deren Busen der gequälte Sterbliche von all dem Jammer seiner Leidenschaften und dem Conflict mit der Menschheit ausruht. Während er in seinem Literatenthum mehr Diderot und Voltaire nachahmte, nahm er für sein Gefühlsleben jene Frau Mutter Natur aus Rousseau herüber [1]. Wie Voltaire und Rousseau setzte er den von der Welt getrennten, einen, einigen und unendlichen Gott der christlichen Weltanschauung nicht ab, proclamirte keinen ausschließlichen herben Pantheismus, aber warf die Distinction Spinoza's von **natura naturans** und **natura naturata** in einen vagen Naturbegriff zusammen und übertrug der Mutter Natur nach und nach ungefähr Alles, was nach christlicher Philosophie theils von Gott, theils von der unvernünftigen Creatur, theils von dem freien Willen des Menschen, theils von dem verstockten bösen Willen der Dämonen ausging. Mama Natur war zugleich Gott, Welt und Teufel. Die Individuen gingen aus ihr hervor und sanken in sie zurück. Je nach Laune konnte der Dichter gegen ihre dunkle Schicksalsmacht die Faust ballen oder sie als gütige Allgebärerin besingen, vor ihrem dämonischen Wirken zittern oder wie ein Kindlein sie liebkosen, sich als ihrem erwählten Günstling schmeicheln oder trotzig wie ein grollender Fatalist seines Weges gehen. Da er alle stricte Logik gründlich verachtete, abstracte Begriffe und Definitionen wie einen Greuel von sich stieß, so konnte er die große Urgöttin zu poetischem Gebrauch in den polytheistischen Gestalten des antiken Olymps personificiren oder auch in einer frommen Anwandlung christliche Jugenderinnerungen auffrischen und von ihr wie vom „lieben Gott" reden.

Frau Natur war Alles, was er wollte [2]. Das ist das Geheimniß seines „Christenthums", das zwar logisch analysirt auf reinen Pantheismus hinausläuft, aber in seiner unbestimmten Gefühlsauffassung sich je nach Laune und Stimmung, Zweck und Umgebung christlich und heidnisch, polytheistisch, monotheistisch und pantheistisch drehen ließ, ein Universal-

---

[1] S. W. Danzel, Göthe's Spinozismus. Hamburg. 1843. S. 13 ff. — Erich Schmidt, Richardson, Rousseau und Göthe. Jena, Fromann. 1875.

[2] „Die Natur ist eine Gans," sagte er später, „man muß sie erst zu etwas machen." Burkhardt, Unterhalt. mit dem Kanzler v. Müller. Stuttgart 1870. S. 30.

Gummi-Elastikum, das allen schroffen Definitionen und Meinungen nachgab, aber unvermerkt sie alle wieder von sich schnellte, anscheinend unbesieglich und über alle Philosophie und Religionen erhaben, aber thatsächlich ein reiner Spielball von Weiberliebe und Weiberlaune, eigener Eitelkeit und Sinnlichkeit. Für die Erklärung des Faust ist diese seine wirkliche Naturphilosophie viel zu sehr vernachlässigt und mysteriös verdunkelt worden. Der ganze Faust beruht auf diesem Gummi-Elastikum, seine scheinbare Tiefe wie seine thatsächliche Seichtheit und Verworrenheit. Das klarste Bekenntniß dieser „Naturreligion" oder dieses „Naturchristenthums" (wenn hier überhaupt von Klarheit die Rede sein kann) enthält ein aphoristischer Aufsatz, den er um 1780 im Tiefurter Journal zu Weimar circuliren ließ. Hundert verschiedene Äußerungen in Briefen, Gedichten, Aufsätzen sind hier einigermaßen beisammen [1].

„Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen — unvermögend, aus ihr herauszutreten, und unvermögend, tiefer in sie hineinzukommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arme entfallen.

Sie schafft ewig neue Gestalten; was da ist, war noch nie, was war, kommt nicht wieder: Alles ist neu und doch immer das Alte.

Wir leben mitten in ihr und sind ihr fremde. Sie spricht unaufhörlich mit uns und verräth uns ihr Geheimniß nicht. Wir wirken beständig auf sie und haben doch keine Gewalt über sie.

Sie scheint Alles auf Individualität angelegt zu haben, und macht sich nichts aus den Individuen. Sie baut immer und zerstört immer, und ihre Werkstätte ist unzugänglich.

Sie lebt in lauter Kindern, und die Mutter wo ist sie? — Sie ist die einzige Künstlerin: aus dem simpelsten Stoff zu den größten Contrasten; ohne Schein der Anstrengung zu der größten Vollendung — zur genauesten Bestimmtheit, immer mit etwas Weichem überzogen. Jedes ihrer Werke hat ein eigenes Wesen, jede ihrer Erscheinungen den isolirtesten Begriff und doch macht Alles Eins aus.

Sie spielt ein Schauspiel; ob sie es selbst sieht, wissen wir nicht, und doch spielt sie's für uns, die wir in der Ecke stehen.

Es ist ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr, und doch rückt sie nicht weiter. Sie verwandelt sich ewig, und ist kein Moment Stillestehen in ihr. Für's Bleiben hat sie keinen Begriff, und ihren Fluch hat sie an's

[1] Göthe's Werke (Hempel) XXXIV. 71—74. Dieses „Credo" bildet so ziemlich den Kontrabaß zu der Musik, von der C. G. Carus, Göthe. Leipzig 1843. S. 49 sagt: „Das neunzehnte Jahrhundert hat eine eigene Tonart auf dem großen Saitenspiele des Menschheitlebens angeschlagen."

Stillestehen gehängt. Sie ist fest. Ihr Tritt ist gemessen, ihre Ausnahmen selten, ihre Gesetze unwandelbar.

Gedacht hat sie und sinnt beständig; aber nicht als ein Mensch, sondern als Natur. Sie hat sich einen eigenen allumfassenden Sinn vorbehalten, den ihr Niemand abmerken kann.

Die Menschen sind alle in ihr und sie in allen. Mit allen treibt sie ein freundliches Spiel und freut sich, je mehr man ihr abgewinnt. Sie treibt's mit Vielen so im Verborgenen, daß sie's zu Ende spielt, ehe sie's merken.

Auch das Unnatürlichste ist Natur; auch die plumpste Philisterei hat etwas von ihrem Genie. Wer sie nicht allenthalben sieht, sieht sie nirgendwo recht.

Sie liebt sich selber und haftet ewig mit Augen und Herzen ohne Zahl an sich selbst. Sie hat sich auseinandergesetzt, um sich selbst zu genießen. Immer läßt sie neue Genießer erwachsen, unersättlich, sich mitzutheilen.

Sie freut sich der Illusion. Wer diese in sich und Andern zerstört, den straft sie als der strengste Tyrann. Wer ihr zutraulich folgt, den drückt sie wie ein Kind an ihr Herz.

Ihre Kinder sind ohne Zahl. Keinem ist sie überall karg, aber sie hat Lieblinge, an die sie viel verschwendet und denen sie viel aufopfert. An's Große hat sie ihren Schutz geknüpft.

Sie spritzt ihre Geschöpfe aus dem Nichts hervor und sagt ihnen nicht, woher sie kommen und wohin sie gehen. Sie sollen nur laufen, die Bahn kennt *sie*.

Sie hat wenige Triebfedern, aber nie abgenutzte, immer wirksam, immer mannigfaltig.

Ihr Schauspiel ist immer neu, weil sie immer neue Zuschauer schafft. Leben ist ihre schönste Erfindung, und der Tod ist ihr Kunstgriff, viel Leben zu haben.

Sie hüllt den Menschen in Dumpfheit ein und spornt ihn ewig zum Lichte. Sie macht ihn abhängig zur Erde, träg und schwer und schüttelt ihn immer wieder auf.

Sie gibt Bedürfnisse, weil sie Bewegung liebt. Wunder, daß sie alle diese Bewegung mit so Wenigem erreicht. Jedes Bedürfniß ist Wohlthat, schnell befriedigt, schnell wieder erwachsend. Gibt sie eins mehr, so ist's ein neuer Quell der Lust; aber sie kommt bald in's Gleichgewicht.

Sie setzt alle Augenblicke zum längsten Lauf an und ist alle Augenblicke am Ziele.

Sie ist die Eitelkeit selbst, aber nicht für uns, denen sie sich zur größten Wichtigkeit gemacht hat.

Sie läßt jedes Kind an sich künsteln, jeden Thoren über sich richten, Tausende stumpf über sich hingehen und nichts sehen, und hat an Allen ihre Freude und findet bei Allen ihre Rechnung.

Man gehorcht ihren Gesetzen, auch wenn man ihnen widerstrebt; man wirkt *mit* ihr, auch wenn man *gegen* sie wirken will.

Sie macht Alles, was sie gibt, zur Wohlthat; denn sie macht es erst unentbehrlich. Sie säumet, daß man sie verlange; sie eilet, daß man sie nicht satt werde.

Sie hat keine Sprache noch Rede; aber sie schafft Zungen und Herzen, durch die sie fühlt und spricht.

Ihre Krone ist die Liebe. Nur durch sie kommt man ihr nahe. Sie macht Klüfte zwischen allen Wesen, und Alles will sich verschlingen. Sie hat Alles isolirt, um Alles zusammenzuziehen. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos.

Sie ist Alles[1]. Sie belohnt sich selbst und bestraft sich selbst, erfreut und quält sich selbst. Sie ist rauh und gelinde, lieblich und schrecklich, kraftlos und allgewaltig. Alles ist immer da in ihr. Vergangenheit und Zukunft kennt sie nicht. Gegenwart ist ihr Ewigkeit. Sie ist gütig. Ich preise sie mit allen ihren Werken. Sie ist weise und still. Man reißt ihr keine Erklärung vom Leibe, trutzt ihr kein Geschenk ab, das sie nicht freiwillig gibt. Sie ist listig, aber zu gutem Ziele, und am besten ist's, ihre List nicht zu merken.

Sie ist ganz und doch immer unvollendet. So wie sie's treibt, kann sie's immer treiben.

Jedem erscheint sie in einer eigenen Gestalt. Sie verbirgt sich in tausend Namen und Termen und ist immer dieselbe.

Sie hat mich hineingestellt, sie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten. Sie wird ihr Werk nicht hassen. Ich sprach nicht von ihr. Nein, was wahr ist und was falsch ist, Alles hat sie gesprochen. Alles ist ihre Schuld, Alles ist ihr Verdienst!"

Die Kraft der Sprache, den Spruchbüchern des Alten Testamentes nachgebildet, hat einen berückenden Zauber. Alle Gegensätze der Schöpfung

---

[1] Diese Grundidee des ganzen Aufsatzes und damit das ganze Glaubensbekenntniß Göthe's ist durch das Vaticanische Concil (Sess. III. can. 3 u. 4) längst feierlich verurtheilt: „Can. 3. Wenn Jemand sagt, die Substanz oder Wesenheit Gottes und aller Dinge sei eine und dieselbe: so sei er im Banne. Can. 4. Wenn Jemand sagt, die endlichen Dinge, die körperlichen sowohl als die geistigen, oder wenigstens die geistigen, seien ein Ausfluß der göttlichen Substanz; oder die göttliche Wesenheit werde durch Offenbarung oder Entwicklung ihrer selbst zu Allem; oder endlich, Gott sei das allgemeine oder unbestimmte Sein, welches dadurch, daß es sich selbst bestimme, die Gesammtheit aller Dinge mit ihren verschiedenen Gattungen, Arten und Einzelwesen bilde: so sei er im Banne." Katholischen Göthe-Freunden wäre auch zu empfehlen, die Schlußbemerkungen der Concils-Sitzung aufmerksam zu erwägen: es sei „nicht genug, die Verkehrtheit der Häresie zu vermeiden, wenn man nicht zugleich die Irrthümer sorgfältig flieht, welche mit jener in näherem oder entfernterem Zusammenhang stehen", also auch eine von häretischen Ideen durchsäuerte Poesie, wie z. B. den Faust.

sind scheinbar ausgeglichen. Das väterliche Walten der göttlichen Vorsehung ist in manchen Zügen scheinbar fromm, zart, andächtig aufgefaßt. Gerechtigkeit und Heiligkeit verschwimmen vor dem Sonnenblick der Liebe und Seligkeit. Die Natur zerfließt in dem ewigen, unendlichen Gott, der alles übrige Sein umfängt und darüber hinausreicht, in unsterblicher Ruhe alle Bewegungen verursacht und beherrscht, in unbesieglicher Energie alle Thätigkeiten des Universums zum Ziele führt, in stiller Weisheit alle Gegensätze des Creatürlichen vermittelt, in grenzenloser Liebe alles Sein und Handeln zu Wohlthaten gestaltet, um alle Geschöpfe in wunderbarer Harmonie einem Ziel entgegenzulenken und, so weit sie dessen fähig sind, zu beseligen. Die schönsten Züge der christlichen Gottesidee und Weltanschauung hat Göthe zum Bilde seiner Natur herangezogen, aber sie auch alle — alle pantheistisch entwerthet und vergiftet.

Gott und Natur, Natur und Mensch, Wesen und Erscheinung, die Natur und ihre Werke, das Ewige und das Vergängliche, das Unendliche und das Endliche, Geist und Materie, Leib und Seele, die erhabenste Weisheit und die menschliche Thorheit, das göttliche Genie und die plumpste Philisterei: Alles ist Eins — ein ewiger Tanz in steter Gegenwart, ein Schauspiel für vernünftige Marionetten aufgeführt; doch ob der Herr dieses großen Weltballets und dieser Weltkomödie selbst Vernunfterkenntniß besitzt — wissen wir nicht! Der freie Wille wird nicht ausdrücklich geläugnet, aber äquivalent zum nothwendigen Triebe erklärt. Wahrheit und Falschheit stehen sich gleich: Beides sind Worte derselben ewigen, unwandelbaren Natur. Die ewige Seligkeit wird weder ausdrücklich geläugnet, noch ausdrücklich anerkannt, aber „ein paar Züge aus dem Becher der Liebe“ entschädigen „für ein Leben voll Mühe“; die Ehe ist ein frommer Wahn, da es gleichgiltig ist, wer jenen Becher der Liebe reicht. Die Heiligkeit und die Gerechtigkeit Gottes versinken im Abgrunde eines ewigen Fatums, eine eiserne Nothwendigkeit zwingt den Menschen, so zu sein, wie er ist; die ewige Wahrheit freut sich an der Illusion, das Unnatürlichste ist Natur; auch der Dieb, der Ehebrecher, der Mörder, der Straßenräuber kann wie der Dichter getrost sich selbst absolviren, denn Alles thut die Natur: „Alles ist ihre Schuld, Alles ist ihr Verdienst!“ Gott ist die Welt, und die Welt ist ein Weib und dieses Weib hat als Künstlerin Alles mit „etwas Weichem“ überzogen. Auf diesem latitudinarischen Kissen mag Jeder getrost ruhen, und wenn er schlecht liegt, sich das Leben nehmen.

Sie macht Alles, was sie gibt, zur Wohlthr
unentbehrlich. Sie säumet, daß man sie verlange;
satt werde.

Sie hat keine Sprache noch Rede; aber sie
durch die sie fühlt und spricht.

Ihre Krone ist die Liebe. Nur du·
Sie macht Klüfte zwischen allen Wesen, und
Sie hat Alles isolirt, um Alles zusammen
Züge aus dem Becher der Liebe häl
Mühe schadlos.

Sie ist Alles[1]. Sie belohnt sich s·
freut und quält sich selbst. Sie ist rauh u
kraftlos und allgewaltig. Alles ist im
und Zukunft kennt sie nicht. Gegenwa
gütig. Ich preise sie mit allen ihren Wer
reißt ihr keine Erklärung vom Leibe, tr
nicht freiwillig gibt. Sie ist listig, ab
ist's, ihre List nicht zu merken.

Sie ist ganz und doch imme
kann sie's immer treiben.

Jedem erscheint sie in einer eige
send Namen und Termen und ist im

Sie hat mich hineingestellt, sie
traue mich ihr. Sie mag mit m
hassen. Ich sprach nicht von ihr.
falsch ist, Alles hat sie ge
Alles ist ihr Verdienst!"

Die Kraft der Sprache, d
nachgebildet, hat einen berückend

meine

sich stieß:
Ich will Euch

[1] Diese Grundidee des gan
bekenntniß Göthe's ist durch das
längst feierlich verurtheilt: „Can
heit Gottes und aller Dinge sei
Wenn Jemand sagt, die endlich
oder wenigstens die geistigen,
göttliche Wesenheit werde dur
oder endlich, Gott sei das al
es sich selbst bestimme, die
tungen, Arten und Einzelwe
Freunden wäre auch zu em
merksam zu erwägen: es s
meiden, wenn man nicht z
in näherem oder entfernte
schen Ideen durchsäuert

...ogische Fatalitäten.

...ße Art der Naturforschung, wo Char-
... der Liebe krebenzte!"
...chow. Göthe als Naturforscher. S. 12.

...e er (Göthe), indem er mit den scharfvernom-
... der Natur die kräftigsten Vokale der Menschen-
...n Ruf des achtzehnten Jahrhunderts in so vollem
lassen: Retournons à la nature!"
...anek. Göthe's naturw. Bedeutung. LXXXIX.

...chaftliche Theologie und Philosophie die
...and, in historischen und Rechtsstudien kein
...tik nicht leiden mochte, so eröffnete sich neben
...ünstlerischen Bestrebungen kein bedeutendes Feld
, als das der Naturwissenschaften. Dieses betrat
... der ersten Weimarer Zeit gleich Rousseau, Voltaire
...er beschäftigte sich damit bis an's Ende seines langen
... an bis 1832. Wenn man Alles zusammenfaßt, was
... Jahren über Naturwissenschaft in Briefen und Aufsätzen
..., so sollte man fast glauben, einen Naturforscher von Fach
...haben. Ja manche seiner Verehrer haben ihn sogar zu einem
...nden Entdecker gemacht, die Darwinisten sich darüber gezankt,
...als einer der Vorläufer ihres großen Meisters zu betrachten sei,
...turbelletristen ihn zu ihrem leuchtenden Vorbild, die Natur-
...ophen zu einem strahlenden Gestirne des wahren Naturerkennens
...oben. Das ist indeß ein kleiner Unfug, da zwischen 1776 und 1832
...e Naturwissenschaften ganz unabhängig von Göthe in England, Frank-
...eich, Deutschland und dem übrigen Europa die glänzendste Entwicklung
genommen haben. Für uns kommt hier nur zunächst in Betracht, was
er von 1776 bis zur italienischen Reise auf diesem Gebiete geleistet.

Bis 1780 war das so ziemlich Spielerei, Dilettanterie, Erholung. Er suchte sich bei Fachleuten über das Bergwerk in Ilmenau zu orientiren, die Metalle, Erdarten, Mineralien, Schichten u. s. w. kennen zu

Der innere Widerspruch, die grenzenlose Seichtheit, Unwürdigkeit und moralische Nichtswürdigkeit einer solchen Weltanschauung springt in die Augen. Den Pessimismus, zu dem sie nothwendig führt, nahm Göthe ganz ruhig mit in den Kauf. Als der Herzog von Gotha sehr trostlos über die Kränklichkeit seiner „Freundin" Madame Schneider war, schrieb Göthe an seine eigene „Freundin": „Ich habe es recht lebhaft gefühlt, daß ich im Stande wäre, in gleichem Falle meiner Geliebten Gift anzubieten und es mit ihr zu nehmen." [1]

Der „Becher der Liebe" aber reichte nur so knapp zum Schutze vor Selbstmord hin, daß Göthe am Ende seines Lebens kläglich aufseufzte: „Im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen fünfundsiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von Neuem gehoben sein wollte. Meine Annalen werden es deutlich machen, was hiermit gesagt ist. Der Ansprüche an meine Thätigkeit, sowohl von außen als innen, waren zu viele." [2]

Armer Tantalus, der den Ruf des Erlösers von sich stieß: „Kommt Alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid. Ich will Euch erquicken!"

---

[1] Schöll II. 43.

[2] Gespräche mit Eckermann. I. 76.

16. Geologische Phantasien und osteologische Fatalitäten.

„O gewiß, es war eine süße Art der Naturforschung, wo Charlotte von Stein den Becher der Liebe kredenzte!"
Rudolf Virchow. Göthe als Naturforscher. S. 12.

„Es hat keiner wie er (Göthe), indem er mit den scharfvernommenen Consonanten der Natur die kräftigsten Vokale der Menschenbrust vereinigte, den Ruf des achtzehnten Jahrhunderts in so vollem Klang austönen lassen: Retournons à la nature!"
Bratranek. Göthe's naturw. Bedeutung. LXXXIX.

Da Göthe für alle wissenschaftliche Theologie und Philosophie die entschiedenste Abneigung empfand, in historischen und Rechtsstudien kein Glück hatte, die große Politik nicht leiden mochte, so eröffnete sich neben seinen literarischen und künstlerischen Bestrebungen kein bedeutendes Feld geistiger Weiterbildung, als das der Naturwissenschaften. Dieses betrat er denn auch gleich in der ersten Weimarer Zeit gleich Rousseau, Voltaire und Diderot, und er beschäftigte sich damit bis an's Ende seines langen Lebens von 1776 an bis 1832. Wenn man Alles zusammenfaßt, was er in diesen 56 Jahren über Naturwissenschaft in Briefen und Aufsätzen geschrieben hat, so sollte man fast glauben, einen Naturforscher von Fach vor sich zu haben. Ja manche seiner Verehrer haben ihn sogar zu einem bahnbrechenden Entdecker gemacht, die Darwinisten sich darüber gezankt, ob er als einer der Vorläufer ihres großen Meisters zu betrachten sei, die Naturbelletristen ihn zu ihrem leuchtenden Vorbild, die Naturphilosophen zu einem strahlenden Gestirne des wahren Naturerkennens erhoben. Das ist indeß ein kleiner Unfug, da zwischen 1776 und 1832 die Naturwissenschaften ganz unabhängig von Göthe in England, Frankreich, Deutschland und dem übrigen Europa die glänzendste Entwicklung genommen haben. Für uns kommt hier nur zunächst in Betracht, was er von 1776 bis zur italienischen Reise auf diesem Gebiete geleistet.

Bis 1780 war das so ziemlich Spielerei, Dilettanterie, Erholung. Er suchte sich bei Fachleuten über das Bergwerk in Ilmenau zu orientiren, die Metalle, Erdarten, Mineralien, Schichten u. s. w. kennen zu

lernen, pflanzte in seinem Gärtchen Spargel, Rosen, pfropfte Bäume und pflegte Bienen, ließ Frau von Stein die verschiedenen Sorten von Moosen sammeln und interessirte sich um der Physiognomik willen auch um Menschen- und Thierschädel und deren Bestandtheile. Das Knochensystem hatte Lavater selbst schon vor ihm als Grundlage seiner beliebten Modewissenschaft erkannt [1].

Bedeutendere naturwissenschaftliche Werke werden anfänglich in seinen Aufzeichnungen nicht erwähnt. Es war auch kaum Zeit zum Lesen. Nachdem er fast fünf Jahre in den Bergen von Thüringen herumgestrichen, meldete er der Frau von Stein:

„Wir sind auf die hohen Gipfel gestiegen und in die Tiefe der Erde eingekrochen und möchten gar zu gerne der großen formenden Hand nächste Spuren entdecken. Es kommt noch gewiß ein Mensch, der darüber klar sieht. Wir haben recht schöne große Sachen entdeckt, die der Seele einen Schwung geben und sie in der Wahrheit ausweiten." [2]

Was er aber entdeckte, ist nicht zu ermitteln. Man darf die Entdeckung wohlgemuth als eine poetische oder naturphilosophische Grille betrachten. Er hatte indeß mit Hilfe der Freunde und Freundinnen (auch diese mußten Steine sammeln) eine erkleckliche Anzahl Steine und Stufen zusammengebracht, und glücklich fand sich endlich auch ein junger Mensch, der auf der Akademie zu Freiberg das Bergfach studirt hatte, die Namen wußte und die angelegte Sammlung in Ordnung bringen konnte. Er hieß Johann Karl Wilhelm Voigt [3]. Da er nicht, wie Göthe, seine Jugend verbummelt hatte, so besaß er „eine außerordentlich reine Nomenclatur" und „eine ausgebreitete Kenntniß des Details", die Göthe von größtem Nutzen war. Nun konnte man sofort zur Bewunderung der Welt als naturwissenschaftlicher Schriftsteller auftreten. Voigt wußte das Detail, Göthe das „Ganze"; jener hatte das Wissen, er den Stil.

„Ich habe mich diesen Wissenschaften," so schrieb er an Merck (11. October 1780), „da mich mein Amt dazu berechtigt, mit einer völligen Leidenschaft ergeben und habe, da Du das Anzügliche davon selbst kennst, eine sehr große Freude daran ... Habe die meisten Stein- und Gebirgarten von allen

[1] Virchow, Göthe als Naturforscher. Berlin 1861. S. 89 ff.

[2] Schöll I. 334.

[3] Nicht zu verwechseln mit Christian Gottlob von Voigt, der 1777 als Regierungsrath nach Weimar berufen wurde und von da an zu Göthe's Generalstab zählte. S. O. Jahn, Göthe's Briefe an Voigt. Leipzig 1868. S. 18 ff.

diesen Gegenden beisammen und finde in meiner Art zu sehen das Bißchen Metallische, das den mühseligen Menschen in die Tiefen hineinlockt, immer das Geringste. Durch dieses Alles zusammen und durch die Kramereien einiger Vorgänger bin ich im Stande einen kleinen Aufsatz zu liefern, der gewiß interessant sein soll. Ich habe jetzt die allgemeinsten Ideen und gewiß einen reinen Begriff, wie Alles aufeinander steht und liegt, ohne Prätension, auszuführen, wie es auf einander gekommen ist. Da ich einmal nichts aus Büchern lernen kann, so fang ich jetzt erst an, nachdem ich die meilenlangen Blätter unserer Gegenden umgeschlagen habe, auch die Erfahrung Anderer zu studiren und zu nutzen." [1]

Hätte er etwas aus Büchern lernen können, so würde er bald gewahr geworden sein, daß redliche, mühsame Forschung schon längst mit ernster Gewissenhaftigkeit auf dem Gebiete arbeitete, in das er sich kometenhaft hineinwarf, um neben Singspielchen und Kriegscommissionsacten auch ein geognostisches Aufsätzchen zu liefern. Schon 1756 hatte der preußische Bergrath Lehmann als Ergebniß langjähriger praktischer Untersuchungen seinen „Versuch einer Geschichte von Flötzgebirgen" in Berlin herausgegeben [2]. Der Versuch, „der großen formenden Hand nächste Spuren zu entdecken", war also schon vor zwanzig Jahren in der Nachbarschaft gemacht, allerdings nicht träumerisch genial und arrogant, sondern praktisch bescheiden von einem geduldigen Fachmann. Auch die Gebirge von Thüringen hatten längst ihren Geognosten gefunden, bevor Göthe den Namen der Frau von Stein an der Höhle von Hermannstädt eingrub. In Manebach, Ilmenau und dem ganzen Revier war bereits der Hofmedicus J. Chr. Füchsel zu Rudolstadt herumgestreift, hatte nach langen, umfangreichen und beschwerlichen Untersuchungen ein geognostisches System zu geben versucht und dasselbe in den Acten der Erfurter Akademie veröffentlicht [3]. Quenstedt findet in seinem systematischen Entwurf, in seinen Bemerkungen über Gesteinsbildung und in seinen praktischen, technologischen Seitenblicken auf Berg- und Ackerbau die „gesunden Anfänge einer neuen Wissenschaft". 1778 gab Wilh. von Charpentier eine mineralogische Geographie der kursächsischen Lande nebst einer geognostischen Karte heraus, welche es dem Dilettanten ermöglichte, sich auf seinen Spazierritten zu orientiren [4]. Fast gleichzeitig waren in Frankreich

[1] Wagner, Briefe an Merck. 1835. S. 267.

[2] Lehmann, Versuch einer Geschichte von Flötzgebirgen. Berlin 1756.

[3] Actorum Acad. Elector. Mogunt. scient. util. quae Erfordiae est. Erfurt. 1761. Tom. II. p. 45—254.

[4] Charpentier, Mineralogische Geographie der Kursächsischen Lande. Leipzig 1778.

Buffon's Epoques de la Nature[1] erschienen, ein grandioses System der gesammten kosmischen Entwicklung, das, auf die umfassendsten naturwissenschaftlichen Kenntnisse gestützt, der Geschichte unseres Planeten das Walten eines Centralfeuers zu Grunde legte. Im Gegensatz zu ihm betrachtete Abraham Gottlob Werner, fast in gleichem Alter mit Göthe und seit 1775 Lehrer an der Bergakademie zu Freiberg, den Ocean als den Quell der gesammten Erdbildung. Er war indeß mehr Mineraloge als Geologe, leistete Vorzügliches in der Beschreibung und Unterscheidungslehre der Mineralien, trennte zuerst in seinen Vorträgen die Oryktognosie oder Mineralogie von der Geognosie und docirte letztere als gesonderten Wissenszweig[2]. Bei diesem Werner, dem „Vater der Geognosie", hatte der junge Voigt Nomenclatur und Detail gelernt; daher war es jetzt möglich, auch „ohne Bücher" Mineralogie und Geognosie zu treiben.

Große Anerkennung verdient gewiß die allseitige Wißbegier Göthe's, sowie, daß er die weitere Ausbildung und Thätigkeit des jungen Voigt unterstützte, durch ihn eine mineralogische Beschreibung von Weimar, Eisenach und Jena machen ließ, die Karte Charpentiers „vom Harz bis an den Fichtelberg, von dem Riesengebirge bis an die Rhön" erweitern lassen wollte, ja sogar eine mineralogische Karte von ganz Europa in Aussicht nahm. Doch faßte er die Sache wohl etwas jugendlich-dilettantisch auf, wenn er an Merck schrieb:

„Laß Dir doch etwa nur eine Homannische Charte durchzeichnen und trage mit Charpentiers Zeichen darauf die Gebirgsarten ein, wie du sie erfährst. Es ist das sicherste Mittel, bald Begriffe von dem Ganzen zu kriegen. Ich habe große Lust, bald eine mineralogische Charte von ganz Europa zu veranstalten, was man mit weniger Arbeit (!) schon gegenwärtig im Allgemeinen wird machen können. Man läßt nur eine Anzahl Exemplare abdrucken und kann je mehr man erfährt und zusammenträgt, auf der Platte nachstechen lassen."[3]

Wo er die zuverlässigen Detailbeobachtungen, auf die doch Alles ankommt, mit so wenig Arbeit hernehmen wollte, sagt er nicht. Er erwähnt zwar die Arbeiten des Abbé Soulavie[4], nach dessen Angaben er

---

[1] Buffon, Les époques de la nature. 2 Vol. Paris 1780. — Histoire des minéraux in seiner Histoire naturelle. Paris 1749—1788.

[2] Werner, Abr. Gottl., Von den äußerlichen Kennzeichen der Fossilien. Leipzig 1774. — Kurze Klassification und Beschreibung der Gebirgsarten. 4⁰. Dresden 1782. Übersetzung von Cronstedts Mineralogie. 1. Thl. Freib. 1780.

[3] Wagner. 1835. S. 368. 369.

[4] Soulavie, Giraud (südfranzösischer Abbé und Jakobiner), Géographie de

vielleicht Südfrankreich in seine Karte einzuzeichnen beabsichtigte; aber da er sofort an Soulavie und Buffon herumkritisirt, rothen Porphyr aus Granit entstehen läßt, so muß das Kartenproject als ein ziemlich kühnes erscheinen, zumal Göthe noch beifügt:

„Ich habe zu wenig Zeit zu lesen, und weiß also nicht, was man über diese Sache schon gedruckt hat. Wenn ich aber hie und da in einem Journale sehe, so scheint mir doch, als wenn man mit allgemeinen und treffenden Ideen noch ziemlich zurücke sei." Eine sehr wohlfeile Ansicht![1]

Diese europäische Karte wird übrigens nicht weiter erwähnt. Ein geognostisches Tagebuch von der dritten Harzreise (8. August bis 10. September 1784) zeigt, daß Göthe in den acht Jahren seines mineralogischen Dilettantenthums etwas beobachten und seine Beobachtungen so gut aufzuzeichnen gelernt hatte, als ein Schüler an einer Bergakademie das auch etwa in einem Jahr lernen könnte. Der wissenschaftliche Werth ist ein höchst geringer; Göthe überließ es spätgebornen Epigonen, die wenigen Aufzeichnungen drucken zu lassen, die von fachmännischer Arbeit längst überholt sind. Daß er sich aber dennoch immer noch einbildete, als Entdecker aufzutreten, zeigt einer seiner französischen Briefe an Frau von Stein, worin er sagt:

„Die Ideen, welche ich über die Bildung unseres Erdballs erfaßt hatte, sind trefflich bestätigt und berichtigt worden, und ich kann sagen, daß ich Sachen gesehen habe, die, mein System bestätigend, mich durch ihre Neuheit und Größe überraschten. Ich bin nicht verwegen genug zu glauben, daß ich das Princip gefunden habe, durch welches diese Erscheinungen existiren, aber ich werde eine Uebereinstimmung der Wirkungen an den Tag bringen, welche eine gemeinschaftliche Ursache vermuthen (!) lassen, und es wird alsdann die Sache tüchtiger Köpfe sein, dieselbe näher erkennen zu lassen."[2]

Sein System bestand also in einer „geheimnißvollen Harmonie", die sich wissenschaftlich noch nicht bestimmen ließ. Als er versuchte, dasselbe niederzuschreiben, kam er über die Einleitung nicht hinaus. Dieselbe ist ein phantastischer Dithyrambus auf den Granit, der lebhaft an

---

la nature. 8°. Paris 1780. — Histoire naturelle de la France méridionale. Pt. I. Les minéraux. 7 vol. Ib. 1780. — Chronologie physique des éruptions des volcans éteints de la France méridionale. Ib. 1782. — Les classes naturelles des minéraux et les époques de la nature correspondantes à chaque classe. St. Pétersb. 1785.

[1] Wagner. 1835. S. 370.

[2] Schöll III. 93.

seine Geniepredigten auf das Straßburger Münster erinnert, ein in Geognosie verkommenes Gedicht, ein in poetischem Dusel mißrathener Aufsatz. Er ließ ihn beim gänzlichen Ausverkauf liegen. Erst Hr. von Loeper hat ihn 1861 herausgegeben[1]. Es ist ein deutlicher Nachklang der Genieperiode, in welcher Bibel, Shakespeare, Straßburger Münster, Alles — Genie, nur Genie war. Im Granit glaubt der poetische Geognost dem Urgenie jetzt am nächsten gekommen zu sein:

„So einsam, sage ich zu mir selber, indem ich diesen ganz nackten Felsen hinabsehe und kaum in der Ferne am Fuße ein gering wachsendes Moos erblicke, so einsam, sage ich, wird es dem Menschen zu Muthe, der nur den ältesten, ersten, tiefsten Gefühlen der Wahrheit seine Seele eröffnen will. Ja, er kann zu sich sagen: Hier auf dem ältesten, ewigen Altare, der unmittelbar auf die Tiefe der Schöpfung gebaut ist, bring' ich dem Wesen aller Wesen ein Opfer. Ich fühle die ersten, festesten Anfänge unseres Daseins, ich überschaue die Welt, ihre schrofferen und gelinderen Thäler und ihre fernen fruchtbaren Weiden, meine Seele wird über sich selbst und über Alles erhaben und sehnt sich nach dem näheren Himmel. Aber bald ruft die brennende Sonne Durst und Hunger seine menschlichen Bedürfnisse zurück. Er sieht sich nach jenen Thälern um, über die sich sein Geist schon hinausschwang, er beneidet die Bewohner jener fruchtbaren, quellenreichen Ebenen die auf dem Schutte und Trümmern von Irrthümern und Meinungen ihre glücklichen Wohnungen aufgeschlagen haben, den Staub ihrer Vorfahren aufkratzen und das geringe Bedürfniß ihrer Tage in engem Kreise ruhig befriedigen."

Voll von solchem Naturdusel streifte Göthe in den Bergen von Thüringen herum und schrieb für seine Hermannstädter Höhle die Verse:

„Felsen sollten nicht Felsen und Wüsten Wüsten nicht bleiben,
Drum stieg Amor herab, sieh und es lebte die Welt.
Auch belebte er mir die Höhle mit himmlischem Lichte,
Zwar der Hoffnung nur, doch ward die Hoffnung erfüllt[2].

So viel ich von Mineralogie und Geologie verstehe, ist es für sie gerade kein Vortheil, wenn sie zu poetisiren beginnt und wenn die Welt darin lebendig wird. Um indeß in Göthe's Beurtheilung in diesem Punkt nicht irre zu gehen, habe ich alles in diesen Gegenstand einschlägige Material meinem Freund und Ordensbruder P. L. Dressel, früherem Professor der Chemie in Maria-Laach und Quito, dem Verfasser einer preisgekrönten Schrift über den „Basalt"[3] und Geologen von Fach,

[1] Verzeichniß von Göthe's Handschriften. Berlin 1861. S. 23.
[2] Schöll III. 67.
[3] L. Dressel, S. J., Die Basaltbildung (Natuurkundige Verhandelingen.

vorgelegt und von ihm folgendes Urtheil über Göthe als „Geologen" erhalten:

„Göthe's Wirksamkeit als Geologe kann auf den Fachmann nur einen unerquicklichen Eindruck machen. Auf der einen Seite erkennt er in ihm eine vortreffliche Beobachtungsgabe und einen genialen Blick, der mit Leichtigkeit die Einzelheiten zu umfassen und zu ordnen, sowie für weittragende Schlüsse zu benützen verstand; auf der anderen Seite dagegen eine seltene Flatterhaftigkeit und ein unstetes Abspringen von einem Gegenstand auf den anderen, ohne ihn auch nur kräftig zu berühren, gepaart mit einer ebenso großen Sucht, von Allem Etwas zu wissen, Alles zu sammeln, Alles zu untersuchen, als Scheu vor jedem ernsten und soliden Studium und vor jedem beharrlichen Eindringen in die Forschung. So kam es denn, daß er bei den ausgezeichneten Gelegenheiten zu einer tiefen und ausgedehnten Orientirung im Fache, die seine Stellung ihm gewissermaßen aufdrängte, und bei der ihm eigenen Kunst glänzender Darstellung, die jeder seiner Arbeiten gewiß einen besonderen Vorrang verschafft hätte, doch Nichts von wirklichem, bleibendem Werthe zu Stande brachte. Seit 1776 damit beauftragt, den Betrieb des Ilmenauer Bergwerkes zu heben, 1777 mit der Leitung desselben betraut und 1780 an die Spitze der Bergwerk-Commission gestellt, kam er in die vielfachste Berührung mit tüchtigen, praktisch und theoretisch geschulten, erfahrungsreichen Männern, ausgedehnte Stein-, Mineralien- und Petrefacten-Sammlungen und die ganze damalige Literatur standen ihm offen, Reisen in geologisch merkwürdige Gegenden forderten seine Beobachtung heraus. Indessen aus Mangel an gediegenen Vorkenntnissen, ohne System und übersichtliche Ordnung, ohne Schärfe und Klarheit in den freilich zahlreichen mineralogisch-geognostisch-geologischen Kenntnissen, die er pêle-mêle im Verkehr mit Andern und beim Herumflattern in der Natur, in Büchern und Schriften spielend sich angeeignet, ohne festes, bestimmtes Ziel, das seine Ideen geeint und geleitet hätte, spricht und schreibt er über Alles und Nichts, ist er voll gelungener Einfälle und kühner Erklärungsversuche, die ebenso schnell hingeworfen als wieder verlassen werden; trägt er sich mit weittragenden Vorschlägen, Plänen und Projecten zur Reformation der Wissenschaft, ohne je einen ernstlich in Angriff zu nehmen; kritisirt er über Alles mit hoher Kennermiene, beschränkt sich aber wohlweislich auf kurze, allgemeine, oberflächliche Bemerkungen, sich wohl hütend, nach Kennerart die Sache scharf und gründlich, allseitig und im Detail zu fassen. Kein Wunder, wenn bei alledem hie und da neben den unnützen Gedankensplittern auch der eine oder andere gute Span abfiel, von dem es aber bei seinem Zusammenarbeiten mit Anderen noch schwer zu ermitteln sein wird, ob er sein eigenes Product ist.

„Unter den Dilettanten der Geologie mag gewiß auch

Deel. XXIV.). Haarlem 1866. — Seine Schrift: Geognostisch-geologische Skizze der Laacher Vulkangegend. Münster 1871, wird von bedeutenden Fachautoritäten sehr geschätzt.

Göthe einen bevorzugten Platz einnehmen, unter die Fachleute gehört er nicht und noch weniger zu den Männern, die irgendwie bahnbrechend auf diesem Gebiete aufgetreten sind. Deßhalb war es auch kein Mangel an Gerechtigkeit, ‚wenn die Wissenschaft die Würdigung, die sie den auf ihrem Boden erwachsenen Männern spendet, dem Dichter vorenthalten hat'.

„Im Obigen wurde nicht der Maßstab, nach dem wir heute messen, angelegt, sondern derjenige der Göthe'schen Zeit. Um das, was man schon damals für gute Methode, richtige Arbeit, erfolgreiches Wirken hielt, kennen zu lernen, sehe man nur auf seine Zeitgenossen, den Freiberger A. G. Werner (1750—1817), den Schweizer H. de Saussure (1740—1799), den Franzosen Dolomieu (1750—1801) oder auch nur auf die Vorgänger, einen J. G. Lehmann (gest. 1767), der 1756 schon zuerst mit Bestimmtheit die Ansicht vertheidigte, daß die Formationen sich überall in derselben Reihenfolge überlagerten, und auf einen Füchsel, der 1762 mit großer Genauigkeit die Erdschichten in Epochen und Formationen schied, Süßwasser- und Meeresformationen sehr gut auseinanderhielt, der auch die erste wirklich geologische Karte sammt Gebirgsdurchschnitten verfertigte und darauf die Grenzen der Formationen in dem Sinne angab, wie wir sie heute noch auffassen." [1]

Fast gleichzeitig wie auf Geognosie warf sich Göthe auch auf Osteologie. Freund Merck trieb diese Liebhaberei; warum sollte er sie nicht auch treiben können? Die Physiognomik drängte dazu, die Lust am Zeichnen auch. Die Gesichtszüge waren von den Muskeln, diese von den Knochen bedingt. Also ließ er sich von Loder, dem Professor der Anatomie in Jena, acht Tage lang (Ende October 1781) Knochen- und Muskellehre erklären. Nun wußte er schon genug, um selbst Anatomie zu dociren. Obwohl er um diese Zeit neben seinen Liebesromanen Latein, Italienisch, Mineralogie und Gemäldesammeln betrieb, sich mit Egmont plagte, in Erfurt, Eisenach, Wilhelmsthal und Gotha herumflankirte, ein Zauberspiel für's Liebhabertheater zurechtmachte, ein Kästchen malte, sich eine neue Wohnung miethete, die „dicke Haut mehrerer Personen durchbrach", über des Herzogs „kostspielige Ausschweifungen" Sorge und Kummer hatte [2], eröffnete er Mitte November für die Lehrer und Schüler der Weimarer Zeichenschule eine Reihe von Vorlesungen über den Knochenbau des menschlichen Körpers, um seine Zuhörer, wie er sagt, auf das Merkwürdige dieser einzigen Gestalt zu führen und sie dadurch auf die erste Stufe zu stellen, das Bedeutende in der Nachahmung sinnlicher Dinge zu erkennen zu suchen.

[1] Vergl. Karl Vogt, Lehrbuch der Geologie. 2. Aufl. II. Bd. S. 735, woselbst Lehmann's Werk irrig 1736 datirt ist.

[2] Keil, Tagebuch. S. 247.

„Zugleich," fährt er fort, „behandle ich die Knochen als einen Text, woran sich alles Leben und alles Menschliche anhängen läßt, habe dabei den Vortheil, zweimal die Woche öffentlich zu reden und mich über Dinge, die mir werth sind, mit aufmerksamen Menschen zu unterhalten, ein Vergnügen, welchem man in unserm gewöhnlichen Welt-, Geschäfts- und Hofleben ganz entsagen muß."[1]

Alsbald fing er nun auch an, Knochen und Skelette zu sammeln, zu studiren, zu präpariren, zu zeichnen oder zeichnen zu lassen, die Terminologie zu lernen und Vergleichungen anzustellen. Der Herzog interessirte sich gleich für die Sache und half Knochen sammeln. Die hauptsächlichste Hilfe aber gewährte Merck, der selbst bereits eine ansehnliche Sammlung besaß und mit hervorragenden Naturforschern wie Sömmering, Camper und Forster in brieflichem Verkehr stand. Anstatt junger Hofdamen wurden jetzt Elephantenschädel und Mammuthsknochen abgezeichnet. Im Herbst 1782 war Göthe so weit, daß er die Knochen und Knöchelchen des menschlichen Skeletts an den Fingern hersagen und analog dazu auch die Thierskelette zu erklären wußte; doch bat er Merck:

„Versäume ja nicht, mir von Deinen Untersuchungen und Entdeckungen zu schreiben; denn ich weiß immer nicht, wo mir der Kopf steht und kann nur Seitenblicke auf diese interessanten Gegenstände werfen."[2]

Der früher gegen Professoren so souverän hochmüthige Sprudelkopf hieß im April 1783 sehr freundlich den Naturforscher Blumenbach in Weimar willkommen, machte ihm eine Gegenvisite, wollte in Göttingen sogar alle Professoren der Reihe nach besuchen, suchte persönlich Forster und Sömmering in Kassel auf und wollte sogar Holländisch lernen, um mit dem Leydener Professor Camper in gelehrte Beziehung zu treten. Es war ihm entschieden darum zu thun, in das corpus doctum aufgenommen zu werden und sich durch eine „Entdeckung" und deren wissenschaftliche Begründung als Gelehrter zu habilitiren. Die Entdeckung war im März 1784 bereits gemacht, er kündigte sie unter strengem Geheimniß der Frau von Stein und seinem Freunde Herder an, Merck aber ließ er vorläufig noch nichts davon gewahren. Noch im April schrieb er ihm: „Ich habe die Zeit über Verschiedenes in Anatomicis, wie es die Zeit erlauben wollte, gepfuscht, wovon ich vielleicht ehestens etwas werde produciren können." Er zog sich nach Jena zurück und

---

[1] Hirzel, Briefe an Lavater. S. 136. 137. Virchow a. a. O.

[2] Wagner, Briefe an Merck. 1835. S. 376.

wollte mit Loders Hilfe rasch einen Aufsatz über die Entdeckung schreiben. Es ging aber nicht so schnell. Erst Mitte December konnte der kleine Aufsatz in doppelter Abschrift, deutsch und lateinisch, an Merck abgesandt werden, der ihn zur Begutachtung weiter an den Professor Camper befördern sollte[1]. Der Aufsatz ist überschrieben: „Dem Menschen wie den Thieren ist ein Zwischenknochen der obern Kinnlade zuzuschreiben.“[2]

Längst vor Göthe hatten die Osteologen und Anatomen wahrgenommen, daß der Oberkieferknochen bei den Vierfüßern nicht aus einem Stück besteht, sondern daß jener Theil desselben, in welchem die Schneidezähne stecken, von dem übrigen durch deutliche Nähte getrennt ist. Dieses Stück nannten sie Zwischenkieferknochen (os intermaxillare, oder incisivum, oder labiale). Am Skelett des ausgewachsenen Menschen dagegen erscheint dieser Knochen nicht isolirt. Nur eine „außergewöhnliche Nahtspur als Überbleibsel embryonaler Bildungszustände des Knochens“ findet sich nicht selten am Oberkiefer hinter den Schneidezähnen[3]. Für die beschreibende Anatomie des Menschen ist der Zwischenkieferknochen deßhalb noch heute nur von untergeordnetster Bedeutung. Noch lange nach Göthe's „Entdeckung“ erklärte Cuvier[4] gerade heraus, daß er dem Menschen fehle, und legte auch für die vergleichende Anatomie wenig Gewicht darauf. „Diese Verschiedenheit zwischen den Menschen und den Säugethieren ist,“ sagt er, „im Grunde nicht beträchtlich; denn die Naht, welche diesen Knochen vom Oberkieferbeine trennt, findet sich beim menschlichen Fötus und verschwindet bei manchen Vierfüßern ziemlich früh.“ Selbst die „Entwicklungsgeschichte“ hat das selbständige Auftreten eines os intermaxillare noch nicht mit voller Sicherheit festgestellt. Die theilweise Trennung desselben vom Oberkiefer bei Embryonen von 10 Wochen spricht indeß „entschieden zu Gunsten der Annahme einer selbständigen Entstehung des os intermaxillare“, so lautet das competente Resultat der heutigen Fachgelehrten[5]. Im Übrigen kennt man heutzutage homologe

---

[1] S. Wagner, Briefe an Merck. 1835. S. 421. 422. 426. 429. 430. 439. 444. 445. 448. — Schöll, Briefe an Frau v. Stein. II. 343. III. 31. — Aus Herders Nachlaß. I. 75.

[2] Göthe's Werke (Hempel) XXXIII. 221.

[3] J. Hyrtl, Lehrbuch der Anatomie des Menschen. Wien 1867. S. 269.

[4] Cuvier, Vorlesungen über vergleichende Anatomie. Herausg. von Duméril, übers. von J. F. Meckel. Leipzig 1809. I. 57.

[5] A. Kölliker, Entwicklungsgeschichte des Menschen und der höheren Thiere. Leipzig 1879. S. 475.

Bildungen dieser Art so manche, daß der Fall mit dem Zwischenkiefer nur noch geschichtliche Bedeutung hat; hier wird er aber um so wichtiger, weil er für Göthe zur Veranlassung wurde, den Menschen in verwandtschaftliche Beziehung zu den Thieren zu setzen. In diesem Sinne ist er denn von manchen Darwinisten eifrig ausgebeutet worden, während die anatomische Wissenschaft im Übrigen andauernd ziemlich kühl gegen seine „Entdeckung" blieb [1].

Weßhalb er selbst der Entdeckung eine so ausnehmende Wichtigkeit beimaß, darüber deuten seine Briefe drei hauptsächliche Motive an. Als er Merck am 6. August um den Schädel seiner Myrmekophaga bat, fügte er erläuternd bei: „Ich brauche ihn zu meiner Inauguraldisputation, durch welche ich mich bei Eurem docto corpore zu legitimiren gesonnen bin." [2] Ein zweites Motiv enthält der Brief, in welchem er Herder seinen Fund mittheilt: „Es soll Dich auch recht herzlich freuen; denn er ist wie der Schlußstein zum Menschen, fehlt nicht, ist auch da! Aber wie? Ich habe mir's auch in Verbindung mit Deinem Ganzen gedacht, wie schön es da wird." [3] Näher erklärt er das in einem Briefe an Knebel, der zugleich ein drittes Motiv andeutet:

„Ich habe mich enthalten, das Resultat, worauf schon Herder in seinen Ideen deutet, schon jetzo merken zu lassen, daß man nämlich den Unterschied des Menschen vom Thier in nichts Einzelnem finden könne. Vielmehr ist der Mensch aufs Nächste mit den Thieren verwandt. Die Übereinstimmung des Ganzen macht ein jedes Geschöpf zu dem, was es ist, und der Mensch ist Mensch so gut durch die Gestalt und Natur seiner obern Kinnlade als durch Gestalt und Natur des letzten Gliedes seiner kleinen Zehe Mensch. Und so ist wieder jede Kreatur nur ein Ton, eine Schattirung einer großen Harmonie, die man auch im Ganzen und Großen studiren muß, sonst ist jedes Einzelne ein todter Buchstabe." [4] Der Freude über die Erweiterung seiner gesammten Naturanschauung gesellt sich hier der Widerspruch gegen jene Fachmänner, welche, wie Blumenbach und Sömmering, das angebliche Fehlen des Zwischenkieferknochens beim Menschen als einen höchst wichtigen Unterschied des Menschen vom Affen betonten. Unter vielen Bück-

---

[1] Vgl. Häckel, Anthropogenie. Leipzig 1877. S. 610 ff. — H. Helmholtz, Populär-wissenschaftl. Vorträge. Braunschweig 1876. I. Heft. S. 35. — Bratranek, Göthe's Naturwissensch. Correspondenz. Leipzig 1874. Einleitung. — Otto Vogel, Häckel und die monistische Weltanschauung. Leipzig 1877. S. 23. — Wigand, Der Darwinismus. Braunschweig 1876. II. 432. 433. — Oskar Schmidt, War Göthe ein Darwinianer? Graz 1871. — Koßmann, War Göthe ein Mitbegründer der Descendenztheorie? Heidelberg 1877. Letztere Frage läßt sich mit ausschließlicher Rücksicht auf die erste Weimarer Periode nicht erledigen

[2] Wagner, Briefe. 1835. S. 430.

[3] Aus Herders Nachlaß. I. 75.

[4] Guhrauer, Briefe an Knebel. I. 55.

lingen und Höflichkeitsformen machte Göthe hier entschieden Revolution gegen die damalige Fachwissenschaft auf diesem Gebiete.

Was den letzten Punkt betrifft, so hat Göthe einen durchaus richtigen Griff gethan. Die Fachmänner, welche den erwähnten Knochen in Abrede stellten, hatten nicht genug oder nicht mit der nöthigen Genauigkeit beobachtet. Er war da, wenigstens beim menschlichen Fötus. Göthe hat ihn zuerst nachgewiesen. Die Priorität ist ihm nicht bestritten worden. Anders ist es mit dem zweiten Punkt. Auch hier gebührt ihm ein Verdienst, daß er von einer bloß äußerlichen Naturbetrachtung auf das Planmäßige, Einheitliche in der Natur, auf eine Naturordnung und zwar eine natürliche Anordnung der Natur hinlenkte; allein hierin hat er durchaus nicht das Verdienst der Priorität. Daß der Unterschied des Menschen vom Thiere sich nicht auf einige Differenzen der organischen Entwicklung gründet, daß der Mensch dem Leibe nach auf's Nächste mit den Thieren verwandt ist, daß er insofern ganz innerhalb der sichtbaren Schöpfung steht und ihr eingegliedert ist, das hat schon Aristoteles[1] gewußt. In die Harmonie, welche die verschiedenen Reihen der lebendigen und leblosen Wesen zum sichtbaren Ganzen vereint, ist der große Peripatetiker viel tiefer eingedrungen, als Göthe, soweit man aus den zerstreut hingeworfenen und vagen Äußerungen des letztern sich ein Urtheil bilden kann. Das große Gesetz der Continuität, das Göthe nur unbestimmt andeutet, hat Albert der Große und der hl. Thomas viele Jahrhunderte vor ihm mit philosophischer Präcision formulirt[2]. Die Absicht des Schöpfers, die Materie in immer vollkommenerer Gestalt bis zum Menschen emporzuheben, haben diese vielgeschmähten Scholastiker viel deutlicher und klarer erklärt. Was an den Grundzügen von Göthe's Naturanschauung Richtiges ist, kann man, ohne Beimischung seiner pantheistischen Irrthümer, Alles schon bei ihnen finden[3]. Mit Rücksicht auf eine philosophische Natur-

---

[1] Vgl. Arist. Hist. anim. VIII. 1. 588 b. 4 sqq. De part. anim. IV. 5. 681 a. 12. ib. II. 10. 655. b. 37 sqq. Gen. anim. I. 23, 731. a. 24. Hist. anim. IX. 1. 608. b. 5. — De gen. anim. II. 4. 737. b. 26 sagt er: ἔστι δὲ τὰ τέλεια ζῷα πρῶτα, τοιαῦτα δὲ τὰ ζῳοτοκοῦντα, καὶ τούτων ἄνθρωπος πρῶτον.

[2] Alb. Magnus, De animalibus. Lib. II. Tr. 1. c. 1. Natura non facit distantia genera, nisi faciat aliquid medium inter ea: quia natura non transit ab extremo in extremum nisi per medium. S. Thom. c. g. l. 2. c. 68. Summ. Th. I. q. 71. a. 1. ad 4. In Bezug auf Albert d. Gr. anerkennt Virchow, daß er das Gesetz der Continuität ausgesprochen. Göthe als Naturforscher. Berlin 1861. S. 121. 122.

[3] „Die Natur liebt die Ordnung und bleibt sich beständig. Sie steigt von

erklärung maß er deßhalb seinem Zwischenkieferknochen eine viel zu große Bedeutung bei.

Was Göthe mit seiner Entdeckung aber hauptsächlich erhoffte, von den Naturforschern nämlich als gelehrter College und Fachmann bewillkommt zu werden, das erreichte er nicht[1]. Sömmering, dem Merck den Aufsatz zuerst mittheilte, schickte ihn den 27. Januar mit der Bemerkung zurück: „Hier ist Göthe's in manchem Betracht sehr artiger Aufsatz. Die Hauptidee hatte schon Blumenbach." Die eigentliche Trennung der Knochen und ein daheriges Verwachsen der Grenzen läugnete er geradezu.

„Ich habe nun Kinnbacken von Embryonen von 3 Monaten bis zum Adulto vor mir, und an keinem ist jemals eine Grenze vorwärts zu sehen gewesen. Und durch den Drang der Knochen gegen einander die Sache zu erklären? Ja, wenn die Natur als ein Schreiner mit Keil und Hammer arbeitete!" Die lateinische Terminologie, in welcher Göthe mit Loders Hilfe das os intermaxillare zu beschreiben sich abgemüht und die offenbar einen gelehrten Eindruck machen sollte, brachte den entgegengesetzten Eindruck hervor. Sie erregte Sömmerings Heiterkeit. „Und die tabula terminorum — sieht sie nicht ein wenig schulfüchsig aus? Sie kostete ihm Schwierigkeit. Freilich! Aber wozu nützt sie? In Ihrem Coiter finden Sie ähnliche."

Göthe selbst meldete bald darauf an Merck: „Von Sömmering habe ich einen sehr leichten Brief. Er will mir's gar ausreden. Ohe! —"[2]

---

dem Unvollkommeneren zu dem Vollkommeneren empor. — Das höchste Glied einer niedern Wesensreihe berührt das niederste der nächstfolgenden höheren (die Natur macht keine Sprünge). Die Werke der Natur vollziehen sich immer in derselben Weise, wenn nichts Hemmendes dazwischen tritt. — Die Natur unterscheidet das Ganze in Theile und ordnet dieselben nach Raum und Zweck. — Sie thut nichts vergeblich. Sie liebt das Einfache, vollzieht nicht durch Mehrere, wozu Einer hinreicht. — Sie liebt die Einheit, führt viele Thätigkeiten auf eine Fähigkeit, viele Fähigkeiten auf eine Wesenheit zurück. — Die Natur handelt nicht zufällig, sondern nach Absicht. Sie läßt es nicht am Nothwendigen fehlen, im Überfluß hält sie Maß. — Die Natur zieht das Nothwendige der Schönheit vor. Alles thut sie aus Nothwendigkeit oder um höherer Vervollkommnung willen. Sie ist reich und freigebig in ihren Mitteln, häuft die Dienstleistungen ihres Haushalts nicht sparsam auf Einen, sondern stellt für jedes ihrer Ämter einen eigenen Diener an. Sie kennt viele Wege zum selben Zweck. Sie sucht ihre Werke zu verewigen, soweit es möglich ist, und erreicht es wenigstens in der Erhaltung der Arten. Sie ist unermüdlich für ihre Erhaltung und Vervielfältigung besorgt. Sie freut sich an der Mannigfaltigkeit und verleiht den Individuen die möglichste Verschiedenheit, um die Schönheit des Universums zu steigern." Vgl. diese Axiome zusammengestellt bei T. Pesch, Instit. Philos. Naturalis. Friburgi 1880. p. 353. 354.

[1] Vgl. Wagner, Briefe an Merck. 1835. S. 438.

[2] Ebd. S. 440.

Ein tiefer Seufzer. Noch schlimmer ging es bei Peter Camper, an den der Aufsatz noch im Januar 1785 weiter befördert werden sollte. Doch gerieth er erst in verschiedene andere Hände und gelangte erst im September an Camper, eine harte Prüfung für Göthe. Camper ließ die Entdeckung höchst grausam abduften.

Den Eifer, mit welchem er selbst an die Prüfung der Schrift herantrat, verglich er zwar mit dem Eifer der obscönsten Neugier. Den beigelegten Zeichnungen aber, auf welche Göthe die höchste Sorgfalt hatte verwenden lassen und auf die er sich nicht wenig zu Gute that, sprach er gerade die Hauptvorzüge ab, auf die es ankam, richtige Perspective und Schattirung, und bedankte sich humoristisch für die Ehre, daß Göthe diese Methode zu zeichnen, die Camper'sche genannt hatte. Die Handschrift des Manuscripts lobte er als überaus schön und elegant; die lateinische Übersetzung dagegen tadelte er als stellenweis unverständlich. Schon der lateinische Titel Specimen war unrichtig und bedurfte der Correctur. Die Abhandlung selbst fand er gut; aber was sie beweisen sollte, stellte er in Abrede: „J'avoue qu'il a poursuivi ces os perfaitement bien; mais je ne puis pas l'avouer dans l'homme." Dann fragte er, was er damit anfangen sollte: „Garder, renvoyer, faire imprimer, examiner, indiquer, corriger, rendre l'âme aux dessins froids etc.?" Drei Tage später schrieb er wieder an Merck, dießmal etwas freundlicher; er hatte den Verfasser errathen, nannte das Buch jetzt ein „schönes Buch" und anerkannte, daß Göthe den Zwischenkieferknochen am Walroß nachgewiesen habe; aber am Menschen läugnete er ihn noch beharrlich. „Ich habe," sagt er, „zuerst eine Anzahl Kieferknochen am Fötus, dann von Neugebornen verschiedenen Alters, besonders von 3—4 Jahren untersucht . . . Ich finde ihn nicht und behaupte drum wie früher: wir haben ihn nicht." Dasselbe wiederholte er am 21. März 1786, mit der Erklärung, daß er Göthe's Schrift nicht drucken lassen könne. „Die Tafeln würden zu viel kosten, Niemand würde sie übernehmen, und die Sache selbst ist für die Wissenschaft nicht interessant genug." [1]

Hiermit war Göthe's Inauguraldissertation durchgefallen, die Gelehrten nahmen ihn nicht in ihre Zunft auf. Der Schlag war um so härter, als ihn seine Stellung augenblicklich nach keiner Seite hin mehr befriedigte und er gerade in der Naturwissenschaft eine Art Panacee gegen seine übrigen Verbrießlichkeiten gesucht hatte. Wieland machte zu diesen Freuden und Leiden des empirischen Naturbeobachters folgende humoristische Bemerkungen [2]:

„Was Eure Elephantenknochen und Meerwunder betrifft, dafür, ich gestehe es, hat mir Madre Natura den Sinn versagt, der dazu erfordert wird;

[1] Ebd. S. 466 ff. 469 ff. 481 ff.

[2] Ebd. S. 443.

indessen begreife ich doch ungefähr die Möglichkeit, wie ein übrigens ganz vernünftiger Mann, posset qui rupem et puteum vitare patentem, ein ebenso großes Belieben daran finden kann, 8 Tage lang in einen Walfischkopf zu gucken, um die Entdeckung zu machen, daß die Nasenlöcher in der Nase sitzen, als unser einer einen ganzen Tag und oft wohl noch einen halben dazu, mit Hintansetzung seiner Familie, Freunde, Correspondenten, Nachbarn und desgleichen, an Ausründung einer achtzeiligen Stanze zu arbeiten. Ich gestehe sogar die Wichtigkeit jener Entdeckung aus vollem Herzen zu, und bin gänzlich überzeugt, daß es ganz anders mit dem menschlichen Wesen stehen würde, wenn es einmal dazu käme oder kommen könnte, daß die Leute, sonderlich die gelehrten Herrn, die Nasenlöcher u. s. w. nirgends suchten, als wo sie natürlicherweise sitzen, und wo sie jeder Bauer suchen würde."

---

17. Allgemeine Ernüchterung. Gesammelte Werke.

1785. 1786.

„Mit wem soll ich fahren, ohne Langeweile zu empfinden? Die Staël hat einst ganz richtig zu mir gesagt: Il vous faut de la séduction."

Göthe.

„Das gespannte, zum Theil gedrückte Leben hatte im Laufe der Zeit zu viele Falten in seine Seele geschlagen."

Düntzer.

Um Göthe's Lage in den Jahren 1785 und 1786 zu verstehen, muß man an die Geniezeit zurückdenken, wo er in ein paar Wochen seinen „Götz", in ein paar Monaten seinen „Werther" schrieb, gleichzeitig einen Cäsar, einen Mahomet, einen Ewigen Juden, einen Prometheus plante und unter den buntesten Zerstreuungen, wenn auch keinen vollendeten Faust, so doch die „Gretchen-Tragödie" gleichsam spielend auf's Papier warf. Das waren Zeiten! Er kam sich selbst und den Andern wie ein Götterliebling vor.

Nun war er schon zehn Jahre in Weimar, in viel lustigeren Zerstreuungen als ehemals, in viel verwickelteren Liebeshändeln als zuvor, in der buntesten Mannigfaltigkeit weltlichen Treibens, mit Menschen aller Stände in lebendigem Verkehr, in alle Geheimnisse des Lebens eingeweiht, Dilettant in sämmtlichen Künsten und Wissenschaften, der erste Mann im Gewühle des Hofes — und wenn er nur wollte, auch ein beschaulicher Dichter in stiller Garteneinsamkeit, umgeben von allen Anregungen, die ein Dichter haben kann. Und doch kam, außer der Iphigenie, rein nichts Bedeutendes mehr zu Stande.

Der Faust schlummerte in der Mappe, so gut wie aufgegeben. Iphigenie war noch nicht gedruckt, wurde wahrscheinlich noch nicht für druckreif gehalten. Seit acht Jahren plagte sich der Dichter an einem großen Roman, dem Wilhelm Meister — und der Roman war noch nicht zur Hälfte fertig, ein Abschluß nicht abzusehen. Von einem „Egmont" kamen in zehn Jahren ein paar Scenen zu Stande. „Tasso" blieb ein trost- und hoffnungsloser Embryo, „Elpenor" ein aufgegebenes Fragment.

Dem Hof zu Liebe verlegte er sich nun auf kleine Gelegenheitsstückchen und Festspielchen. Doch Kraft und Frische versiegten sogar hier, indem er an frühern Kleinigkeiten, wie „Erwin und Elmire", den „Mitschuldigen", „Claudine von Villa-Bella", putzmacherisch und zuckerbäckerisch herumbüftelte. Das Monodrama „Proserpina" allein hat noch einen genialen Anflug[1]. Sonst stockt Erfindung, Kraft, Begeisterung, auch der geniale Humor. „Lila" und „Der Triumph der Empfindsamkeit" sind selbst als Gelegenheitsstücke schwache Productionen. „Die Geschwister" sind eine verdünnte Wehmuthsthräne aus „Werther". Zu den „Vögeln" mußte Aristophanes den Humor liefern. Die „Fischerin" dagegen, wenn man von den paar Einlagen absieht, ist eine plump langweilige Farce. „Jery und Bätely" ist eine ebenso langweilige Salonseifersüchtelei in schweizerischem Costüm. Das „Neueste von Plundersweilen" kann unbedenklich zu den literaturhistorischen Ungezogenheiten gerechnet werden. Danach flickte Göthe fünf bis sechs Jahre an dem verfehlten Singspiel „Scherz, List und Rache" herum. Wäre das Liebhabertheater zu Weimar auf seine Novitäten angewiesen gewesen, es hätte nach der ersten Saison an der Schwindsucht sterben müssen[2]. Und daran starb es endlich, nachdem man die unbedeutenden Stücklein bis zum Überdruß wiederholt hatte und Göthe selbst sich begnügte, Maskenzüge zu erfinden und einige Verse dafür zu schreiben, was nicht so viel Erfindungsgabe bedurfte. Ein Zug Lappländer — Aufzug des Winters — Die weiblichen Tugenden — Aufzug der vier Weltalter — das waren Lappalien für einen Geist wie Göthe. Endlich beschränkte man sich auf die bloße Maskerade zu Pferd und ließ sich wieder eine Schauspielerbande kommen. Der Theaterdichter und Theaterdirector hatte entschieden Fiasko gemacht, wenn er sich auch dasselbe nicht eingestand, sondern noch immer an „Scherz, List und Rache" und an den „Ungleichen Hausgenossen" nörgelte, um, wie er meinte, das Singspiel auf die rechte Höhe zu bringen, während die Componisten nach wie vor weder auf Sinn noch poetische Form viel achteten, sondern für Musik, Ballet und Decoration sorgten.

Vereinzelt gelang wohl dann und wann ein kleineres Gedicht, das

[1] Auch M. Bernays (Deutsche Biogr. IX. 448) findet, daß dasselbe „zu den herrlichsten Productionen Göthe's zählt" und in der Geflickten Braut „einen durchaus ungeziemenden Platz erhielt".

[2] Man vergleiche mit dieser traurigen Armuth die Fülle von Poesie, die Calderon nur als Hofdichter in seinen fiestas zu Buon Retiro entwickelte. — Schack, Dram. Literatur in Spanien. III. 187 ff. — Val. Schmidt, Calderons Schauspiele. 302—347.

an die alten Zeiten erinnerte, so die „Seefahrt“, die „Harzreise im Winter“, das „schwärmerische Lied an den Mond“, der „Gesang der Geister über den Wassern“, der „Fischer“, „Meine Göttin“, der „Erlkönig“, „Das Göttliche“, „Auf Miedings Tod“, „Ilmenau“, „Zueignung“. Doch diese Stücke vertheilen sich auf zehn Jahre. Jährlich ein oder zwei bedeutendere Gedichte — das war doch nur ein schwacher Nachklang der früheren Productivität. Dazu im Jahr noch ein halb Dutzend oder im besten Fall ein Dutzend Kleinigkeiten für Frau von Stein, Herder, den Herzog, die Herzogin und das Tiefurter Journal.

Mit dem Reichthum anderer Jahre bunt gemischt, mögen sie den Eindruck genialer Fülle verstärken [1]; aber wenn man genau zusieht, was Jahr für Jahr zu Stande kam, so steht man vor magern, sehr magern Jahren. Wie Egmont und Tasso blieben auch die „Geheimnisse“ ein Fragment. Pegasus schmachtete in der Staatskarosse.

Aller Opfer ungeachtet, die Göthe seiner äußern Stellung gebracht, war er dabei kein bedeutender Staatsmann geworden. Spielend war er in diese Laufbahn hineingetanzt; aber als ihre naturgemäßen Anforderungen an ihn herantraten, da fühlte er keine Lust, vielleicht auch kein Geschick dafür und drehte ihnen den Rücken. Auch das that er nicht einmal mit staatsmännischer Entschlossenheit. So sehr ihm der Fürstenbund zuwider war, nahm er keine erklärte Stellung dazu, schmollte mit dem Herzog darüber, leistete ihm dann wieder einige bureaukratische Dienste, entzog sich ihm, wo seine Mithilfe am erwünschtesten gewesen wäre, politisirte dann wieder ein paar Tage mit Edelsheim und verschwand vom Schauplatz, als der Bund zu eigentlicher Wichtigkeit gelangte. Als Administrativbeamter verdrängte er zuerst eine Anzahl ihm mißliebiger Beamten, belud sich selbst mit einer Unzahl kleiner Verwaltungssorgen und jammerte dann unter der Bürde, die er sich aufgeladen. Das Bergwerk in Ilmenau verschlang viel Geld und Zeit und brachte nichts ein. Die kleinen Verwaltungsreformen, welche Göthe durchsetzte, hätten Leute gewöhnlichen Schlags zu Stande bringen können. Als maître des plaisirs gab er das Geld wieder aus, das er als Finanzminister mühselig ersparte; als Bergwerksdirector verdarb er sich den guten Humor, den er als Theaterdichter nöthig gehabt hätte; als ver-

[1] Das Beste dankte er dabei seiner Fertigkeit, fruchtbare Elemente des Volksliedes an sich zu reißen, wie beim Erlkönig, und sie poetisch zu verwerthen und neu zu gestalten. — S. Dr. Paul Wigand, Göthe's Lyrik und das Volkslied (Nathusius, Conserv. Monatsschrift. Sept. 1881. S. 211—233).

liebter Poet und Lebemensch gab er ein leichtfertiges Beispiel, dessen üble Folgen er als herzoglicher Familienrath dann wieder einschränken, tragen und vertuschen mußte. Überall stand er sich selbst im Weg, fühlte das auch wohl, hatte aber nicht die Energie, eine entschiedene Wahl zu treffen und sich wenigstens nach einer oder der andern Seite hin eine einheitliche und ersprießliche Thätigkeit zu verschaffen. Er klagte über die Verwüstungen, welche die Jagd in seinen neuangelegten Wiesen und Äckern anrichtete — und ging dann doch wieder mit auf die Jagd. Bei allen Vergnügen war er mit dabei — und klagte dann wieder, daß sie zu kostspielig gewesen.

Obwohl Göthe nach dem Götz und Werther nichts mehr von Bedeutung hatte drucken lassen, übte nach dem zu wenig beachteten Naturgesetz: Mundus vult decipi, der Name „Weimar" bereits einen merkwürdigen Zauber aus. Außer den fürstlichen Herrschaften der nächsten Nachbarschaft erschienen fast jedes Jahr freundschaftliche oder berühmte Besucher, welche den Ruhm des neuen Musensitzes vermehrt und verbessert in die Welt zurücktrugen. Da kamen in den Jahren 1781 und 1782 der „Philosoph" Garve, der Philologe Villoison, der Theologe Joseph Oberreit, der Abbé Raynal, dann die Marchese Branconi, die „schöne" Gräfin Tina Brühl (ursprünglich eine Feldwebelstochter), 1784 der Philosoph Jacobi, der sich seiner „Vernagelung" bereits getröstet hatte, die beiden Grafen Stolberg, der Wandsbecker Bote Claudius, 1785 der Weltumsegler Forster, der Minister von Edelsheim und die Fürstin Gallitzin[1] mit ihren Freunden Fürstenberg und Hemsterhuys, 1786 der Physiognom Lavater. Doch wo es am Innern fehlte, da konnten weder solche Besuche, noch der äußere Pomp und Ruhm des kleinen Hofes wahre Befriedigung gewähren.

Wenige Tage nachdem der Herzog dem Fürstenbunde beigetreten, schrieb er — am 1. September 1785 — an Knebel: „Hier geht's im Alten. Schade für das schöne Gebäude, das stehen könnte, erhöhet und erweitert werden könnte und leider keinen Grund hat!"[2]

Am 5. klagt er der Frau von Stein: „Der Herzog ist in seiner Meute glücklich. Er schafft die Hofleute ab und die Hunde an; es ist immer dasselbe,

[1] Auf diesen Besuch, wie auf den Gegenbesuch Göthe's in Münster, pflegen viele Katholiken großes Gewicht zu legen, aber mir scheint ohne Grund. Für Göthe mag diese Beziehung ein Ruf der Gnade gewesen sein; doch er gab nicht Acht darauf. Die Fürstin Gallitzin, sehr enthusiastisch von Natur und durch confuse Philosophie verwirrt, ging viel zu weit in ihrer Achtung für Göthe, und ihr Versuch, ihn durch platonische Betrachtungen über das „Schöne" und „Urschöne" aus seinem Concubinat herauszubringen, macht einen fast peinlichen Eindruck. Bekehren kann sich nur der, der ernstlich nach dem Wahren und Guten fragt — und das hat Göthe nie gethan. S. Göthe-Jahrbuch. 1882. III. 285 ff.

[2] Guhrauer. I. 67.

viel Lärms um einen Hasen todt zu jagen. Und ich brauche beinah so viel Umstände, um einen Hasen zu erhalten.“ Kurz zuvor war die bisherige herzogliche Hoftafel abgeschafft worden. Statt dessen speisten die Damen mit dem Herzog und der Herzogin in dem Zimmer des ersteren, und nur vereinzelt wurden Gäste zugezogen. Das war Göthe zuwider, obwohl er gleich der erste geladene Gast war. „Die neue Einrichtung,“ so jammert er, „geht fort und beim Mittagessen leidet man erbärmlich in dem kleinen Zimmer. Wie Frankenbergs da waren, mußten sich 25 Menschen in der kleinen Stube behelfen, versteht sich die Aufwartung mitgerechnet. So gehts, meine Liebe, wenn man nicht zur rechten Zeit ab- und zuzuthun weiß. Es wird noch mehr kommen.“ [1]

Während er mit seiner gewohnten Elasticität seinen übeln Humor in hundert verschiedenen Kleinthätigkeiten zu verstreuen wußte, litt der Herzog andauernd an Verstimmung.

„Die öffentliche Gesellschaft in unsern Mauern,“ so schrieb er am 26. December 1785 an Knebel, „ist diesen Winter so insipid wie möglich. Da meist alles verheirathet und der weibliche verheirathete Theil nicht von der Art ist, daß sie leicht häusliche Unruhen verursachen könnten, was übrig bleibt aber die gute Zeit übergangen hat und es für die wenigen Mädchen sehr an Männern fehlt, so ermangelt ein Hauptinteresse ganz. Dazu kann man nicht hoffen, hier irgend jemanden das Geld aus dem Beutel durch Rhetorik zu locken, oder durch persönliches Interesse viel zu gewinnen; deßhalb bekümmert sich niemand um den andern, und man sieht sich ordentlich nur zur Frohne. Unsere Gesellschaft ist wirklich die allerennuyanteste auf dem ganzen Erdboden. So lange kein Frost war, jagten einige, und die andern fürchteten sich vor den bösen Einflüssen Pöllnitzens; seit ersteres Vergnügen und des letztern Gegenwart aufgehört hat, ist auch dieser Nagel, an welchem eine Menge Menschen hingen, ausgerissen. Etwas schien ein neuer Komödienplan einige Zeit zu beschäftigen; da er aber nicht recht verdaut war, ging er wie Hasselnüsse hart ab, und der moralische Magen blieb abermal leer.“ [2]

Man kann den moralischen Katzenjammer eines ganzen Hofes nicht deutlicher beschreiben, als der Fürst es hier selber thut. Nicht nur als Dichter und Staatsmann, auch als Hofmann und maître des plaisirs hatte Göthe abgehaust. Ohne die Schmiegsamkeit, welche er von Natur besaß und die unter der pädagogischen Leitung der Frau von Stein noch gewonnen hatte, hätte er abziehen müssen. Doch liberale Minister nehmen nicht so leicht ihren Abschied. Für Fürst und Minister wäre ein solcher höchst unangenehm gewesen. Beide zogen vor, Fünfe gerade sein zu lassen,

[1] Schöll III. 178. — Knebels Nachlaß. II. 250.
[2] Düntzer, Karl August. I. 230.

die Langweile in Geduld zu ertragen und jeder seinen Ideen nachzugehen: der Herzog seinen politischen und Jagdliebhabereien, Göthe seinen literarischen und wissenschaftlichen Grillen und seinem stillen, hampelmännischen Philisterthum. Auch da mottete, unter würdigem Bureaukratenernst, empiristischer Geschäftigkeit und den noch immer endlosen Betheuerungen alter Liebe, eine sich steigernde Unbefriedigung.

Als er im März 1785 Charlotte klagte, daß er nur zwei Götter habe, sie und den Schlaf, da war die „Göttin" schon längst in den Spätsommer des Lebens eingetreten, 42 Jahre alt, eine Matrone; und obwohl er ihr noch jeden Morgen schriftlich seine Liebe auf's Neue erklärte, befriedigte ihn das an sich unmoralische Verhältniß je länger desto weniger. Am Abend des 2. April 1785 schrieb er ihr[1]:

„Nachdem ich mich schon ausgezogen und in die beste Bequemlichkeit gesetzt habe, fühle ich erst wieder recht, daß ich zur Einsamkeit verurtheilt bin und daß mir die Nähe des lieben Herzens fehlt, dem ich mich so gern und so allein mittheilen kann. Wie möcht ich mit Dir über meinen heutigen Tag sprechen, der, so unbedeutend er ist, doch Bedeutung und Lehre für mich genug hat."

Am nächsten Tag schickte er ihr wieder Blumen, am zweiten einen Blumenstock, am dritten war sie bei ihm auf Besuch, am vierten suchte er sie auf, am fünften vermißte er sie, weil er Zahnweh hatte, am sechsten besuchte er sie „eingewickelt", um mit der Elektrisirmaschine bei ihr zu experimentiren, und so versicherte er sie weiter, Tag für Tag, daß er sie liebe und ewig lieben werde und ewig lieben müsse:

„Meine Geliebte, meine Freundin, einzige Sicherheit meines Lebens. Was ist alles andere, was jedes andere menschliche Geschöpf. Je mehr ich ihrer kennen lerne, je mehr sehe ich, daß mir in der Welt nichts mehr zu suchen übrig bleibt, daß ich in dir alles gefunden habe."[2]

Und doch war sie noch immer Frau von Stein und hatte bereits einen Sohn, der Schulden machen konnte und Schulden machte, und Göthe mußte den Ungerathenen im Namen seines Vaters zur Tugend ermahnen, während der Vater noch lebte, die Wirthschaftssorgen zu Kochberg seiner Frau und einen andern Sohn, Fritz, der Erziehung Göthe's überließ! Neben diesem und anderem Familienkummer war sie noch oft von Kränklichkeit heimgesucht. Auch Göthe's Gesundheit war nicht mehr wie früher; 1785 machte er eine Badekur in Karlsbad, 1786 wiederholte er dieselbe.

---

[1] Schöll III. 153. [2] Ebd. III. 173.

Nachrichten von Zahnweh, geschwollenen Backen und Fieber erschienen als Arabesken in seinen Liebesbillets, neben Blumen und Spargel, Spinoza, Infusionsthierchen, Luftballons, Pflanzenuntersuchungen, Geologie, Chemie und dem von Zeit zu Zeit heller oder matter durchklingenden Jammer, von Charlotte getrennt, nicht mit ihr unter einem Dache zu sein: „Ich kann es kaum mehr ertragen, so von Dir getrennt zu sein!“[1]

Ganz und voll wagte er ihr indeß die Unruhe nicht auszudrücken, in welcher er seufzte, die unerquickliche Spannung, Traurigkeit und Verdüsterung, in welcher er schmachtete[2]. Anstatt über das trostlose Mißverhältniß einmal entschieden die Augen zu öffnen, schloß er sie alsbald wieder, suchte bei Charlotte Trost und Hilfe, wiederholte die Betheuerungen seiner Liebe, kramte ihr wieder alle seine Kleinigkeiten aus, legte sich ihr als Sklave auf's Neue zu Füßen, und schmeichelte sich, in dieser jämmerlichsten Sklaverei eine neue Weltanschauung zu begründen. Daß diese Idee seinen naturwissenschaftlichen Studien oder Dilettanterien zu Grunde lag, darüber kann kein Zweifel sein. Sie kehrt wiederholt in seinen Briefen wieder. Als Fr. H. Jakobi ihm 1786 seine eigene Sentimentalitäts-Philosophie anhängen wollte, antwortete er ihm:

„Wenn Du sagst, man könne nur an Gott glauben, so sage ich Dir, ich halte viel aufs Schauen, und wenn Spinoza von der Scientia intuitiva schreibt und sagt: Hoc cognoscendi genus procedit ab adaequata idea essentiae formalis quorumdam Dei attributorum ad adaequatam cognitionem essentiae rerum, so geben mir diese wenigen Worte Muth, mein ganzes Leben der Betrachtung der Dinge zu widmen, die ich reichen und von denen ich mir eine adäquate Idee bilden kann, ohne mich im Mindesten zu bekümmern, wie weit ich kommen kann und was mir zugeschnitten ist.“[3]

Das tönt sehr kühn, fast wie Lessings berühmtes Skeptiker-Gebet; aber es steckt nicht viel Philosophie dahinter. Eklektisch pickte er in hundert Töpfen herum, und pickte sich so auch aus Spinoza diese „intuitive Erkenntniß“ heraus. Jeder, der Spinoza's Ethik nur einmal vernünftig durchgelesen, weiß, welche Mühe sich der jüdische Philosoph am Ende des I. Buches gibt, die Annahme von „Endursachen“ als die Quelle aller „Vorurtheile“ gegen sein System zu beseitigen[4] und

[1] Ebd. III. 232.

[2] Daß ihm elend zu Muth war, gesteht selbst Düntzer, Charlotte v. Stein. I. 264.

[3] A. Schöll, Briefe und Aufsätze von Göthe. S. 214.

[4] Auerbach, Spinoza's sämmtl. Werke. Stuttgart 1871. II. 32 ff. Viel

wie hierin gerade ein Schwerpunkt seines ganzen Systems liegt. Sei es, daß Göthe diesen Zusammenhang nicht verstand oder vielleicht auch den wichtigen Abschnitt nicht einmal gelesen hatte, genug, er läugnete ganz fröhlich dasjenige, worauf Spinoza Alles ankam. „Die Endursachen sind dem Gemüthe zu denken so nöthig, daß du aus den Nicht-Endursachen erst eine rechte Endursache machst.“ [1] So schrieb er der Frau von Stein.

Die natura naturans und naturata warf er ebenso fröhlich durcheinander. Da aber Spinoza drei Arten der Erkenntniß statuirte, unvollkommene vage Vorstellungen, dann eine Verstandeserkenntniß, welche die Eigenschaften der Dinge erfaßt, endlich jene intuitive Erkenntniß, wodurch der Mensch unmittelbar die adäquate Idee des Wesens „einiger“ Attribute Gottes erhält [2], so machte sich Göthe mit den beiden andern wenig Mühe, sondern raffte ohne weiteres diese höchste und bequemste an sich, um von „dem Wesen einiger Attribute Gottes zur adäquaten Erkenntniß des Wesens der Dinge fortzuschreiten“. Die Confusion, die durch Spinoza's eigene Erklärung zwischen den beiden letzten Erkenntnißweisen entstand, beachtete er nicht, noch weniger den Widerspruch, den die Intuition „einiger“ Attribute bei einem Wesen in sich schließt, dessen Attribute sich völlig identifiziren. Der abgerissene unverstandene Brocken aus Spinoza gab ihm Muth (!), sein ganzes Leben der Betrachtung der Dinge zu widmen ...... und — eins — zwei — drei — Abrakadabra — hatte er auch Spinoza's dritte Erkenntnißweise hinweggezaubert, und ihr die zwei ersten, d. h. im Grunde ein einfaches Experimentalwissen substituirt, das gar nicht von einer Intuition göttlicher Attribute ausging, sondern auf Gerathewohl launisch und fragmentarisch im ganzen weiten Gebiet des Anorganischen und Organischen herumtappte, um hinter das „Geheimniß der Natur“ zu kommen. Was ihm von Spinoza's Lehre dabei übrig blieb, war höchstens eine dunkle und verwaschene Vorstellung, in der Natur selbst unmittelbar das „Göttliche“ zu schauen, womit denn die Möglichkeit gegeben war, seine naturwissenschaftlichen Dilettanterien mit dem Schein einer gewissen poetischen Religiosität zu umkleiden, und

ernster hat Schiller Spinoza's Philosophie erfaßt. S. Briefwechsel mit Körner (Gödeke) I. 93. 94. — Ebenso Herder; doch muß es von der „christlichen“ Richtung dieses Mannes einen sonderbaren Begriff erwecken, daß sein Humanismus sich gerade mit den ethisch-religiösen Motiven des Spinozismus so gut vertrug. S. Haym, Herder. Berlin 1880. I. 674. „Spinoza,“ sagt Herder, „war ein durchdringender Geist, der Theologe des Cartesianismus (!) ... Er war in's Empyreum der Unendlichkeit so hoch hinaufgeschwindelt, daß alle Einzelheiten ihm tief unterm Auge erblichen; dieß ist sein Atheismus und wahrlich kein anderer.“

[1] Schöll, Briefe an Frau v. Stein. III. 190.

[2] Ethices, Pars II. Prop. XL. Schol. I. II. Vid. Benedicti de Spinoza Opera. Lipsiae. Tauchn. 1843. I. 253—256. — Auerbach II. 71—74. — Danzel, Göthe's Spinozismus. S. 17.

Steine, Pflanzen, Thiere und sich selbst mit sammt der ganzen Natur und der Frau von Stein, die vorläufig noch die wichtigste Manifestation der Natur war, zu vergöttern[1].

Ebenso schal und oberflächlich, wie seine „Philosophie", wenn man an so unverantwortliche Confusion und Charlatanerie diesen ehrenvollen Namen verschwenden darf, war sein naturwissenschaftlicher Empirismus.

Nachdem er vier Jahre Steine und Stufen gesammelt, weitere sechs Jahre über den „Granit" und das Steinwesen nachgebrütet hatte, langte er endlich bei der Einsicht an, die er sich schon auf der Universität hätte verschaffen können: „In der Mineralogie kann ich ohne Chymie nicht einen Schritt weiter, das weiß ich lange und habe sie auch darum bei Seite gelegt, werde aber immer wieder hineingezogen und gerissen." [2]

In der Osteologie verschwendete er jahrelang Zeit und Mühe, um eine Entdeckung zu machen, bevor er diesen Wissenszweig eigentlich fachmännisch beherrschte; als die „Entdeckung" gemacht war, mußte er sich von den Fachgelehrten sagen lassen, daß dieselbe von gar keiner erheblichen Bedeutung sei und daß es sich nicht einmal verlohne, seine Inauguraldissertation drucken zu lassen.

Auch in der Botanik beabsichtigte er als Entdecker aufzutreten, sammelte und hatte „artige" Ideen, bevor er nur einmal ein Handbuch derselben durchstudirt hatte. Im November 1785 nahm er den Linné nach Ilmenau mit und las endlich einmal ernstlich darin, „denn," sagt er, „ich muß wohl, ich habe kein ander Buch. Es ist das die beste Art, ein Buch gewiß zu lesen, die ich öfters prakticiren muß, besonders da ich nicht leicht ein Buch auslese"[3]. Als die osteologische Entdeckung so wenig Beifall fand, wandte er sich lebhafter der Pflanzenwelt zu, beobachtete mit dem Mikroskop, consultirte den Hofgärtner in Belvedere und den Magister Batsch in Jena, und versuchte dem „Geheimniß

---

[1] Wie Göthe, gibt auch sein Lobredner Kalischer, Göthe's Verhältniß zur Naturwissenschaft. Göthe's Werke (Hempel) XXXIII. p. XXXI, auf die Erkenntnißtheorie Spinoza's gar nicht Acht und verehrt herzhaft „die Quintessenz der Denk- und Forschungsart, welche er das ganze Leben hindurch übte". Die „Philosophie" Göthe's hat Caro, ohne es zu beabsichtigen, scharf verurtheilt, wenn er von Göthe's Spinozismus sagt: „C'est l'esprit du système, moins le système", d. h. das Faß ohne Boden und Deckel. Revue des Deux Mondes. 1865. 35e an. 2e Pér. T. 59. p. 878.

[2] Schöll, Briefe an Frau v. Stein. III. 282.

[3] Schöll, Briefe an Frau v. Stein. III. 201.

der Natur" von dieser Seite auf die Spur zu kommen. Doch rückte er einstweilen noch nicht mit Resultaten heraus.

Fast gleichzeitig warf er sich auch auf Meteorologie, Physik und Astronomie, experimentirte mit Luftballons und Elektrisirmaschinen und führte Frau von Stein auf die Sternwarte von Jena. Da er einsah, daß in der Sternkunde ohne Mathematik nichts anzufangen sei, so hatte er hier wenigstens nicht den Muth, von vorneherein ein neues System zu entdecken, sondern versuchte das nachzuholen, was er als Gymnasiast versäumt.

„Algebra ist angefangen worden," schrieb der Kriegsminister und Geheimerath seiner Geliebten am 21. Mai 1786 von Jena aus [1], „sie macht noch ein grimmig Gesicht, doch denke ich, es soll mir auch ein Geist aus diesen Chiffern sprechen, und wenn ich den nur einmal vernehme, so wollen wir uns schon durchhelfen." Zwei Tage später meldet er: „Ich muß noch einige Tage bleiben es ist mir so ruhig hier und still und ich möchte doch die 4 Species in der Algebra durchbringen. Es wird alles darauf ankommen, daß ich mir selbst einen Weg suche über diese steilen Mauern zu kommen. Vielleicht treffe ich irgendwo eine Lücke, durch die ich mich einschleiche."

Das Einschleichen gelang jedoch hier nicht, wie in der Geognosie mit Hilfe Voigts, in der Osteologie mit Hilfe Loders. Der Mathematiker Wiedeburg hatte zwar „eine treffliche Methode"; aber es fehlte anderswo. Am 25. Mai waren Mathematik und Astronomie schon aufgegeben:

„Wir haben die 4 Species durch und wollen nun sehen, was geblieben ist; so viel ich merke, es wird historische Kenntniß bleiben und ich werde es zu meinem Wesen nicht brauchen können; da das Handwerk ganz außer meiner Sphäre liegt." [2]

Es gelang Göthe nicht mehr, jene mathematische Bildung zu erwerben, auf deren Nothwendigkeit zu einer naturwissenschaftlichen Weltanschauung ihn sein Führer Spinoza hinwies, die er aber zu Frankfurt, Leipzig und Straßburg über seinen Liebesgeschichten verabsäumt hatte. Die Mühe, welche er sich gab, wenigstens nachträglich in dieses Gebiet einzubringen, ist gewiß einiger Ehre werth. Allein er erreichte damit nicht einmal so viel, als heute von einem Quartaner gefordert wird. Dieser Mißerfolg zeigt genugsam, daß er nicht jenes Universalgenie war, das seine Verehrer in ihm erblicken. Er hatte unzweifelhaft viel Anlage für

[1] Ebd. III. 258. [2] Ebd. III. 261.

concrete und vor Allem für künstlerische Naturbeobachtung; aber er besaß weder die Leichtigkeit, noch die Tiefe, den Fleiß und die Beharrlichkeit, welche die mathematischen, die philosophischen und streng historischen Disciplinen erheischen. Daß er dennoch die Naturwissenschaften nicht aufgab, sondern fortfuhr, fragmentarisch in allen ihren Zweigen zugleich herumzuexperimentiren, beweist allerdings eine gewisse Ausdauer, aber nicht jene, von denen ein tiefes, systematisches Wissen bedingt ist; ja diese Ausdauer hat einen starken Beigeschmack von jenem autodidaktischen Streberthum, das unabhängig von aller wissenschaftlichen Tradition Alles sich selbst verdanken, in Allem neue Wege gehen, Alles besser wissen will, als die gesammte übrige Menschheit. Nur im Sinne der „Genieperiode" kann man es genial finden, wenn er, nach seinen traurigen Erfahrungen mit den vier Species, aller mathematischen Bildung bar, als Reformator der Optik gegen Newton aufzutreten wagte[1]. Eine solche spatzenhafte Verwegenheit hätte er sich nie herausnehmen können, wenn er das eigentliche Wesen der Optik, ihren Zusammenhang mit der Astronomie und den übrigen Zweigen der Physik mit wahrhaft genialem Blick durchschaut hätte[2]. Diesen genialen Blick hatte er aber weder als Hi-

[1] Seine „Farbenlehre" vergleicht H. W. Dove (Farbenlehre. Berlin 1853. S. 29) mit einer Akustik, „in welcher von Tonverhältnissen nicht die Rede ist", und ihren Standpunkt als den „Standpunkt äußerlicher Wahrnehmung, wo eben von Theorie noch gar nicht die Rede ist". Das ist fein und zart gesagt, aber für Göthe's kopfloses Unterfangen thatsächlich vernichtend. — Helmholtz (Göthe's Naturwissen. Pop.-wissensch. Vorträge. 1876. 1. Heft) versucht ihn damit zu retten, daß er sein „besonderes Talent für die Auffassung der thatsächlichen Wirklichkeit" hervorhebt und ihn als Dichter und Künstler entschuldigt.

[2] Der englische Physiker Tyndall (ebenfalls eine wichtigere Autorität, als der Herr Dr. Kalischer in Berlin) gesteht Göthe in seiner bekannten „Belfast"-Rede Schärfe der Beobachtung, bedeutende Anlagen für naturgeschichtliche Classification und Anordnung, überhaupt ein außergewöhnliches Talent für Naturgeschichte zu, spricht ihm aber alle Anlagen für mathematische, physische und überhaupt speculative Naturwissenschaft rundweg ab und bezeichnet ihn — mir scheint, mit vollem Rechte — geradezu für ein „Irrlicht" auf diesem Gebiete. „In sharpness of observation, in the detection of analogies however apparently remote, in the classification and organization of facts, according to analogies discerned, Goethe possessed extraordinary powers. These elements of scientific inquiry fall in with the discipline of the poet. But, on the other hand, a mind thus richly endowed in the direction of natural history may be almost shorn of endowment as regards the more strictly called physical and mechanical sciences. Goethe was in this condition. He could not formulate distinct mechanical conceptions; he could not see the force of mechanical reasoning; and in regions where such reasoning reigns supreme he became a mere ignis fatuus

storiker und Politiker, noch als Naturphilosoph, er hatte ihn nur als Dichter.

Das scheint ihm denn in den Jahren 1785 und 1786 endlich selbst gedämmert zu haben. Während er seine vollständige Ernüchterung nicht merken ließ, sondern neben seinen eklektischen Studien ruhig sein gewohntes Hof- und Geschäftsleben weitertrieb, reifte doch endlich der Gedanke, mit dem ganzen Wirrwarr zu brechen und sich auf's Neue der Poesie zu widmen. Dieser Rückzug begann mit der Herausgabe seiner sämmtlichen Werke und mit dem Plan einer Reise nach Italien, die er wenigstens theilweise mit dem Honorar seiner Werke zu bestreiten rechnete.

Im Januar 1786 fing er an, ausgeliehene Manuscripte seiner dramatischen Schriften zu sammeln, im Juni ging dann die Revision los. „Der Triumph der Empfindsamkeit“ wurde umgearbeitet und neu abgeschrieben, die kleinen „Gedichte“ unter allgemeine Rubriken gebracht, die „Stella“ umgemodelt, „Iphigenie“ an Wieland gegeben, um darüber Gericht zu halten. Mit dem Buchhändler Göschen in Leipzig schloß er Anfangs Juli einen Vertrag, demzufolge er für seine acht Bände gesammelter Schriften 2000 Thlr. Honorar erhalten sollte. Die ersten vier Bände wollte Göthe noch im laufenden Jahre druckfertig machen, um für die projectirte Reise bis Ostern 1787 die Hälfte des Honorars als Reisegeld verwenden zu können. Frau von Stein mußte inzwischen Epigramme und andere kleine Gedichte in's Reine schreiben, Herder die Leiden Werthers censiren, Göthe selbst nahm andere Stücke durch, über den Götz von Berlichingen mußten Wieland und Herder ihre Stimmen abgeben. Ende Juli reiste er mit seinem Privatschreiber Vogel nach Karlsbad ab, wohin ihm Frau von Stein vorausgereist war. Bald fanden sich dort auch der Herzog und Herder mit Frau und Sohn ein. Der Schluß des Werther wurde etwas umgeändert, das Übrige der vier Bände fertig gestellt und in Gesellschaft fast täglich daraus vorgelesen. Niemand von seinen Freunden indeß, nicht einmal Frau von Stein wurde

to those who followed him.“ The Mail. Friday, August 21, 1874. Ganz dasselbe darf man von seinen philosophischen und theologischen Kenntnissen sagen. Er hatte eine große Gewandtheit, einem gerade dargebotenen Gedanken eine schöne Form in Prosa oder Vers zu geben; aber eigentlich subtil, großartig und tief sind seine Ideen nicht. Selbst den Faust beherrscht der oberflächlichste, verschwommenste Spießbürger-Naturalismus, der es nicht verdient, daß man ihn Philosophie nennt — ein „Irrlicht“, das zu Gretchen und Helena führt, aber nicht in das Lichtreich des dreieinigen Gottes!

in das Geheimniß der projectirten Reise eingeweiht. Nur der Herzog, der sich nicht umgehen ließ, da Göthe's weitere Stellung von ihm abhing, wußte darum. Zum Abschied des Herzogs veranstaltete Göthe eine kleine Festfeier; am 3. September früh brach er ganz allein, ohne von Jemand Abschied genommen zu haben, nach Italien auf. Tags zuvor hatte er noch an Karl August geschrieben [1]:

„Verzeihen Sie, daß ich beim Abschiede von meinem Reisen und Ausbleiben nur unbestimmt sprach; selbst jetzt weiß ich noch nicht, was aus mir werden soll. — Sie sind glücklich, Sie gehen einer gewünschten und gewählten Bestimmung entgegen. Ihre häuslichen Angelegenheiten sind in guter Ordnung, auf gutem Wege und ich weiß, Sie erlauben mir auch, daß ich nun an mich denke; ja Sie haben mich selbst oft dazu aufgefordert. Im Allgemeinen bin ich in diesem Augenblick gewiß entbehrlich und was die besonderen Geschäfte betrifft, die mir aufgetragen sind, diese hab ich so gestellt, daß sie eine Zeitlang bequem ohne mich fortgehen können; ja ich dürfte sterben und es würde keinen Ruck thun. Noch viele Zusammenstimmungen dieser Constellation übergehe ich und bitte Sie nur um einen unbestimmten Urlaub. Durch den zweijährigen Gebrauch des Bades hat meine Gesundheit viel gewonnen und ich hoffe auch für die Elasticität meines Geistes das Beste, wenn er eine Zeitlang, sich selbst gelassen, der freien Welt genießen kann.

„Die vier ersten Bände sind endlich in Ordnung: Herder hat mir unermüdlich treu beigestanden. Zu den vier letzten bedarf ich Muße und Stimmung; ich habe die Sache zu leicht genommen und sehe jetzt erst, was zu thun ist, wenn es keine Subelei werden soll. Dieses Alles und noch viele zusammentreffende Umstände bringen und zwingen mich, in Gegenden der Welt mich zu verlieren, wo ich ganz unbekannt bin. Ich gehe ganz allein unter einem fremden Namen und hoffe von dieser etwas sonderbar scheinenden Unternehmung das Beste. Nur bitt ich lassen Sie Niemanden nichts merken, daß ich außenbleibe. Alle die mir mit- und untergeordnet sind, oder sonst mit mir in Verhältniß stehen, erwarten mich von Woche zu Woche, und es ist gut, daß das also bleibe und ich auch abwesend als ein immer Erwarteter wirke."

Hauptreisezweck war also Erholung, bessere Stimmung und Vollendung der noch fehlenden vier Bände. Druckfertig waren von seinen bisherigen Dichtungen: Zueignung. Werther. Götz von Berlichingen. Die Mitschuldigen. Clavigo. Die Geschwister. Stella. Der Triumph der Empfindsamkeit. Die Vögel. — Die „bereits in Verse geschnittene Iphigenie" nahm er auf Herders Rath mit, um sie noch auszufeilen. — Für die andern vier Bände hatte er nebst den kleinern Gedichten Possen

[1] Briefwechsel Karl Augusts. I. 54—57.

und Singspiele, die Vollendung des Egmont, Tasso, Faust und Elpenor in Aussicht genommen. Ein großes Stück Arbeit, da ihn die Singspiele ihrer Form nach nicht befriedigten, von den größern Dramen aber nur Fragmente vorlagen. Jedes erheischte die Mühe völliger Neugestaltung. An die Vollendung des Wilhelm Meister wagte er deßhalb vorläufig noch nicht zu denken.

---

18. Die italienische Reise.

1786—1788.

„Die Hauptabsicht meiner Reise war, mich von den physisch-moralischen Übeln zu heilen, die mich in Deutschland quälten und zuletzt unbrauchbar machten, sodann den heißen Durst nach wahrer Kunst zu stillen. Das Erste ist mir ziemlich, das Letzte ganz geglückt."

Göthe an Herzog Karl August. 15. März 1788.

„Jamais le mystère de Rome n'a été mieux posé: ‚Je vis ici dans une clarté et dans un repos dont je n'avais plus le sentiment. Je veux m'efforcer de saisir la grandeur et apprendre à me former.' Et pourtant Goethe est resté protestant et même il a marché dans les conséquences du protestantisme et il est devenu païen."

Louis Veuillot.

Ohne Begleiter, ohne Bedienten, nur mit geringem Gepäck, fast wie ein Student, reiste Göthe von Karlsbad ab. Es kam ihm ganz neu und köstlich vor, so allein und frei zu sein. Nur auf sein Naturstudium wollte er nicht ganz verzichten, führte deßhalb neben den nothwendigen Reisebüchern und Karten seinen Linné mit sich. Doch sollte das Studium der Natur nur angenehm belehrend und unterhaltend das Studium der italienischen Kunstschätze begleiten, an denen er seine eigene ästhetische Bildung zu vollenden und zugleich neue Eingebung zur Vollendung der begonnenen Werke zu schöpfen hoffte.

Am 4. September wohnte er im Jesuitencolleg zu Regensburg einer Aufführung des dortigen Schultheaters bei, am 6. sah er sich die Kunstschätze und Merkwürdigkeiten von München an, am 8. fuhr er über den Brenner, am 14. traf er in dem so heiß ersehnten Italien ein. Nur wenige Tage verwandte er auf die Besichtigung der Städte Verona, Vicenza und Padua; erst in Venedig gönnte er sich einen längeren Aufenthalt, vom 28. September bis 14. October. Die Aufmerksamkeit war, wie immer, auf alles Erdenkliche zersplittert: Landschaft im Allgemeinen, meteorologische Erscheinung, Beleuchtung, geologische Formation, Charakter der Flora und Fauna, einzelne Gesteine, Pflanzen, Thiere, dann auch das bunte Schauspiel des Menschenlebens, Physiognomien, Gestalten, Sitten, Kleidung, Nahrung, Wohnung, Zeiteintheilung, Be-

schäftigung, Spiele, Unterhaltung, Handel und Wandel, Andacht, bürgerliche Gebräuche, Sprache, Anschauungsweise, Gesang, Theater, endlich die reichen Kunstschätze, die jenseits der Alpen auch das kleinste Städtchen bot, Trümmer von antiken Bauten, ältere und neuere Kirchen, Paläste, Altäre, Grabmonumente, Denkmäler, Sculpturen, Gemälde. Am meisten begünstigte der nordische Wanderer dabei die Reste des classischen Alterthums und die schönen Mädchen des achtzehnten Jahrhunderts. Die Kirchen schätzte er nur als Denkmale der Architektur, als zugängliche Sammlungen von Gemälden und Bildwerken. Von vornherein gab er allem dem Vorzug, was sich an das classische Alterthum anschloß; zwischen diesem und der Natur fand er einen innigen seelischen Zusammenhang. Die Kunstwerke der Renaissance erfaßte er als eine Fortsetzung der Antike mit hoher Liebe und Begeisterung, ohne viel darauf zu achten, ob und wie sich darin mit antikisirenden Formen der christliche Gedanke verschmolzen hatte; dagegen wandte er sich feindselig von jenen Kunstgebilden und jenen Stätten der Erinnerung ab, in welchen die christliche Idee des Kreuzes, d. h. des sittlichen Kampfes, des religiösen Opfers und gottgeheiligten Leidens, ohne den Glanz der Verklärung und ewigen Genusses, in ihrem praktischen Ernste mahnend und belehrend hervortrat. Die Bilder der seligen, verklärten Glorie nahm er als anmuthige Gestalten des Diesseits, die Bilder des Leidens und des Martyriums aber waren ihm traurige Barbarei.

Das lebhafte, heitere, sinnliche und kindliche Naturell der Italiener muthete ihn fröhlich an; den tiefen Glauben, mit dem dieses Volk an seiner Kirche hing, hielt er für kindische Beschränktheit bei den weniger Einsichtigen, für Heuchelei und fromme Betrügerei bei den Gebildeteren. Für die Umwandlung des altrömischen Italiens in ein katholisches Italien hatte er nicht das geringste Interesse: über die historische Bedeutung der Renaissancezeit, die ihn einzig anzog, ging er sehr flach hinweg; das dazwischen liegende Mittelalter ignorirte er nahezu vollständig. Flößen darum auch die bunte Menge und Mannigfaltigkeit seiner Beobachtungen, die Lebhaftigkeit des Erfassens, die Deutlichkeit und Anschaulichkeit seiner Aufzeichnungen[1], seine Liebe zum Schönen und seine geistreichen Studien

[1] Doch sind auch ihm bei seinen Beobachtungen oder bei seinen Aufzeichnungen kleine Menschlichkeiten zugestoßen. „Man begreift wirklich nicht, wo Göthe seine Augen haben mußte, wenn er später an Tizians „Mariä Himmelfahrt“ (in München) den Gedanken lobenswerth findet, ‚daß die angehende Göttin (!!) nicht himmelwärts, sondern herab nach ihren Freunden blickt‘. Wir sehen heutzutage

darüber nothwendig Bewunderung[1] ein, so mindert sich dieselbe doch ebenso nothwendig, wenn man sieht, wie der anscheinend vorurtheilslose, ganz an die Gegenstände hingegebene Geist sich dem Zauberbann vorgefaßter Anschauungen nicht zu entringen weiß, Alles nach diesen subjectiven, ihm unfehlbaren Dogmen kritisirt, unermüdlich an tausend Einzelheiten der weitesten Peripherie umhereilt, aber die Einheit nicht beachtet, die Alles stützt und trägt.

Die Kunstgeschichte Italiens studirte er bloß eklektisch und nach Laune, um einzelne Kunsterzeugnisse zu würdigen, ihren Zusammenhang mit der politischen und religiösen Geschichte vernachlässigte er ganz. An der Literatur Italiens nippte er auf Geradewohl, ihrer historischen Entwicklung blieb er fremd. Anstatt Dante las er Ovid, anstatt Tasso Homer, anstatt Petrarca Catull. Der Sänger des Sonnengesangs war ihm ein unheimlicher Mönch, die Geschichte des Papstthums eine unglückliche Anomalie der Weltgeschichte. Das Hellenen- und Römerthum der alten Welt hätte nach seiner Anschauungsweise fortblühen sollen, um die Menschheit dem reinen Genuß des Schönen entgegenzuführen. Eine widrige christliche Barbarei hatte es gestürzt und seine herrlichen Überreste mit ungenießbaren Zuthaten umkrustet. In glänzenden Geistern war es zur Zeit der Renaissance wieder aufgelebt und hatte eine neue Fülle von Kunstherrlichkeit hervorgebracht. Die Kunstgebilde dieser Zeit vereinigten sich mit den Trümmern des alten Hellas und Rom, unter dem schönsten Himmel, in herrlicher Natur zu einem zauberhaften Schauspiel, einem grandiosen Kunstwerk, an dessen Anblick der Dichter von den Folgen thüringischen Regenwetters und weimarischer Kleinkrämerei zu genesen hoffte. Das war die Einheit, welche Göthe der objectiven, geschichtlichen Einheit Italiens substituirte. „Auch ich in Arkadien" — hat er durchaus bezeichnend seinen Reiseberichten vorgesetzt.

Er gab sich aber nichts weniger als einem arkadischen Dolce far

---

das Gegentheil..... Dergleichen irrthümliche Anmerkungen, z. B. daß am Brenner die Etsch entspringe — er verwechselt sie mit der Eisack — finden sich in der ‚Italienischen Reise' verschiedentlich." S. Augsb. Allg Zeitung 1869. Beil. Nr. 239. „Göthe in München." — Ein anderer Schriftsteller hätte sich durch solche Schnitzer vielleicht völlig discreditirt. Aber quod licet Jovi!

[1] Diese Bewunderung, die früher seitens Vieler mit unbedingter Unterwerfung unter seine Kunst-Orakelsprüche verbunden war, scheint im Niedergang begriffen. „So enthalten denn," sagt L. von Urlichs (Göthe-Jahrbuch 1882. III. 4), „seine Äußerungen über die bildenden Künste einen Schatz für Theorie und Praxis, aber bedingt und getrübt durch den Geschmack seiner Freunde," besonders des Kunst-Meyers, dem Schlegel schon zurief: „Laß die Schnuuze von der Kunscht!"

niente hin. Mit unermüdlichem Eifer wurde jede Kleinigkeit registrirt und protocollirt; man wird mitunter an den sehr ehrenwerthen Pickwick erinnert, der sich bei den Droschkenkutschern nach dem Ankaufspreis der Kutschen und nach dem Lebensalter der Pferde erkundigt und Alles sorgfältig aufschreibt. Ein Schweineschlachten in Rom interessirte ihn wenigstens ebenso sehr, als alle Erinnerungen der Martyrer in den Katakomben. Mit diesen Notizen war die ungeheure Schreibseligkeit noch keineswegs erschöpft, die sich der Dichter in Weimar angewöhnt hatte. Alles mußte zu Papier. Es war ihm zum unbesieglichen Bedürfnisse geworden, sein geistiges Leben im Spiegel zu sehen und es darin wieder Andere sehen zu lassen. Er war noch kaum zehn Tage von Karlsbad fort, da begann schon eine Correspondenz nach Weimar, die im Verlauf von anderthalb Jahren zu einem umfangreichen Buch anwuchs. Frau von Stein erhielt ein förmliches Tagebuch, Herder ausführliche Berichte, der Kammerdiener Seidel seine regelmäßigen Aufträge und Bestellungen, der Herzog Karl August bald längere, bald kürzere Briefe. Dazu gingen Briefe an Fritz von Stein, Knebel, Wieland, Einsiedel, Jacobi, Merck, Voigt, Kestner, Geheimrath Schmidt, Göschen, Bertuch, an den Wegcommissär Brunnquell und an die Dichterin Bohl in Lobeda. Ganze Tage brachte er am Tintenfaß zu. Am 16. September, Abends, am 13. Tag der Reise, notirte er zu Verona in sein Tagebuch: „Ich fühle mich müde und ausgeschrieben; denn ich habe den ganzen Tag die Feder in der Hand. Ich muß nun die ‚Iphigenie' selbst abschreiben." Das war das Land, wo die Citronen blühen. Wohl die Hälfte der Zeit blieb täglich dem literarischen Frohndienst, d. h. mühsamen Correcturarbeiten, Correspondenzen, Notizen aller Art und Tagebuchführung gewidmet[1].

Die Reise eigentlich zu genießen, blieb wenig Zeit übrig; nur seiner guten Vorbereitung schrieb er es zu, verhältnißmäßig von den Sehenswürdigkeiten noch viel zu sehen. Er tröstete sich damit, daß in der glück-

---

[1] Über die „Italiänische Reise" vgl. Göthe's Werke (Hempel) XXIV. 1—574, nebst Düntzers Commentar. Ebd. 621—971. — Ch. Schuchardt, Göthe's Ital. Reise. 2 Bde. Stuttg. 1862. 1863. — Urlichs, Göthe und die Antike, a. a. O. — Gervinus, Nationalliteratur. 1844. V. 76—134. — H. Grimm, Göthe. Vorlesungen. II. 17—22, 39—102. — H. Grimm, Göthe in Italien. Berlin 1861. — L. Hirzel, Göthe's italienische Reise. Basel 1871. — Richelot, Mémoires de Göthe. 1847. — Aus meinem Leben von W. Tischbein, herausg. von K. W. Schiller. 2 Bde. 1861. — Seb. Brunner, Die theol. Dienerschaft rc. Wien 1868. S. 156—158. — Il Goethe a Palermo. Civiltà Catt. ser. X. Vol. IV. 601.

lichen Freiheit, d. h. in der kümmerlichen Erholung, die ihm sein Schreiberleben wenigstens jetzt verstattete, das stockende Silbenmaß der „Iphigenie“ sich in fortgehende Harmonie verwandle. Trotz der günstigsten Anregungen jedoch wurde diese erste Arbeit nicht, wie er gehofft, noch im October fertig, sie beschäftigte ihn die ganzen ersten vier Monate der Reise. Erst am 6. Januar 1787 war das „Schmerzenskind“ mit Hilfe eines Schweizers vollends in's Reine geschrieben. Wie Schiller mußte auch er die Ehre der Classicität mit saurer Mühe verdienen, und es ist eine ganz falsche, wenn auch vielverbreitete Ansicht, wenn man meint, die Poesie sei ihm mühelos vom ewig blauen Himmel heruntergefallen. Sieben und ein halbes Jahr brauchte es, bis „Iphigenie“ schließlich ihre endgiltige Form erhielt. Wenn Shakespeare und Calderon so gearbeitet hätten, müßten wir heute noch auf die letzten Bände ihrer gesammelten Werke warten.

Über vierzehn Tage verweilte Göthe in der merkwürdigen Dogenstadt Venedig, die in Shakespeare's Poesie eine so hervorragende Rolle spielt, Lord Byron zu mehr als einer Dichtung begeisterte, am Vorabend ihres politischen Untergangs ein tieftragisches Schauspiel bot. Doch getheilt zwischen seinem prosodischen Frohndienst, seinen Naturbeobachtungen und seinen ästhetischen Streifzügen, nahm der weimarische Minister keine einzige tiefergehende, großartige schöpferische Anregung mit von dannen. Die venetianischen Epigramme gehören späteren Jahren an und deuten höchstens indirect die Ursache an, weßhalb der Dichter dem Volks- und Staatsleben der seltsamen Republik nur verliebte Daktylen und philiströse Betrachtungen abgewann.

„Warum treibt sich das Volk so und schreit? Es will sich ernähren,
Kinder zeugen und die nähren, so gut es vermag.
Merke Dir, Reisender, das und thue zu Hause desgleichen!
Weiter bringt es kein Mensch, stell' er sich wie er auch will.“[1]

Was ist die Weltgeschichte, was Religion und Politik, ja selbst Wissenschaft und Kunst, wenn es der Mensch nicht weiter bringen kann als die Thiere?

Am 15. October reiste Göthe weiter über Ferrara, Bologna, Foligno, Città Castellana nach Rom, wo er am 29. eintraf. Die Fahrt ging so rasch, daß er von den Merkwürdigkeiten der Hauptstationen nur eben das Bedeutendste abschöpfen und dieses nur sehr flüchtig betrachten konnte.

[1] Göthe's Werke (Hempel) II. 139. Erst 1790 ließ er sich von Zucchi, dem Gemahl Angelica Kaufmanns, die venetianische Constitution erklären und „durchlief“ die venetianische Geschichte. S. Aus Herders Nachlaß. I. 120. 121.

Göthe in Rom! Das ist nun natürlich ein Glanzmoment für jeden Göthe-Verehrer. Zwei Jahrtausende empfangen jetzt erst das rechte Licht. Es mußte einer von Weimar kommen, um der in Aberglauben und Finsterniß versunkenen Stadt wieder Würde und Weihe zu geben. Sie hört jetzt auf, durch ihre Herrschaft ein Hinderniß des Fortschritts zu sein, sie wird jetzt eines der großen Kunstmuseen, an denen der nordische Germane sich zum Künstler schult oder von den Unbilden seines Klimas sich erholt. Luther hat den geistigen Einfluß Roms nicht vollends brechen können; aber Göthe wird die brauchbaren Elemente römischer Bildung an sich reißen und dann den „katholischen Aberglauben" auf immer durch eine neue deutsche Bildung verdrängen. Für jeden antikatholischen Geist muß die Ankunft Göthe's in Rom deßhalb wirklich ein Ereigniß sein; daß aber auch Katholiken sich an der enthusiastischen Verherrlichung dieser Rom-Fahrt betheiligen konnten, das ist zum wenigsten — verwunderlich.

Was ist denn dieser Herr Geheimerath mit seinem Götz, Werther und seinen unvollendeten Fragmenten, mit seiner geologisch-osteologisch-botanisch-ästhetischen Confusion, mit seiner ministeriellen Überflüssigkeit und mit seinen Liebesseufzern an die ältliche Frau von Stein — gegen dieses Rom, den Sitz einer zweitausendjährigen Civilisation und Weltherrschaft, die merkwürdigste aller Weltstädte, die Metropole des Papstthums und des Kaiserthums — das ewige Rom?

Rom ist wirklich eine ganz einzige Stadt. Von all den glänzenden Metropolen der alten Welt ist sie allein bis auf den heutigen Tag ohne Unterbrechung Weltstadt geblieben. Rom hat dem stolzen Karthago die Herrschaft über das Mittelmeer abgenommen, das Scepter des macedonischen Weltreichs an sich gerafft, die Völker des Kaukasus in Dienstpflicht genommen, Rhein und Donau mit befestigten Lagern besetzt, das ferne Britannien von einem Strand zum andern mit seinen Wällen gegürtet, Athen, Jerusalem und Alexandrien zu seinen Provinzialstädten herabgesetzt, allen Götzendienst der alten Welt in seinem Pantheon versammelt und alle bisherige Cultur sich dienstbar gemacht. Die Pracht des Orients schmückte die Paläste der Cäsaren, hellenische Kunst die römischen Tempel und Gebäude. Der Grieche ward des Römers Sklave und Lehrer. Durch den Römer erst verbreitete sich griechische Bildung über die ganze europäische Welt. Der Höhepunkt dieser Macht, die glänzende Regierung des Augustus bezeichnet zugleich die von den Propheten verheißene Fülle der Zeiten. Die Namen Maria und Joseph wurden in die römischen Unterthanenlisten eingetragen. Der Weltapostel Paulus appellirte an den Cäsar

und der erste Papst schlug in dem Rom der Cäsaren seinen Sitz auf. Trotz aller Wechselfälle der Jahrhunderte hat Rom noch Denkmäler jener Zeit bewahrt. Das Pantheon und das Coliseum, die Trajanssäule und der Siegesbogen des Titus, Überreste von Tempeln, Palästen und Wasserleitungen verkündigen noch heute die Größe jenes Weltreiches, des mächtigsten Staates, den bis jetzt die Erde geschaut. Die Museen des Vatican und andere Sammlungen beherbergen noch die Überreste alter Kunst, welche die Völkerwanderung und zahllose andere Stürme überdauert haben. Trotz aller anderweitigen Ausgrabungen und Sammlungen ist Rom noch heute der historisch-merkwürdigste Mittelpunkt für Alterthumskunde, antike Kunst und Literatur.

Noch bevor aber Rom durch innern Verfall und durch die Heereszüge der Barbaren seine politische Weltbedeutung verloren hatte, war es schon durch die göttliche Vorsehung zu einer noch viel grandioseren Weltstellung berufen, zur Hauptstadt eines geistigen Reiches, das den ganzen Erdball umfassen sollte. In Rom litt der erste Papst den Martyrtod, am Vatican ward er begraben. Von hier aus breitete sich die große, katholische Kirche erst über die Continente der alten Welt, dann über Amerika, Australien und die Inseln der Südsee aus. Die ganze Weltgeschichte ist fürder mit dem Grabe des Apostelfürsten verkettet; alle Epochen derselben haben in dem heutigen Rom noch ihre Spuren hinterlassen. Keine Stadt wie diese verkörpert noch so sichtbar und gewaltig das tiefgehendste Band, das die Geschichte der Menschheit zusammenhält. Jerusalem besitzt das Grab Christi, in Rom lebt die heilige Machtfülle fort, die der Gottessohn dem Fürsten seiner Apostel und dem Haupte seiner Kirche übergeben, dieser Kirche, von der Macaulay glaubte, daß „sie noch in unverminderter Kraft fortdauern mag, wenn einst ein Wanderer von Neu-Seeland an einem zertrümmerten Bogen der Londoner Brücke seinen Standort sucht, um die Ruinen der Paulskirche zu zeichnen“ [1].

Unter den Kirchen und Palästen Roms dehnt sich ein zweites, unterirdisches Rom, das Rom der Katakomben, jene merkwürdige Gräberstadt, in welcher das Weltreich der Kirche während jahrhundertlanger Verfolgung gleichsam Wurzeln schlagen sollte, in welcher Martyrer-Päpste die heiligsten Geheimnisse verborgen vor einem Volke von Bekennern und Martyrern feierten, in welcher die christliche Kunst ihren ersten Anfang nahm. Als Göthe in Rom erschien, hatte Bottari längst auf's Neue die

[1] Das hat Macaulay mit Rücksicht auf Ranke's Geschichte der Päpste gesagt. Critical and Historical Essays. Tauchn. Vol. 188. p. 99.

Entdeckungen zugänglicher gemacht, welche man Bosio verdankte. Arringhi's **Roma sotterranea** lag vor und der Franzose d'Agincourt sammelte das Material zu einer umfassenden christlichen Kunstgeschichte.

Über dem Boden verkündeten alte Basiliken und Baptisterien, Bauwerke des Mittelalters, mitten im Schutte von Jahrhunderten, das Emporsteigen der Kirche aus den Katakomben, den weiteren Verlauf ihrer Geschichte und die Entwicklung ihrer Architektur. Die Kunstschätze der Sacristeien, die Miniaturen der Bibliotheken, die Gemälde und Kunstwerke öffentlicher und privater Sammlungen ergänzten, wenn auch sehr lückenhaft, das Bild der byzantinischen und mittelalterlichen Zeiten. Trat auch das Gepräge des Mittelalters nur wenig mehr in der Gesammtphysiognomie der Stadt hervor, da neuere Bauten meist verdrängten, was die schrecklichsten Katastrophen übrig gelassen hatten, so besaß Rom doch noch viele Werke jener frommen religiösen Malerei, die der tiefsinnige Kunstsinn des Mittelalters hervorgezaubert, und die großen Bauten der Renaissance selbst wiesen durch ihre Vorgeschichte auf die glänzendsten Zeiten des Papstthums zurück.

Ihre eigentliche Pracht dankte die Weltstadt allerdings nicht der Epoche der Gothik, sondern der sog. Renaissance, jener merkwürdigen Zeit, in welcher kunstliebende Päpste die Großartigkeit ihrer religiösen, fürstlichen und völkerrechtlichen Stellung in den glänzendsten Bauwerken verkörpern wollten, während ungesucht die fruchtbarsten Künstlergenies, Maler, Bildner, Architekten sich ihnen zur Verfügung stellten, anstatt aber die christliche Kunst langsam, bedächtig auf der Bahn ihrer Vorfahren weiter zu bilden, begeistert und berauscht von dem Zauber antiker Kunst, mit genialem Ungestüm die Harmonie und Schönheit antiker Form mit den christlichen Ideen zu verschmelzen strebten. Das Pantheon ward hoch in die Luft gehoben, um das Grab der Apostelfürsten und die ehrwürdigste Basilika der Welt zu krönen. Der Jupiter des Capitols ward unter der Hand Michelangelo's zum Moses, das Weltgericht zu einem titanisch-antiken Bild. Den Vatican schmückte Raphael mit den herrlichsten Darstellungen christlicher Geheimnisse und Ideen, die Farnesinische Villa mit dem Triumph der Galathea und der Geschichte der Psyche. Neben einer glänzenden Blüthe christlicher Kunst feierte zugleich die Antike in der Metropole der Päpste ihre Wiedergeburt.

So verschieden man die Meister der Renaissance und diese selbst beurtheilen mag, den größten Gegnern des Papstthums hat dieß Kunstpatronat der Päpste Ehrfurcht und Bewunderung abgerungen. Es gibt kein zweites in der Geschichte, das sich so glänzend und fruchtbar erwiesen.

In bedenklicher Weise fällt es allerdings mit großer Verweltlichung des päpstlichen Hofes und mit der unseligen Kirchentrennung zusammen, welche fast ganz Nordeuropa von dem Mittelpunkte der kirchlichen Einheit losriß. Rom war seitdem nicht mehr so unbeschränkt wie früher die Hauptstadt der Christenheit, aber es blieb die merkwürdigste Hauptstadt der Welt. Geläutert und siegreich ging das Papstthum aus den Kämpfen des 16. Jahrhunderts hervor, entfaltete in großartigster Weise seinen Weltberuf in Asien und Amerika, blieb in Europa die geheiligtste Autorität, der freigebigste Hort der Wissenschaft und Kunst, der segensreichste Mittelpunkt geistiger Bildung. Immer neue Kirchen und Paläste erstanden neben den Werken Bramante's und Michelangelo's. Alle Zweige der Kunst wurden liebevoll weiter gepflegt. Als der Jesuitenorden dem Haß und den Intriguen seiner Feinde zum Opfer gefallen war, setzte das Institut der Propaganda seine Missionsarbeiten, so gut es möglich war, auf allen Punkten der Welt fort. Keine Stadt der Welt hatte so viele Anstalten der Barmherzigkeit und Nächstenliebe, so viele Stätten der Andacht, frommer Werke und des Gebets.

Dem Cäsarismus Ludwigs XIV. war es gelungen, fast das ganze gebildete Europa in das Schlepptau französischer Literatur, Kunst, Sitte und Mode zu bringen. Auch Italien litt unter diesem Einfluß. Doch Rom hat zum guten Theil seine Selbständigkeit bewahrt. Viele ältere und bedeutendere Traditionen hatten sich hier verkörpert und lebten noch fort. Das Rococo vermochte die Renaissance nicht vollständig aus einer Stadt zu vertreiben, in welcher die reichsten Überreste alter Kunst mit den Meisterwerken der Medicäerepoche versammelt waren, Künstler aus allen Ländern ihre Studien machten, Cardinäle und Kirchenfürsten das Studium der alten Kunst freigebig unterstützten. Als deßhalb bei den Enkeln und Erben der „geistesfreien“ Bilderstürmer im deutschen Norden die Sehnsucht nach der alten, vom Protestantismus verfehmten Kunst wieder erwachte, wandten die Intelligentesten ihren Blick nicht nach dem verzopften Paris, der Wiege des Staatsabsolutismus und der Revolution, sondern nach dem altehrwürdigen Rom, dem Mittelpunkte aller christlichen Bildung. Die Führer der Bewegung, Winckelmann und Lessing, pilgerten selbst nach Rom. Der Erstere machte nähere Bekanntschaft mit dem von Luther verfluchten Babylon; es gefiel ihm; er ward katholisch[1]. Der Zweifler Lessing streifte die Weltstadt nur auf einer längeren Reise,

[1] S. Räß, Convertiten. 1871. X. 154—214.

kam als „biederer" Protestant nach Haus und benützte seine letzten Lebensjahre, um womöglich allen positiven Glauben abzuschaffen[1]. Der dritte der berühmten deutschen Kunstpilger war Göthe.

Auf ihn machte die katholische Weltstadt einen überwältigenden Eindruck. Er hatte weder Paris noch London gesehen, Rom war die erste eigentliche Großstadt, die ihm unter die Augen kam. Wer heute von Weimar nach Frankfurt kommt, dem muß die alte Krönungsstadt wie eine Weltstadt erscheinen. Nun erst der Sprung von dem damaligen Weimar — — nach Rom! Sein genialer Dichtergeist, für das Große angelegt, war wie berauscht von dem reichen, grandiosen Gemälde, von dieser Stadt der Jahrtausende. Der Eindruck hielt monatelang an, ja die ganze Zeit seines Aufenthalts. Rom war nicht zu erschöpfen. Jeden Tag bot es neue Schätze, neue Reize dar. Sein vielseitiger Künstlerblick, der selbst das kleine Thüringen sich interessant zu machen gewußt, ja über die kleinste Gemme in Entzücken gerathen konnte, stand hier vor einem Ocean ohne Gestade. Das Herz ging ihm auf. Er schwelgte. Wie bei Winckelmann hätte dieser Künstlerjubel nicht ohne Einfluß auf seine religiösen Anschauungen bleiben können, wenn er nicht mit christlicher Religion und Sitte längst gebrochen und sich gegen jede Anwandlung frömmerer Art fest zugeknöpft hätte.

Durch sein Incognito sperrte er sich aber ein- für allemal von der großen katholischen Gesellschaft ab, welche das damalige Rom beherrschte. Er ließ sich nicht, wie Lessing, dazu herab, dem Papste seine Aufwartung zu machen. Den Cardinälen und der hohen Hierarchie ging er aus dem Weg, obwohl er unter derselben, neben den ausgezeichnetsten Kirchenfürsten, auch Gesinnungsverwandte seines Freundes Dalberg, z. B. einen Bernis und Herzan hätte finden können. Weder beim römischen Adel noch bei der höheren Bürgerschaft sah er sich nach Bekanntschaften um. Er brauchte Niemanden von diesen katholischen Ketzern, Betrügern und Narren; er hatte sich in dem katholischen Rom schon ein fein indifferentes, kunstfrommes Nest herrichten lassen. Der Maler Wilhelm Tischbein, den er von Weimar aus früher unterstützt hatte, hatte ihm ein Stübchen in seiner Wohnung bereitet, in einem Eckhaus (heute Nr. 20) am Corso und dem Vicolo della Fontanella. Die Aussicht ging nach dem Monte Pincio hin. Etliche Tage zuvor war der Berliner Moritz in Rom angekommen, Romanschreiber, Belletrist und Ästhetiker. Er schloß sich

[1] Baumgartner, Lessings religiöser Entwicklungsgang. Freiburg 1877. S. 106 ff.

gleich an Göthe und Tischbein an, ebenso der Schweizer Maler Heinrich Meyer aus Zürich (später „Kunschtmeyer" genannt), als Künstler zwar nicht so bedeutend wie Tischbein, aber um so dienstwilliger und anhänglicher an den neuen Freund. Diesem Trio gesellte sich als höchst nützlicher Vierter der russische Hofrath Reiffenstein, eigentlich aus Preußisch-Litthauen gebürtig. Er war mit einem Grafen Lynar nach Rom gekommen, hatte da Winckelmanns Bekanntschaft gemacht und war seit dessen Tode der angesehenste Cicerone für hohe Fremde, zugleich Agent des Herzogs von Gotha für Anschaffung von Kunstgegenständen u. dgl. Er hatte außer seiner Wohnung auf Trinità de' Monti noch ein großes Haus in Frascati, kannte Rom und die ganze Umgebung durch und durch, ergänzte alle Reisehandbücher, ersetzte sie nöthigenfalls und war als Kunstkenner und Bekannter Winckelmanns eine höchst praktische Quelle kunstgeschichtlicher Information. Als fünftes, aber keineswegs unnützes Rad am Kunstwagen diente der angehende Archäologe und Literat Hirt, ein pedantischer, aber fleißiger Mensch, der, noch ohne fixe Lebensstellung, die Kunstschätze Roms studirte und daran sein Brod verdienen wollte. Zu dieser ersten römischen Göthe-Gemeinde gesellte sich in der Folge der Bildhauer Christen aus der Schweiz, der Maler Schütz aus Frankfurt, der Bildhauer Trippel, ebenfalls ein Schweizer, der Maler Kniep aus Hildesheim und der Musiker Kayser, Wielands Operncomponist, der von Göthe selbst auf Kunstreisen geschickt worden war.

Die Gesellschaft war sehr praktisch gewählt, um Rom rasch nach der künstlerischen Seite hin kennen zu lernen, und da sich bald herausstellte, daß es mit Göthe's Kunstkenntnissen noch nicht weit her war, an den Kunstwerken und im Umgang mit Künstlern die Theorie und Praxis der Künste eingehender zu studiren. Dazu war Göthe bei diesen Künstlern und Junggesellen von all jenen lästigen Schranken befreit, die ihm Weimar zuletzt so ungemüthlich gemacht hatten. Er konnte in studentischer Weise wieder leben und es treiben, wie er wollte, aufstehen, wann es ihm beliebte, lesen, dichten, bummeln nach Wohlgefallen. Statt langweiliger Conseilssitzungen hielt man Kunstgespräche. Statt des Wassers im Bergwerk von Ilmenau hatte der Kunstfreund ein unerschöpfliches Bergwerk von Kunstwerken vor sich. Ließ ihm auch der österreichische Diplomat Herzan des Fürstenbundes halber etwas auf die Finger sehen und ihm durch seinen Secretär sogar einen Brief der Frau Räthin aus dem Zimmer stehlen, so wurde sein Privatleben doch nicht wie in Weimar von einem ganzen Hofe beobachtet. Düntzer betrachtet es als selbst-

verständlich, daß er deßhalb auf seine frühere platonische „Mystik" verzichtet und sich einem „sinnlichen Liebesfrühling" hingegeben habe.

„Wohl erst in den Januar (1788)," so erzählt er [1], „fällt die Anknüpfung eines Verhältnisses zu einer Schönen, die ihm vielleicht zum Modell diente. Der ziemlich allgemeinen Gewohnheit der römischen Künstler zollte er hiermit seinen Tribut. Als Herder in Rom war, sagte er scherzend zu dessen Gattin, es werde ihm dort nicht wohl werden, bis er liebe; hatte er selbst ja zur Zeit dieses Liebesgenusses sich des herrlichsten Lebens erfreut. Die ‚römischen Triumvirn der Liebe', Catull, Tibull und Properz, nebst Horaz und Ovid, die in Rom ein ganz anderes Leben gewannen, hatte er wohl schon längst zur Belebung (!) der ewigen Stadt gelesen. Als verklärter Hintergrund erscheint dieses Liebesleben in den ‚Römischen Elegien'. Von der Persönlichkeit der Geliebten wissen wir nichts; sie soll von keiner ausnehmenden Schönheit gewesen sein [2], muß aber die Gabe zu fesseln in hohem Grade besessen haben, da sie später die Gattin eines wohlhabenden, sich in Rom ansiedelnden Engländers wurde, den sie geschickt beherrschte." [3]

---

[1] Göthe's Leben. 1880. S. 411. 412.

[2] Das stützt sich wohl nur auf Wilhelm von Humboldts Versicherung, daß seine römische „Geliebte" schöner gewesen sei, als diejenige Göthe's.

[3] Weder von Göthe selbst, noch von Tischbein, Meyer, Kayser, Bury, noch von den übrigen Genossen seines römischen Aufenthalts liegt für Düntzers Annahme ein directes, ausdrückliches Zeugniß vor. In seinem Commentar zur ital. Reise (Göthe's Werke. Hempel. XXIV. 909. 910) behandelt er sie mehr als höchst wahrscheinliche Conjectur, denn als Thatsache. Als Anhaltspunkte dafür bezeichnet er eine Äußerung Göthe's an Eckermann (8. April 1829. II. 79 ff.), die Versicherung W. von Humboldts, das „Geschöpf" selbst gesehen zu haben, einen Brief Karl Augusts (Im neuen Reich. 1871. II. 341 und Werke, Hempel. XXIV. 929), endlich einige Briefe zwischen Herder und seiner Gattin, welche Düntzer selbst in Herders Biographie (Hempel. I. p. CIII u. CIV) und H. Marggraff (Blätter für lit. Unt. 1860. II. 693 ff.) verwerthet haben. Dazu mag man auch den Brief an Schmidt (Hempel. XXIV. 857), das Gedicht „Amor als Landschaftsmaler", das. II. 186, die Faustscene in der Hexenküche, II. 75 und manche Andeutungen in der ital. Reise zählen. Mag schon Humboldts Zeugniß allein als ausreichend betrachtet werden, so verleiht Göthe's ganzes Leben und Treiben vollends der Annahme Düntzers den Charakter einer nahezu unbezweifelbaren Thatsache. Man wird es mir erlassen, diese häßliche Thatsache weiter zu erörtern, und aus den angeführten Stellen nachzuweisen: 1) daß Göthe in einem so schmählichen Verhältniß „den Inbegriff von allen Himmeln" fand, 2) daß er während Herders Romreise dessen vereinsamte Frau bei häufigen vertraulichen Besuchen von diesem Gegenstand unterhielt, 3) daß diese in Folge seiner unzüchtigen Andeutungen in die größte Angst über die eheliche Treue ihres Mannes gerieth, 4) daß der Generalsuperintendent oder „Arcivescovo di Turingia", wie Herder in Neapel vorgestellt wurde, sich genöthigt sah, seine Frau mit der Versicherung zu trösten: „Bloße Wollust ist gegen meine Natur ... Ich fühle es, Buhlereien schicken sich nicht mehr für meine Jahre und sie sind mir durch die Umstände meiner Reise ganz fremd ge-

Von dem Banne der Frau von Stein war Göthe erlöst. Als nützliche Archivarin zwar wurde sie beibehalten; denn jedes Zettelchen von ihm hob sie wie ein Heiligthum auf, brachte mit feinem Tact in Umlauf, was die Runde machen sollte, verschloß alle Privatexpectorationen in ihr zartes Herz und betete jede Stilübung Göthe's andächtig an. Sie war also die geeignetste Persönlichkeit, um den Hof fortwährend mit Nachrichten zu versehen. Welche Stellvertretung sie aber nach anderer Seite hin fand, konnte kaum nach Weimar bringen. Göthe war also frei und machte sich seine Freiheit zu Nutze. Wie seinem „Schäfer" kam ihm jetzt wieder Schlaf, Appetit und Freude.

Am Fuße seines Bettes pflanzte er einen Jupiterkopf auf, um, wie er sagt, vor ihm seine Morgenandacht zu halten. Nach diesem schönen Morgengebet wurde dann gedichtet und gefeilt, zuerst an der Iphigenie, dann an Egmont und den kleinen Singspielen. Darauf ging's hinaus in die weite Stadt, ihre Tempeltrümmer, Kunstsammlungen, Kirchen und Paläste. War das Auge des Schauens müde, so plauderte man eins, las, studirte, schrieb über die gesehenen Alterthümer oder Kunstgegenstände, über das Schöne im Allgemeinen, über die Künste und Kunstwerke im Einzelnen. Dann wurde wieder gedichtet, gezeichnet, geplaudert, modellirt und musicirt. Der Abend war dem Theater, der Oper, geselliger Unterhaltung und anderem Plaisir gewidmet. So flossen die Tage wie ein großer Kunstgenuß dahin. Der gemäßigte Genuß hob die poetische Stimmung, die literarische Arbeit den künstlerischen Genuß. Viel Bewegung hielt den Körper munter, künstlerische Spannung den Geist. In reizender Abwechslung vor Übersättigung bewahrt, fand das Auge stets neue Befriedigung, die Seele neue Freude.

Durch die Kunst erhielt das Evangelium der fünf Sinne einen idealen Charakter, wesentlich denselben, der uns in den alten Classikern entgegentritt. Erst jetzt glaubte Göthe, dieselben ganz zu verstehen, da er ganz wie sie lebte, wie sie sich ganz der Kunst als höchstem Selbstzweck hingab, in künstlerischem Lebensgenuß den reichsten Quell neuer Productivität erschlossen fühlte.

---

worden." Geworden! Und dazu ruft Düntzer (Herders Leben a. a. O. S. CIV) aus: „Welch andern Eindruck hatte Italien auf Göthe geübt! wie mächtig hatte es seine vollste Sinnlichkeit geweckt, ihn aber zugleich zu künstlerischem Schaffen getrieben u. s. w.!" Und dieser selbe Göthe soll nach Düntzer in Weimar zehn Jahre lang an der äußersten Grenze des Erlaubten herumgeschlichen und dabei rein geblieben sein, wie ein Engel. In Italien beginnt dann nach ihm der „Mystik" zweiter Theil, und die italienische Dirne wird zur — deutschen Muse!

Bei solcher Stimmung war keine „Gefahr" einer Bekehrung mehr. Menschlich betrachtet bot die damalige „kirchliche" Situation nicht den erfreulichsten Anblick dar. Unter den Cardinälen, Prälaten, Abbaten und Mönchen, welche geholfen hatten, den Jesuitenorden zu zerstören, waren Ritter der traurigsten Gestalt, ohne Sinn für ihren erhabenen Beruf, elende Creaturen weltlicher Fürsten, durch ihre Verweltlichung vollkommen geeignet, jedem Nichtkatholiken die herzlichste Verachtung einzuflößen. Der ehrwürdige, seiner Sendung heldenmüthig treue Papst Pius VI. war von allen katholischen Mächten verlassen. Die geheimen Gesellschaften hatten Italien auf's Traurigste unterwühlt, und die moderne Aufklärung hatte auch unter dem Clerus ihre Adepten gefunden. Das Gute, still und bescheiden wie immer, drängte sich nicht vor. Unkraut wuchs genug links und rechts, um jenes zu übersehen, wenn man wollte.

So schwärmte Göthe denn ganz sorglos für sein protestantisches Bewußtsein in den Kirchen Roms herum und trat dem „pfäffischen Aberglauben" wohlgemuth unter die Augen. Er hatte seine Gemeinde für sich, welche das alte Rom, seine Künstler und Dichter besser als die Italiener zu verstehen glaubte. Der Gottesdienst in der Peterskirche und in den übrigen zahllosen Kirchen Roms erschien ihm nur als eine ungeheure Komödie, von schlauen, herrschsüchtigen Pfaffen seit Jahrhunderten aufgeführt, um sich an der Dummheit des Volkes eine angenehme, ehrenvolle und bequeme Existenz zu verdienen. Das katholische Volksleben Italiens galt ihm als ein riesiger Humbug, das ganze Mittelalter als Barbarei, die Renaissance als ein halbwegs geglückter Versuch, die natürliche Bestimmung des Menschen für das Schöne und für den Genuß des Schönen wieder zu Recht und Geltung zu bringen. Hier knüpfte er an. Sein ganzes Streben ging auf eine neue Renaissance, aber auf eine Renaissance, die nicht mehr im Dienste der Päpste stehen sollte, eine Renaissance, die sich vom Christenthum völlig emancipirte, mit den Formen antiker Kunst auch die Anschauungen der Alten wieder in's Leben zurückführte.

„Von interessanten Männern," so schrieb er am 3. Februar 1787 an den Herzog, „hab' ich manchen, von Weibern außer Angelika nur eine kennen gelernt. Mit dem schönen Geschlecht kann man sich hier, wie überall, nicht ohne Zeitverlust einlassen. Vom Theater und den kirchlichen Zeremonien bin ich gleich übel erbaut. Die Schauspieler geben sich viel Mühe, um Freude, die Pfaffen um Andacht zu erregen, und beide wirken nur auf eine Klasse zu der ich nicht gehöre. Beide Künste sind in ein seelenloses Gepränge ausgeartet. Auf alle

Fälle ist der Papst der beste Schauspieler, der hier seine Person producirt. Die andern Menschen, die nicht öffentlich gaukeln, treiben meist ihr Spiel im Stillen. Vielleicht komm ich auch dazu, dieses näher zu sehen. Man kann sich leicht denken, daß es mitunter sehr einfach ist."[1]

Mit solchen Augen sah Göthe das Papstthum und seine Geschichte, die katholische Kirche und ihr Wirken an. Dieselbe Anschauung kehrt allüberall wieder, wo er darauf zu reden kommt. Weihnachten, Ostern, Pfingsten, Peter und Paul, alle Privatandachten, alle großen kirchlichen Gottesdienste, Marienverehrung und Heiligencult, die kirchliche Wissenschaft und das katholische Missionswerk, die Verfassung der katholischen Kirche und ihre großartige Stellung in Vergangenheit und Gegenwart waren nur — eine riesige Komödie, deren lächerliche Helden die Päpste, deren Opfer die europäische Menschheit war. Die Propaganda schien ihm nur dazu gut, Sprachproben, Steine, Pflanzen und Skelette fremder Länder zu sammeln. Der hl. Philipp Neri, der einzige katholische Heilige, mit dem er sich näher beschäftigte, war ihm ein komischer Revolutionär, sein Wirken ein am Papstthum gescheiterter Versuch kirchlicher Umwälzung, seine humoristische Gestalt erträglich interessant genug, um ein Touristenaufsätzchen über ihn zu schreiben.

„Zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts," so heißt es in diesem leichtfüßigen Essay, „hatte sich der Geist der bildenden Kunst völlig aus der Barbarei des Mittelalters emporgehoben: zu freisinnigen, heitern Wirkungen war sie gelangt. Was sich aber in der edeln, menschlichen Natur auf Verstand, Vernunft, Religion bezog, genoß keineswegs einer freien Wirkung. Im Norden kämpfte ein gebildeter Menschensinn gegen die plumpen Anmaßungen eines veralteten Herkommens; leider waren Worte und Vernunftgründe nicht hinreichend, man griff zu den Waffen. Tausende und aber Tausende, die ihr Seelenheil auf reinem, freiem Wege suchten, gingen an Leib und Gütern auf die elendeste Weise zu Grunde.

„Im Süden selbst suchten edlere, schönere Geister sich von der Gewalt der allbeherrschenden Kirche loszulösen, und wir glauben an Philipp Neri einen Versuch zu sehen, wie man wohl ein frommer Mann sein, auch ein Heiliger werden könne, ohne sich der Alleinherrschaft des Römischen Papstes zu unterwerfen. Freilich findet Neri für Gefühl und Einbildungskraft gerade in dem Element, welches von der römischen Kirche beherrscht wird, gleichfalls sein Behagen; sich ganz von ihr los zu halten, wird ihm deßhalb unmöglich."[2]

[1] Briefwechsel Karl Augusts mit Göthe. I. 67. — Göthe's Werke (Hempel). XXIV. 725.

[2] Göthe's Werke (Hempel). XXIV. 344. Vgl. Acta Sanctorum (Bolland). VI. 460—656.

Schaler, seichter und oberflächlicher als Göthe hat kaum ein bedeutenderer Romreisender das katholische Rom und seine Geschichte abgethan, karrikirt und mißhandelt. So lächerlich beschränkt sind seine historischen Ideen, so abgeschmackt seine faden Witzeleien, daß man eher einen modernen Commis-Voyageur als ein „Genie" vor sich zu haben glaubt. Niebuhr, der vielseitig gebildete, protestantische Historiker des alten Rom, hat an Göthe's italienischer Reise denselben Eindruck empfunden:

„Wenn man so eine ganze Nation und ein ganzes Land bloß als eine Ergetzung für sich betrachtet, in der ganzen Welt und Natur nichts sieht, als was zu einer unendlichen Dekoration des erbärmlichen Lebens gehört; alles geistig und menschlich Große, Alles, was zum Herzen spricht, wenn es da ist, vornehm beschaut, wenn es vom Entgegengesetzten verdrängt und überwältigt worden, sich an der komischen Seite des letzten ergetzt: mir ist dies eigentlich gräßlich." [1]

Vier Monate dauerte Göthe's erster Aufenthalt in Rom. Den ansehnlichsten Theil seiner Zeit widmete er den Bauten und Kunstsammlungen. Mit der Besichtigung der Kunstwerke verband er deren theoretisches Studium. Reiffenstein wies ihn an Winckelmann und Mengs, auch auf den alten Sulzer, über den er als junger Recensent einst so spatzenhaft den Stab gebrochen. Zu einem ruhigen Studium gelangte er indeß nicht, da sich seinem Blick stets Neues aufdrängte, und er sich jetzt ebenso wenig als früher zu concentriren wußte. Dazu kamen Vergnügungspartien, Besuche, Zerstreuungen aller Art. Noch bevor die Iphigenie fertig war, wurde sie auch hier öfters vorgelesen. Der Dichter Monti las ihm dafür seinen Aristodem vor, und die Poetenzunft der „Arcadier" nahm ihn am 4. Januar 1787 als „Megalio" unter ihre

[1] Vergeblich bemüht sich Düntzer (Göthe's Werke. XXIV. Vorbemerkungen S. XXI ff.), die scharfen und gerechten Urtheile Niebuhrs über Göthe's engherzige und egoistische Auffassung, nach seiner Gewohnheit, in tiefgerührten Huldigungen zu ertränken. Was Niebuhrs Urtheil über Göthe's Kunstanschauungen betrifft, bestätigt Urlichs (Göthe-Jahrb. 1882. III. 4) dasselbe und weist nach, daß er gar manche Äußerungen über Kunstwerke entschieden zurücknehmen müßte, in Bezug auf das Mittelalter einen „auffallenden Widerwillen" an den Tag legte u. s. w. — Um Göthe in Bezug auf historisch-politische Kenntnisse höher stellen zu können als Niebuhr, muß man in weimarischen Liebes- und Stadtklatschzetteln geradezu jeden Sinn für Geschichte und Politik verloren haben. Was aber Niebuhrs „Grämlichkeit" anbelangt, so thäte Düntzer besser, zu schweigen. Denn etwas „Grämlicheres" als seine Bücher gibt es nicht. Selbst der keckste Humor Göthe's verlebert in der unendlichen Langweiligkeit seiner buddhistischen Göthe-Adorationen.

Mitglieder auf. Mehr Werth legte Göthe selbst auf die Bekanntschaft mit der Malerin Angelica Kauffmann, mit der er fortan viel verkehrte und an die er sich sehr freundschaftlich anschloß. Kaum war die Iphigenie fertig, so erwachte wieder die Lust am Zeichnen, und da er Landschaften, Figuren und Alles auf einmal trieb, verlor er abermal viel Zeit damit, ohne irgend ein Genre gründlich zu erlernen. Als Karl August in Berlin mittlerweile einen schweren Fall gethan, bot er sich an, wenn nöthig, schon nach Weimar zurückzukehren. Das war indeß nicht nöthig. Da er besondere Freude an der alten Sculptur hatte, fing er an, Anatomie zu studiren. Des Abends trieb er Perspective. Dabei hatte er eine neue Oper im Sinne. Dann kam der Carneval. Ehe irgend eines seiner poetischen Projecte vollendet war, reiste er Ende Februar nach Neapel, trieb sich einen Monat da herum, bestieg dreimal den Vesuv, verliebte sich wieder in Steine und Pflanzen, machte Bekanntschaft mit dem liederlichen Ritter Hamilton und mit dem liberalen Nationalökonomen Filangieri [1], sah sich auch hier alle alten Tempelreste und alle schönen Mädchen an und fuhr dann hinüber nach Sicilien. Während stürmischer Überfahrt entwarf der seekranke Dichter den Plan zu seinem Tasso, schrieb aber in Palermo noch nicht daran. Nach Touristenart besah er sich rasch in 14 Tagen Stadt und Umgegend [2], reiste dann nach Girgenti und quer durch die Insel nach Catania und Taormina, hatte wieder Offenbarungen über das Steinreich und das Pflanzenreich, las zur Abwechslung Homer, träumte von einem Drama „Nausikaa“ und langte nach einem glücklich überstandenen Sturm von

[1] Der mit 27 Jahren schon die ganze Welt durch seine Scienza della legislazione reformiren zu können sich vermaß. — S. Raumer, Hist. Taschenb. 1871. V. Folge. I. 73. 74. Italien, Frankreich, Deutschland, Alles war der Charlatanerie junger Leute preisgegeben, die weder gründliches Wissen noch Erfahrung besaßen. Aus ihren unreifen Decocten stammt die ganze Weisheit des Revolutionszeitalters.

[2] In Palermo besuchte Göthe die unglücklichen Verwandten des großen europäischen Haupt-Charlatans Cagliostro, für den er ein geradezu auffallendes Interesse hegte. S. über diesen unsaubern Vogel Brunner, Theol. Dienerschaft am Hofe Josephs II. S. 190 ff. — Rohrbacher, Lyon. XI. 476. — Civiltà Cattolica. Ser. X. Vol. III. p. 600 sqq. 728 sqq. Vol. IV. 477. 713 sqq. — In echter Freimaurer-Uneigennützigkeit hat Göthe die Unterstützung, welche er der armen Familie erwies, gleich in die ganze Welt hinausposaunt, so daß man mit dem englischen Humoristen sagen kann:

To John I owe some obligation,
But John unluckily judges fit
To publish it to all the nation:
So John and I are more than quit!

Messina aus wieder in Neapel an. Hier wurde nur kurze Rast gehalten. Am 7. Juni 1787, dem Frohnleichnamsfest, traf er wieder in Rom ein.

Der zweite römische Aufenthalt, vom 7. Juni 1787 bis zum 22. April 1788, bietet wesentlich dieselbe Physiognomie buntester Zerfahrenheit. Während von den mit ihm lebenden Künstler-Freunden ein Jeder sein Fach und Geschäft trieb, Tischbein und Hackert ihre Malerei, Trippel Sculptur, Kayser Musik, Hirt Kunstarchäologie, Moritz Prosodik und Ästhetik, Reiffenstein Kunstliebhaberei, Handel mit Kunstsachen und Cicerone-Geschäfte, übernahm Göthe alle diese Künste zugleich und war dabei noch Dichter, Botaniker, Geologe, schrieb an den Herzog über den Fürstenbund, an den Minister Schmidt in Weimar über innere Landesgeschäfte, an Hofrath Voigt über das Bergwerk in Ilmenau, an Göschen über Buchhändlergeschäfte, an den Kammerdiener Seidel über den römischen Geldkurs und die römischen Finanzen. Es war genau dieselbe verwickelte Wirthschaft wie früher, nur daß das wärmere Klima ihm wohlbekam, daß er mit Acten und langweiligen Geschäften nichts zu schaffen hatte und sich ohne Zwang allen Einfällen überlassen konnte.

Als Dichter brachte er in diesen elf Monaten nicht viel zu Stande. Am 11. August 1787 glaubte er endlich mit dem längst begonnenen Egmont fertig zu sein; doch die Schlußredaction verzog sich noch bis zum 1. September. Die übrigen Monate vertändelte er an den fast werthlosen Singspielen „Erwin und Elmire" und an „Claudine von Villa Bella", die endlich im Januar 1788 nach Weimar abgehen konnte. Der Faust gedieh um zwei Scenen weiter. Tasso und alle übrigen Projecte und Fragmente blieben liegen. Nur an der Sammlung der kleineren Gedichte wurde ein wenig redigirt.

Als Künstler richtete Göthe noch weniger aus. Nachdem er sich monatelang in allen Kirchen und Kunstsammlungen umgesehen und doch nie ersättigt, monatelang gezeichnet und modellirt, Anatomie und Perspective getrieben, auf Kosten seines dichterischen Talents sich fast ausschließlich an Maler und Bildhauer angeschlossen und ganz in ihrem Ideenkreis gelebt hatte, langte er endlich bei dem trostlosen Facit an, daß er nicht zum Maler und nicht zum Bildhauer geboren sei.

Für den künftigen Ästhetiker waren freilich auch diese Erfahrungen nicht ohne Nutzen. Wurden sie auch nicht unmittelbar verwerthet, so lieferten sie doch, nebst all den Kunsteindrücken, die Göthe mit sich nahm, das Material zu den vielen Aufsätzen, welche er später über ästhetische

Gegenstände veröffentlichte. Doch wie er ein sehr einseitiger Beobachter war, so hat er auch Italien als ein sehr einseitiger Kunstkritiker verlassen, mit unendlicher Überschätzung der Antike, mit blinder Abneigung gegen die katholische Kunst des Mittelalters.

Je weniger Früchte die italienische Reise aber unmittelbar zur Reife brachte, desto tiefer hat sie auf Göthe's spätere Geisteserzeugnisse eingewirkt, seiner geistigen Weiterentwicklung die Richtung gegeben, seine philosophischen, religiösen und ästhetischen Anschauungen für immer entschieden. Sein ganzes übriges Leben lang zehrte er von dem, was er in diesen anderthalb Jahren gesehen und genossen. Sein ganzes übriges Leben verharrte er auf dem Standpunkt, den er sich in Rom zurecht gelegt, und zog diese Folgerungen im Leben wie in der Kunst.

Hatte das Weimarer Hofleben auch den übermüthig wilden Studenten dem Äußern nach zum zahmen Minister und bedächtigen Philister umgestaltet, so war er doch noch mit einem bedeutenden Rest von Werther-Sentimentalität und Götzen-Trotz auf den ausonischen Gefilden erschienen. Der frühere Briefwechsel an Frau von Stein war wesentlich eine Fortsetzung seiner zärtlichen Briefe an Lotte Buff und Auguste von Stolberg. Der Grundton war schmachtend zärtlich. Die Geliebte war ein überirdisches Wesen, nach dessen Huld der Dichter flehend seufzt, dem er Alles dankt, das allein die übrige Schöpfung verklärt, dem der Dichter sein ganzes inneres und äußeres Leben meist weinerlich, melancholisch, selten freudig und heiter zu Füßen legt. In Italien nimmt dieses Schmachten ein Ende. Der Jean qui pleure wird ein Jean qui rit. Göthe genießt. Er steht auf eigenen Füßen. Die Blumen sind jetzt schön, ohne daß Lotte daran riecht. Der Himmel strahlt sonnig und wonnig, ohne daß er sich in Lotte's Augen zu spiegeln braucht. Schwärmerei und Empfindsamkeit sind vorüber. Göthe sucht die Schönheit nicht mehr in unbestimmten, traumhaften Gestalten, in den Wolken Ossians, er zerlegt sie anatomisch, studirt ihre Proportionen im Skelett, in den Muskeln, in der Perspective, in Licht und Farben, im concreten Zusammenhang mit der ganzen Natur; wäre es ihm gelungen, noch Mathematik zu studiren, er hätte sie auf mathematische Formeln reducirt. Da er nicht so weit fortschreiten konnte, hielt er sich um so mehr an das, was die Sinne erfassen konnten. Die Statuen der alten Götter studirte er mit nahezu abgöttischem Eifer, bei Sonnenlicht und Fackelschein. Raphaels Gemälde zerlegte er sich nach Grundsätzen der Künstler. Lustig und froh sah er sich auch in dem sinnlich-heitern Volksleben der Italiener um

und zwar gerade in denjenigen Kreisen, in welchen Religion und Sitte am wenigsten blühten. Der Italiener ist nicht auf's Schmachten angelegt. „Da gibt es keine Lotten und keine Werther. Der Italiener ist leidenschaftlich, stürmt zum Genuß, ersticht seinen Nebenbuhler oder macht sonst seinem glühenden Naturell Luft. Nur für Rache hat er eine zähe Geduld; aber durch ganze Kapitel den Mond anzuleiern und monatelang weinerlich nach der Sünde zu schielen, das ist nicht italienisch. Im Leben der italienischen Künstler fand Göthe nichts von dieser nordischen Melancholie und Sentimentalität; sie waren leichtlebige Sanguiniker, mit etwas cholerischer Beigabe dazu. Das Gewaltsame der Leidenschaft, das zu Mord und Todtschlag führte, war ihm verhaßt; er mochte das selbst in der Geologie nicht leiden und verwarf deßhalb von vornherein den Vulkanismus. Aber um so mehr sagte ihm jene sanguinische Leichtlebigkeit, jenes sorglose Genießen des Lebens, jener jugendlich elastische Realismus zu. „Mädchen, Weiber, Bücher, Gemälde und alle Arten von Hausrath sind jetzt wohlfeiler zu haben, weil alles Geld braucht. Man lebt und macht sich lustig, um alsdann bis zum Karneval wieder eingezogen zu bleiben." [1] So schreibt er über die Zeit der römischen Villegiatur. Die unendliche Mühe und Sorgfalt, welche sich die katholische Kirche gab, die Schattenseiten des italienischen Volkscharakters zu überwinden, beachtete er nicht; noch weniger würdigte er die schönen Erfolge, welche ihre erziehende Thätigkeit allzeit aufzuweisen hatte. Er sah nur auf die Mißerfolge, die jenen Erfolgen zur Seite gingen, um darüber zu spotten. Jene genußsüchtige Leichtlebigkeit aber, gegen welche die Kirche ankämpfte, machte er gerade zu seinem Evangelium; er genas daran von dem langen, thüringischen Jammer.

Auf die religiösen Ideen, welche den größten Werken der Renaissance zu Grunde lagen, ging er nicht ein; aber die Liebschaften Raphaels, den Triumph der Galathea und die Geschichte der Psyche ließ er sich gefallen. Er las dazu Homer, vor Allem aber auch Ovid und die römischen Erotiker. So kam er an der Madonna vorbei, zu welcher die Künstler der Renaissance aus ihren Verirrungen büßend und reuig zurückkehrten, vorbei an dem katholischen Glaubensbekenntniß, das den erhabensten Schöpfungen des Medicäischen Zeitalters aufgeprägt ist. An die Stelle der Madonna trat für ihn „Helena", der Typus des schönen Weibes,

[1] Göthe's Werke (Hempel). XXIV. 857.

nicht wie in der Aphrodite der Griechen mit der Würde der Gottheit umkleidet, sondern als bloßes Symbol höchster menschlicher Schönheit. Das war das Ideal, dem er sich fürder zuwandte und das sein ganzes Geistesleben beherrschte. Die Madonna der Renaissance betrachtete er nur als einen Schleier, den die Kunst unter dem Einfluß des Priesterthums seiner Göttin übergeworfen. Die höchste harmonische Körperschönheit war ihm fürder die höchste Offenbarung des Göttlichen und Menschlichen zugleich, der Höhepunkt, dem die ganze Natur zustrebte. Die Kunst ward ihm zur Religion, das Schöne zum Gott, und als Künstler betete er in seinen Werken fürder sich selbst an.

Hiermit war auch der frühere Titanismus überwunden. Er fühlte sich nicht mehr als Prometheus, der den Göttern das Feuer stahl. Er besaß das Feuer. Er war jetzt Pygmalion. Das Götterbild war in seinen Armen lebendig geworden. Stolz und selig lächelnd sah er jetzt auf die „barocke Komödie“ und auf den „ungeheuern Betrug“ herab, den die katholische Kirche achtzehn Jahrhunderte auf den Trümmern der alten Welt aufgeführt. Das Kreuz war für ihn gestürzt. Der alte Olymp war mit neuem Zauber aus Roms Ruinen emporgestiegen und hatte ihm mit den alten Classikern das Geheimniß des Schönen und damit Alles, Alles erschlossen. Diesen Idealismus konnte er überallhin mit sich nehmen, als er nicht ganz ohne Schmerz das ewige Rom verließ und seiner Concubine Lebewohl sagte.

---

19. Egmont.

1775—1787.

„Je höher die sinnliche Wahrheit in dem Stück getrieben ist, desto unbegreiflicher wird man es finden, daß der Verfasser selbst sie muthwillig zerstört."

Friedrich v. Schiller.

„Egmont war der Repräsentant der harmonischen Lebenslust, der schönen Selbstbefriedigung, die in der Liebe zu Klärchen, einer idealen Verklärung der Sinnlichkeit ohne alle conventionelle Rücksichten, ihren vollsten Ausdruck findet."

R. v. Gottschall.

Als unmittelbare Früchte der italienischen Reise werden gewöhnlich Iphigenie und Tasso dargestellt. Das gehört zur Überlieferung; historisch genau ist es aber nicht. Die Iphigenie wurde in Italien nur prosodisch corrigirt und zwar im Anfang der Reise, bevor antike Kunst, italienischer Himmel und künstlerischer Lebensgenuß die ganze Geistes- und Gemüthsverfassung des Dichters umwandeln konnte. Der Tasso wurde erst 1789 vollständig ausgeführt und wuchs dann noch langsam wie ein Orangenbaum, allerdings gepflanzt auf italienischem Boden, aber erst im Treibhaus zu Weimar zu Blüthe und Frucht entwickelt. Ein ganz italienisches Stück gibt es überhaupt nicht. Die „Nausikaa", die er in Sicilien plante, ist Fragment geblieben.

Das einzige Stück, das nicht bloß in Bezug auf Form, sondern auch in Bezug auf Inhalt dem italienischen Aufenthalt sein Dasein und seine Vollendung dankt, ist merkwürdiger Weise dasjenige, in welchem am wenigsten italienische Luft weht, ja welches man füglich als einen deutschen Protest und Fehdebrief gegen das katholische Italien bezeichnen könnte. Es ist der „Egmont". Das mag ein psychologisches Räthsel scheinen, ist es aber durchaus nicht, wenn man sich die Sache etwas nüchtern besieht. Poetische Pläne und Entwürfe mögen plötzlich unter den Zerstreuungen einer Reise entstehen und mit gutem Glück weiter gesponnen werden. Aber sorgfältige Versification und Correctur erfordern Stille, Ruhe, Sammlung. Vergeblich suchte Göthe deßhalb im Geschwirre der sicilianischen Reise irgend einen Plan festzuhalten. Aus

ruhiger Arbeit wurde nichts. Eine neue Idee drängte die andere. Als er deßhalb am Anfang des zweiten römischen Aufenthalts, gedrängt durch den Contract mit Göschen, eine leichtere Arbeit suchte, ließ er Tasso, Faust und Nausikaa liegen und griff zum Egmont, der in Prosa geschrieben war und ihn voraussichtlich am wenigsten an seinen weiteren Kunststudien, Streifzügen und Malerübungen hemmte. Dazu forderte das katholische Rom den decidirten Nichtchristen, obwohl er ein schlechter Protestant war, doch unaufhörlich zum Widerspruch heraus. Die Verherrlichung eines Martyrers der Reformation war die entschiedenste Antwort. So konnte es an Stimmung nicht fehlen, und für ein „Klärchen" war auch gesorgt. Am begreiflichsten aber wird die Wahl des Themas durch die viele Mühe und Zeit, welche die „Iphigenie" in Versen gekostet hatte.

So ist denn auch Egmont kein geniales Werk aus einem Guß, sondern ein Product jahrelanger zerstückelter, launenhafter Thätigkeit. Schon im Jahre 1775 entwarf er einen Plan und schrieb einige Scenen, darunter einige Volksscenen und die Scene zwischen Machiavel und Regentin im I. Act. Im December 1778 fügte er zwei Scenen hinzu, im Juni 1779 eine dritte. Nachdem diese Fragmente über zwei Jahre im Archiv der Frau von Stein geruht, klagte er im December 1781 über „den fatalen IV. Act", machte aber einen provisorischen Abschluß und schickte das Stück an Justus Mösers Tochter, die Frau von Voigts. Möser, der ihn gegen Friedrich II. in Schutz genommen, sollte es genau censiren. Das Vorlesen einzelner Scenen, das Herumschicken des unvollendeten Fragments, das Liegenlassen und Wiederaufnehmen unter dem Einfluß Anderer hatte seine Vortheile. Göthe zog viele Leute in sein Interesse hinein. Die Herren und vor Allem die Damen von Weimar wurden nicht müde, Bruchstücke und Correcturen anzuhören und ihre ästhetische Weisheit darüber vernehmen zu lassen. Alle Stücke Göthe's wurden schon berühmt, bevor sie einen Schluß hatten. Manche Bemerkung mag ihm zu Statten gekommen sein. Aber abgesehen von dem Mangel an Genialität, der in dieser schülerhaften Abhängigkeit sich offenbart, hatte die Methode auch ihre entschiedenen Nachtheile. Er bekam Allerlei zu hören. Er konnte nicht auf Alles eingehen. Im Lauf der Zeit veränderten sich seine eigenen Anschauungen. Fünf Jahre vergingen. Er nahm Egmont erst wieder vor, nachdem er von Sicilien nach Rom zurückgekehrt war. Er selbst hatte bedeutende Umwandlungen erfahren. Er war nicht mehr der jugendliche Studenten-Titane von Frankfurt,

nicht mehr der schmachtende Schüler der Frau von Stein. „Es war eine unsäglich schwere Arbeit,“ sagt er selbst, „die ich ohne eine ungemessene Freiheit des Lebens und des Gemüths nie zu Stande gebracht hätte. Man denke, was das sagen will, ein Werk vornehmen, was zwölf Jahre früher geschrieben ist, es vollenden, ohne es umzuschreiben.“ Das war nur dadurch möglich, das er Vieles ziemlich unverändert beibehielt, dann klebte und flickte, Einiges resolut herausschnitt und Anderes hinzusetzte. Da der alte Grundstock blieb, konnte er aber seinen neuen Kunsterfahrungen wenig Raum vergönnen; er mußte sich in die ursprüngliche Stimmung zurückzuversetzen suchen. So „unsäglich schwer“ war das nun nicht, da er wieder ziemlich studentisch frei und ungebunden lebte. Aber der alte Wildfang war er doch nicht mehr.

Stoff und Anregung zum Egmont schöpfte Göthe aus der „Geschichte des belgischen Krieges“, verfaßt von dem Jesuiten Famian Strada, einem geborenen Römer, am Anfang des 17. Jahrhunderts [1]. Auch Schiller war das Werk bekannt; er benützte es fast gleichzeitig mit Göthe für seine Geschichte des Abfalls der Niederlande. Da Strada ein ausgedehntes Quellenmaterial zur Verfügung stand und er dasselbe viele Jahre lang sorgfältig durcharbeitete, so hat sein Werk noch heute historischen Werth. Seine Darstellung ist durchgängig von der neueren Forschung bestätigt worden. Für den Dichter aber war es von besonderem Vortheil, daß der italienische Geschichtschreiber kein trockener Annalist war, sondern ein zugleich feingebildeter Schriftsteller, der sich in Bezug auf Form die antiken Historiker zum Vorbild nahm. Die verwickelten Ereignisse der revolutionären Schilderhebung gestalten sich bei ihm zu einem großen Drama, wie sie es wirklich waren. Er erzählt spannend, mit großer Würde, aber zugleich mit anschaulicher Lebendigkeit. Das Tragische im Schicksale der beiden Grafen Egmont und Hoorn

[1] Famiani Stradae Romani e Societate Jesu de Bello Belgico. Romae 1632, wurde sehr oft neu gedruckt und in verschiedene Sprachen übersetzt, in's Französische von Du Rier, 1649; in's Spanische durch de Novar; in's Italienische durch Papini, 1638; in's Niederländische durch Willem van Aelst, 1645; in's Englische durch Sir Rob. Stapylton, 1650; in's Polnische, 1649. S. de Backer III. 957 bis 959. Nur in's Deutsche scheint das Werk nicht übersetzt worden zu sein. Eine formgewandte Übersetzung desselben, mit kritischen Noten und Benützung der seitherigen Forschungen, wäre noch jetzt eine verdienstliche Arbeit, um den Mißbrauch gründlich nachzuweisen, den Göthe und Schiller mit diesem tüchtigen Geschichtswerk getrieben haben. Der niederländische Dichter Vondel feierte Strada in einem begeisterten Gedicht. S. Dietsche Warande. Nieuwe reeks. I. 389.

tritt in seiner Darstellung mit der erschütternden Gewalt der Wirklichkeit hervor.

Der Charakter des historischen Egmont entspricht in hohem Grade jenen Eigenschaften eines tragischen Helden, von welchen die Wirkungsfähigkeit einer Tragödie bedingt wird und welche Aristoteles nicht erfunden, sondern bloß nach vorliegenden Beispielen formulirt hat. Der Sieger von St. Quentin und Gravelingen ist ein tapferer, kräftiger General, muthig, ehrgeizig, volksthümlich, ein bedeutsamer Vertreter und Held seiner Nation. Als sein Haupt fiel, erinnerte der französische Gesandte daran, daß Frankreich zweimal vor demselben gezittert. Karl V. hatte ihn mit dem goldenen Vließe geschmückt. Als Träger der ruhmreichsten Erinnerungen hätte er bei festerem Charakter im Sturme des Aufruhrs ein mächtiges Bollwerk der bestehenden Ordnung werden können. Sein Herz und seine Familienverhältnisse drängten dazu hin. Aber er hatte nicht Klarheit und Festigkeit genug. Er schwankte, er ließ sich halb und halb in eine Bewegung hineinreißen, die mit seiner Vergangenheit brach und deren Verwicklungen er nicht gewachsen war. Das war sein Unglück, wie Holzwarth treffend weiter ausführt:

„In Spanien hatte ihn das Wohlwollen des Königs entzückt; in der Heimath angekommen, vermochte er nicht, die Maschen der von seinen Freunden verwickelten Cabale zu entwirren, und das rosenfarbene Licht, in dem er seinen Souverän geschaut, verdüsterte sich. Der Gedanke an die Greuel des Bildersturmes erbitterte, der eigene Augenschein desselben entrüstete ihn[1]; im Zorne der Entrüstung strafte er strenge, im Gedanken an seine Popularität, in der Eitelkeit, sie festzuhalten, theilte er freigebig Nachsicht und Versöhnung aus, und machte sich durch die Strenge verhaßt, durch die Milde verdächtig. Er war ein eifriger Katholik und hatte das Sektenwesen begünstigt, er war ein warmer Anhänger des Königs und hatte doch mitgeholfen zum Aufruhr gegen ihn. Bis in die letzte Stunde der Entscheidung hinein, bis Oranien die Aufforderung zu offener Rebellion stellte, hatte dieser ihn ganz im Netze gehabt, vollständig am Gängelbande geführt. Jetzt, wo er mit ihm bricht, wo er sich entschieden für den König erklärt, läßt er sich doch noch mit Miß-

[1] Nur in diesem Zug ist diese Charakteristik, die ich Holzwarth (Der Abfall der Niederlande. Schaffhausen 1865. I. 365. 366) entnehme, nicht ganz genau. Denn Egmont begünstigte die Revolution mehr, als er hier andeutet. Nachdem er auf Befehl der Regentin am 14. August 1566 nach Ypern gegangen, ließ er die Bilderstürmer daselbst am 15. ruhig Kirchen und Klöster schänden, während er noch am Abend dieses Tages nach Audenarde ging und daselbst die Bilderstürmer durch seine Gegenwart mehr ermuthigte als einschüchterte. S. de Gerlache, Histoire du Royaume des Pays-Bas. Bruxelles 1874. I. 127, und Holzwarth selbst I. 367 ff.

trauen erfüllen, als ob es der König mit ihm und dem Lande doch nicht redlich meine. Immer unsicher sich wiegend auf den Wogen der Popularität, immer schwankend zwischen dem König und der Partei, der Vasallentreue und der Revolution, verfällt er dem Verhängnisse seines Charakters."

So wenig ein solcher Charakter dazu angethan war, ein entscheidender Held der Weltgeschichte zu werden, so sehr eignete er sich zum Helden einer Tragödie. Der ganze Kampf der Zeit drängte sich in seinem persönlichen Schicksal zusammen. Schuldlos und doch nicht ganz schuldlos fällt er als das Opfer der Revolution, die er hatte großziehen helfen und der er erst zu spät entgegentrat, und erleidet den Tod, den Oranien sich reichlich verdient hatte. Er war kein Martyrer des Aufstandes, kein Martyrer einer politischen Überzeugung, sondern das Opfer seines eigenen unglücklichen Charakters und einer noch unheilvolleren Politik, groß genug, daß sein Mißgeschick Furcht, schuldlos genug, daß es Mitleid erwecken muß. Tief ergreifend ist es, wie er selbst langsam ein drohendes Netz um sich webt, unklar über seine Lage sich selbst hineinstürzt und bis zum letzten Augenblicke noch Rettung hofft. Noch viel ergreifender ist die wirkliche Katastrophe: wie der Bischof von Ypern fruchtlos zu Alba's Füßen um Erbarmen fleht und nur gezwungen dem Gefangenen die Todesbotschaft überbringt, wie Egmont das Urtheil des Königs für unmöglich hält, endlich vor seiner wirklichen Unwiderruflichkeit zusammenbricht und nur in den Tröstungen des allgemein bekämpften Glaubens Muth und Kraft findet, sich wieder aufzuraffen und standhaft dem Tode in's Auge zu schauen [1]. Er sühnt mit seinem Blute die Schwäche, die er im Leben gezeigt, versichert sterbend den König seiner Treue und empfiehlt ihm die verlassene Familie, die er mit sich in's Unglück gestürzt. Die Tragik, die in seinem persönlichen Untergange liegt, wird mächtig gehoben durch den großen historischen Hintergrund, der damit verknüpft ist. Das Wohl seines Volkes, die höchsten Interessen der Religion stehen auf dem Spiele und leiden unter seiner Katastrophe.

Hauptsächlich in doppelter Weise ist Göthe nun zum größten Nachtheil seine Tragödie in der Charakteristik des Egmont von der thatsächlichen Geschichte abgegangen: aus einem seine Schuld sühnenden Katholiken hat er einen Martyrer der Reformation gemacht, aus einem bedeutenden Kriegführer und Parteihaupt einen geckenhaften Lieutenant, der den Mädchen nachläuft und seine schöne Uniform von ihnen bewundern läßt. Diese

[1] Strada, Della guerra di Fiandra. Volgarizzata da C. Papini 1638. p. 321. 322. Holzwarth a. a. O. II a. 287 ff.

sonderbare Umwandlung müßte fast unbegreiflich erscheinen, wenn sie sich nicht dadurch erklärte, daß Egmont ebenso wie Götz und Clavigo ein subjectives Bekenntniß des Dichters ist, der in seinem Helden die eigene Anschauungsweise zu verherrlichen suchte.

Als Göthe den Egmont begann, war er noch vollständig der vermeintliche Titane, der Himmel und Erde stürmte, Sokrates, Mahomet, Cäsar, den ewigen Juden und den Faust im Kopfe trug und sich dann zu Lili's Füßen setzte, um sich von dem Mädchen streicheln zu lassen. Es kam ihm durchaus nicht abgeschmackt, sondern sehr großartig vor, seine Genialität dem einfältigsten Backfisch zu Füßen zu legen. Diese triviale Liebschaft trug er deßhalb unbedenklich in den niederländischen Aufstand hinein und so entstand denn statt einer großartigen historischen Tragödie ein seichtes Liebesdrama mit etwas geschichtlichem Aufputz und der üblichen Vergiftung zum Schluß.

Nachdem in einer lebendigen Volksscene die Zeitlage etwas [1] gezeichnet ist, die Statthalterin Margaretha mit Macchiavel dieselbe diplomatisch besprochen hat, erscheint nicht der kriegerische Parteiführer, an dessen Wohl und Wehe das Schicksal des Landes geknüpft ist, sondern die allergewöhnlichste Grisette, die ihren Offizier dem unromantischen bürgerlichen Liebhaber vorzieht, nach dem Ausdruck der Mutter „ein verworfenes Geschöpf". Der arme Brackenburg leckt sich indeß noch die Lippen nach ihrem ersten Kuß, lamentirt gewaltig im Stil der Werther-Periode, holt ein Giftfläschchen hervor, hütet sich aber wohlweislich, das Gift zu nehmen, da man dasselbe noch im V. Acte braucht. Das ist der erste Act.

Die Volksscene, mit welcher der II. Act eröffnet, hat abermals viel Lebendigkeit, wenn auch bei weitem nicht die kräftige Localfarbe, welche Schiller dem Stücke zuschreibt. Egmont erscheint endlich, stillt eine Prügelei, hält mit seinem Sekretär eine Weimarer Bureauscene und tritt im Gespräche mit Oranien vorübergehend als der wirkliche historische Egmont auf. Die Elemente, die Strada geboten, sind hier glücklich inscenirt.

Im III. wird Margaretha abermals nicht einem der Männer gegen-

[1] Das Bild ist sehr „allgemein menschlich". Von den Rederijkern, ihrer Poesie, ihren Pamphleten u. s. w., die in dem Aufstand eine höchst bedeutende Rolle spielten, scheint Göthe so gut wie nichts gekannt zu haben. S. Dr. M. Philippson, Westeuropa im Zeitalter Philipps II. Berlin, Grote. 1882. S. 140. Refereynen ende Liedekens van diversche Rhetoricienen etc. Bruessele, Michiel van Flamont. 1564. — Diversche Refereynen ende Liedekens uit Holland etc. Antwerpen, Françoys van Ravelingen. 1582 u. s. w. Die Kenntniß der Rederijker-Poesie allein hätte dem Drama ein ganz anderes Gepräge geben müssen.

übergestellt, mit denen sie in wirklichem Conflikte stand, sondern ihrem erdichteten Sekretär, dessen kurze unbedeutende Zwischenreden ihren langen Monolog zum Dialog gestalten. Darauf kommt unmittelbar die zärtliche Glanzscene. Klärchen singt ihr „Freudvoll und leidvoll", Egmont zeigt ihr seine schöne Uniform und dann caressiren sie einander. Er ist „nur Mensch, nur Freund, nur Liebster".

Vansen und die Bürger melden nun die Ankunft Alba's und charakterisiren ihn, ohne daß die Handlung selbst sich eigentlich dramatisch auf der Bühne weiter entwickelt. Alba's Charakter ist im IV. Act nach der Reformationslegende zum Schauerpopanz gestaltet; um ihn sanft noch mehr herabzusetzen, ist ihm ein „natürlicher" Sohn als Lieblingskind beigesellt. Die interessanten Charaktere, welche der historische Blutrath bot, sind ganz vernachlässigt. Eine unendlich lange Scene zwischen Alba und Egmont stellt diesen als protestantischen Freiheitshelden, jenen als katholischen Unmenschen und Tyrannen dar und dient dazu, Egmont mit Anstand abfassen zu lassen. Die ganze Geschichte wird dabei in ein schiefes Licht gerückt.

Im V. Akt geht sie dann vollends wieder in's Liebesdrama über. Klärchen will Egmont retten und läßt sich dazu sogar die Begleitung des langweiligen Brackenburg gefallen, Egmont hält einen großen Monolog, mit Anklängen an Shakespeare, an Göthe's Tagebücher und Briefe aus der ersten Weimarer Zeit und unendlichen Naturtiraden. Klärchen hält ebenfalls seinen Benefizmonolog. Brackenburg meldet ihr, daß Egmont nicht zu retten ist; darauf beschließt sie, sich zu vergiften. Umsonst sucht er ihr das auszureden, die überspannte Theaterheldin nimmt ihr Gift und wird mittelst Decorationskünsten und Musik in den Himmel aller verliebten Selbstmörderinnen hinüberbegleitet. Statt des Bischofs von Ypern überbringt der uneheliche Sohn Alba's das Todesurtheil. Statt tragisch zusammenzubrechen, wie es wirklich der Fall war, robomontirt Egmont wie ein Recensent der Frankfurter Gelehrten-Anzeigen, statt sich als christlicher Rittersmann zum Tode vorzubereiten, vermacht er Ferdinand sein Mädchen, schläft trotz all seiner aufgeregten Reden endlich ein und sieht nun im Traume das verklärte Klärchen, das, obwohl an Ferdinand abgetreten, als Genius der Freiheit aus dem Himmel des Selbstmords niederschwebt und ihren schönen Officier mit Lorbeer krönt. Ebenso unmotivirt, wie er eingeschlafen, erwacht Egmont wieder, ergibt sich abermals robomontirend in sein Geschick und fordert die Welt zur wackern Fortsetzung der Revolution auf: „Schützt eure Güter! Und Euer Liebstes zu

retten, fallt freudig, wie ich Euch ein Beispiel gebe!“ Ein Siegesmarsch begleitet ihn zur Scene hinaus und der Vorhang fällt.

„Als ein Drama, d. h. als ein für die Darstellung angelegtes Werk,“ so urtheilt Lewes von diesem Stücke[1], „entbehrt es der beiden Grundbedingungen: eines Conflicts elementarer Leidenschaften, aus dem das tragische Interesse entspringt, und der Verarbeitung seines Stoffes in dramatische Form. Jenes ist ein Fehler der Anlage, dieß der Ausführung, jenes ein Irrthum des dramatischen Dichters, dieß des Dramatikers . . . Das Stück hat einen langsam schleppenden Gang und bei der Aufführung ermüdet es einigermaßen; weniger durch die Länge der Reden und Scenen, als wegen der unbramatischen Behandlung der nebensächlichen Einzelheiten. Das Stück ist ein dialogisirter Roman, kein Drama.“

Hierin kann man Lewes beistimmen; wenn er aber die beiden Charaktere „Egmonts“ und „Klärchens“ als „glänzende, lichte, herrliche Geschöpfe der Dichtung“ feiert, ebenbürtig jedem andern in der langen Reihe der Kunstwerke, so muß man die poetische Darstellung von dem Werth und der sittlich-ästhetischen Bedeutung der beiden Charaktere unterscheiden. Was Sprache und Darstellung anbetrifft, so zeigt sich in denselben, bei unläugbaren Fehlern, doch immerhin Göthe's Genie, in dem Werthe und in der sittlich-ästhetischen Bedeutung der beiden Charaktere aber, wie in Clavigo, Werther und Stella — leider nur die Degradation von Göthe's Charakter, die Frucht genialer Schäferstunden und gehaltloser Liebeständelei. Er selbst hat „Klärchen“ als eine „Nuance zwischen Dirne und Göttin“ bezeichnet, und damit das Publikum gerichtet, das diese Apotheose einer Dirne, oder wie Gottschall sagt, die „verklärte Sinnlichkeit“ als schönste Poesie beklatscht und feiert.

Mehr als ein Jahrhundert vor Göthe hat ein freier Niederländer, der noch mit den Söhnen und Enkeln der Bilderstürmer zusammenlebte, zweimal den Abfall der vereinigten Niederlande zum Gegenstand einer dramatischen Dichtung gewählt. Obwohl begeisterter Protestant und Republikaner, hat er schon das erste Mal die gewaltige Staatsumwälzung unendlich viel würdiger aufgefaßt als Göthe. Freilich war es kein neuerlich geadelter Geheimrath und Hofpoet, der den Damen zu Gefallen die elenden Liebschaften seiner Jugend bis zum Überdruß wiederholte, und um „Poesie“ zu leben, sich bei allen hübschen Gesichtern am Hofe herumbetrog. Es war ein schlichter Mann aus dem Volke, doch tief durchdrungen vom Glauben an einen persönlichen Gott, wahr und innig be-

[1] Lewes (Frese) II. 93.

geistert für sein Vaterland und dessen Freiheit. Die Revolution erschien ihm als erhabene Gottesthat, als eine Erlösung des auserwählten Volkes aus den Ketten der ägyptischen Knechtschaft. So dachte damals ein gläubiger, niederländischer Protestant.

Nachdem derselbe wackere Republikaner aber vierzig Jahre lang die Früchte jener Erlösung und die bittere Hefe jener Freiheit gekostet hatte, nachdem Oldenbarneveldt's Haupt calvinistischer Tyrannei zum Opfer gefallen, Grotius in der Verbannung gestorben war, nachdem der Dichter selbst auf dem Gebiete seiner Kunst, in der Literatur und auf dem Theater, wie in seinen innersten religiösen Gewissens-Angelegenheiten das viel härtere Joch des „freien Volkes" erfahren hatte, da blickte er, bereits an der Schwelle des Greisenalters noch einmal ernst und nachdenklich auf sein „Paschah", auf die vermeintliche Erlösung seines Volkes, auf die zertrümmerten Ideale seiner Jugend zurück, und er durchschaute dießmal den „Abfall" als „Abfall", als eine Nachahmung und Fortsetzung jener Rebellion, welche einst den stolzen Engeln das Glück des Himmels gekostet hatte. Sein zweites Drama über den „Abfall der Niederlande" ist noch heute der Stolz Hollands, das höchste Meisterwerk niederländischer Dramatik, als Vorläufer von Miltons „verlorenem Paradies" einer der großen Marksteine der Weltliteratur. Mag Calderon in seinem „Schisma von England", Shakespeare in seinem „Heinrich VIII." das äußere Getriebe der sogen. Reformationsepoche lebendiger, farbenreicher, bühnengerechter dargestellt haben, ihre innere Pragmatik hat der Niederländer zum wenigsten ebenso tief, großartig und echt dramatisch gezeichnet. Der Dichter heißt „Vondel", seine Dichtung „Lucifer". Ich habe mich oft daran erholt, wenn ich Göthe's nichtssagendes und unreines Liebesgezwitscher kaum mehr weiterlesen konnte.

---

war schon am Anfang des Jahres dem Fürstenbund beigetreten. Am 6. Juni unterschrieb Dalberg den Unionstractat und die geheimen Artikel. Nachdem diese Wahlcampagne mit „geprägten“ [1] und ungeprägten Mitteln gewonnen war, arbeitete Karl August mit nicht geringerem Eifer daran, sich mit dem Kurfürsten Karl Friedrich von Mainz über die weiteren praktischen Ziele des Fürstenbundes zu vereinbaren. Der Kurfürst drang vor Allem auf territoriale Sicherstellung seines Staates und deßhalb auf militärische Verstärkung der Festung Mainz.

Karl August dagegen wollte von Rüstungen und Subsidien nichts wissen, sondern betonte die Nothwendigkeit einer weitgehenden Reform der Reichsverfassung. Der Reichshofrath sollte eingeschränkt, die Visitation des Reichskammergerichts wieder aufgenommen, die ganze Reichsgesetzgebung verbessert werden. Während sich die Verhandlungen hierüber in die Länge zogen, wohnte der Herzog in Berlin den Manövern bei, begleitete den König zu den Revuen nach Schlesien und machte dann als Freiwilliger den Feldzug der Preußen nach Holland mit. Auf der Hinreise im October und auf der Rückkehr im December wurden in Mainz wieder Reformverhandlungen gepflogen. Es war von einem Congreß deutscher Fürsten in Mainz die Rede. Karl August arbeitete weitläufige Reformpläne aus.

„Wir bauen hier,“ schrieb er am 11. Januar 1788 von Mainz aus an Herder, „emsig und denken bald etwas Sichtbareres als den Tempel der Freimaurer aufzuführen. Der Coadjutor ist ein guter, echter Schotte und trägt sein Schurzfell nicht umsonst. Ich bin sehr begierig, Ihnen mündlich viel zu erzählen und Sie dann zu fragen, ob sie uns loben, woran nicht wenig liegt.“ [2]

Der König von Preußen ernannte ihn um diese Zeit zum preußischen Generalmajor und übertrug ihm das Rohrische Kürassierregiment, das in Aschersleben stationirt war. Er ging zu seinem Regiment, machte einige Zeit das „centaurische Leben“, d. h. die Exercierübungen mit, arbeitete aber nebenher und nachher emsig an den Angelegenheiten des Fürstenbundes weiter. Sehr interessant ist sein Schreiben an den kur-

---

[1] Brief Karl Augusts an Knebel vom 4. April 1787. — Schöll, Karl-August-Büchlein S. 68. „Die geprägten Mittel, welche dabei angewendet worden, sind nicht werth, daß man sie nennt; gewiß ist kein Groschen dabei veruntreut worden.“ — Es waren doch 180 000 Gulden!! S. die Quittung bei Beaulieu-Marconnay, Dalberg. I. 97.

[2] Schöll a. a. O. S. 70.

sächsischen Minister Löben in Dresden (vom 30. März 1788), das er selbst französisch (!) concipirte und von Knebel in's Deutsche übersetzen ließ.

Die entschiedenste preußische Politik ist darin sehr anmuthig mit der Hoffnung verbunden: „Daß alter teutscher Sinn und Denkungsart noch unter uns zu erwecken sey; trotz aller Hindernisse, welche die Trägheit der Sitten und des Jahrhunderts in den Weg legt.“ „Man hoffte,“ heißt es dann weiter, „daß der träge Schlummergeist, der Teutschland seit dem Westphälischen Frieden drückt, endlich einmal zerstreut werden könnte, und daß mit diesem Kranze die teutsche Union sich als ein wahres wirksames Corps zur Aufrechterhaltung teutscher Freiheiten, Sitten und Gesetze, zuletzt schmücken sollte. Auf diese Art sah man das, was bisher geschehen, und was geschickte Hände zu diesem Bunde bereitet hatten, nur als die Anlage an, nur als den Grund, worauf das fernere Gebäude sollte errichtet werden.“ Nun war das Gebäude, d. h. ein erneuertes Deutschland, mit preußischer Spitze und größerer Unabhängigkeit der einzelnen Fürsten, durch die Theilnahmslosigkeit der letzteren schon in's Wanken gekommen. „Mein Wunsch ist,“ sagt der Herzog zum Schluß, „dem Einsturz eines Gebäudes zuvorzukommen, dessen Grundfeste eben erst gelegt worden, das unserer Denkungsart, unserem Jahrhundert Ehre machen sollte, und welches, wenn es nicht sollte erhalten werden können, wenigstens durch meine Schuld nicht ist vernachlässigt worden.“ [1]

Während der Herzog so den bereits wankenden Fürstenbund als diplomatischer Pfeiler zu stützen suchte, weihte sich sein kleiner Hof, wie ehedem, nur stiller als in der Genieperiode, geselligem Vergnügen und aller Art von künstlerischer Dilettanterie. Herzogin Luise widmete sich still und zurückgezogen der Erziehung ihres Prinzen. Anna Amalia hielt ihre literarischen Thees und Gesellschaften, studirte italienisch und griechisch, zeichnete und musicirte. Wieland plagte sich an seinem Merkur, Herder an seinen Ideen. Auf Schiller, der im Sommer 1787 für etliche Zeit nach Weimar kam, machte Stadt und Hof einen sehr ärmlichen Eindruck. Doch imponirte ihm die kleine, gewählte Gesellschaft. „Wieland und seine äußerst gute Frau, häßlich wie die Nacht, aber brav wie Gold; Herder und seine Frau, beide voll Geist und Genie; Bertuch und seine Frau (welche im Umgang recht sehr genießbar sind); Bode, Voigt, Hufeland, Riedel, Schmidt und seine Tochter (welche immer so viel werth sind als die guten Dresdener Menschen), die Schröder, die Frau von Stein und ihre Schwester, die Imhof, Knebel und noch andere — lauter Menschen, die man an einem Ort nie beisammen findet“, meinte er, könnten für ihn

[1] Ranke a. a. O. S. 527—532

und seinen Freund Körner einen schönen Hintergrund abgeben. „Der Herzog und alle Weimaraner würden gewinnen, und ich, der ich mich von Euch nicht trennen würde, könnte dann auch hier existiren.“ Augenblicklich aber fand er die Verhältnisse noch keineswegs ideal.

„Göthe's Geist hat alle Menschen, die sich zu seinem Zirkel zählen, gemodelt. Eine stolze philosophische Verachtung aller Speculation und Untersuchung, mit einem bis zur Affectation getriebenen Attachement an die Natur und einer Resignation in seine fünf Sinne; kurz, eine gewisse kindliche Einfalt der Vernunft bezeichnet ihn und seine ganze hiesige Secte. Da sucht man lieber Kräuter oder treibt Mineralogie, als daß man sich in leeren Demonstrationen verfinge. Die Idee kann ganz gesund und gut sein, aber man kann auch viel übertreiben.“ [1]

Mit diesem Einfluß fand er in Weimar bereits einen förmlichen Göthe-Cultus verbunden, und der wärmste der Anbeter war Herder.

„Göthe wurde von sehr vielen Menschen (auch außer Herder) mit einer Art von Anbetung genannt, und mehr noch als Mensch, denn als Schriftsteller geliebt und bewundert. Herder gibt ihm einen klaren, universalen Verstand, das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens! Alles, was er ist, ist er ganz, und er kann, wie Julius Cäsar, vieles zugleich sein. Nach Herders Behauptung ist er rein von allem Intriguengeist, er hat wissentlich noch niemand verfolgt, noch keines andern Glück untergraben. Er liebt in allen Dingen Helle und Klarheit, selbst im Kleinen seiner politischen Geschäfte, und mit eben diesem Eifer haßt er Mystik, Geschraubtheit, Verworrenheit. Herder will ihn ebenso und noch mehr als Geschäftsmann, denn als Dichter bewundert wissen. Ihm ist er ein allumfassender Geist. — Seine Reise nach Italien hat er von Kindheit an schon im Herzen herumgetragen. Sein Vater war da. Seine zerrüttete Gesundheit hat sie nöthig gemacht. Er soll dort im Zeichnen große Schritte gethan haben. Man sagt, daß er sich sehr erholt habe, aber schwerlich vor Ende des Jahres zurückkommen würde.“ [2]

Schiller war längst wieder von Weimar fort, der Herzog dagegen von Aschersleben zurück, als Göthe — am 18. Juni 1788 Abends wieder von Rom heimkehrte. Er hatte sich für die Rückreise wenig Zeit gegönnt. Am 22. April verließ er Rom. Nach einem kurzen Aufenthalte in Florenz und in Mailand langte er schon Anfangs Juni in Konstanz an. Obwohl längst erwartet, verursachte seine Rückkehr doch großen Jubel. Alles drängte sich um ihn. Fast täglich mußte er an

[1] Gödeke a. a. O. I. 87.
[2] Das. 88. 89.

der Hoftafel speisen. Der Prinz von Gotha und der Herzog von Meiningen hörten mit gespanntem Interesse die Berichte des Reisenden an. Die Herzogin-Mutter und Herder, welche nun ebenfalls ins Land der blühenden Citronen reisen wollten, ließen sich Alles einzeln erklären. Die fünf Bände der gesammelten Schriften hatten den Ruf des Dichters neu aufgefrischt. Für die folgenden Bände brachte er, wenn auch kein größeres vollendetes Werk, so doch manche kleinere Sachen und Sächelchen mit. Ganze Mappen voll Zeichnungen, Skizzen, Pläne illustrirten die Schilderungen des Dichters, der ganz voll von Italien war; und wenn er, haushälterischer und gemessener als früher, seiner Begeisterung Luft machte, so währte die Unterhaltung um so länger und wurde der Gefeierte um so ehrfurchtsvoller angestaunt.

Für seine künftige Stellung hatte er noch von Rom aus gesorgt, d. h. im Grunde sowohl als Minister wie auch als Factotum bei Hofe abgedankt und sich selbst zur Disposition gestellt, aber in so fein diplomatischer Weise, daß seine politische Quiescirung sich zu einem wahren Triumph gestaltete. Sein Brief darüber ist ein diplomatischer Meisterzug[1]. Nachdem er dem Herzog seine Rückkehr und deren Reiseroute angegeben, fährt er fort:

„Wie ich nun nach diesen Aspekten erst in der Hälfte Juni anlangen könnte, so würde ich noch eine Bitte hinzufügen, daß Sie mir nach meiner Ankunft, dem Gegenwärtigen den Urlaub gönnen wollten, den sie dem Abwesenden schon gegeben haben. Mein Wunsch ist, bei einer sonderbaren und unbezwinglichen Gemüthsart, die mich sogar in völliger Freiheit und im Genuß des erflehtesten Glücks Manches hat leiden lassen, mich an Ihrer Seite, mit den Ihrigen, in den Ihrigen wiederzufinden, die Summe meiner Reise zu ziehen und die Masse mancher Lebenserinnerungen und Kunstbetrachtungen in die drei letzten Bände meiner Schriften zu schließen."

„Ich darf wohl sagen: Ich habe mich in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit selbst wiedergefunden; aber als was? Als Künstler! Was ich sonst noch bin, werden Sie beurtheilen und benützen."

In der zartesten und elegantesten Weise versicherte er den Herzog dann, daß er nunmehr weit genug sei, selbst — ohne Mentor — zu regieren. Für sich bat er nur um ein bescheidenes Plätzchen als Gast. Die Kammerpräsidentschaft mit dem Kriegsministerium sollte der Geheimrath Schmidt, der diese Stellen während der Reise provisorisch verwaltet

[1] Briefwechsel Karl Augusts mit Göthe. I. 113—118.

hatte, nunmehr definitiv übernehmen. Als zweiten Mann für die Administration empfahl er den früheren Jugendgenossen des Herzogs, den jetzigen Kammerherrn und Oberforstmeister von Wedel. Er selbst wollte mit einer responsabeln Finanzverwaltung nichts mehr zu schaffen haben, sondern höchstens allenfalls seinem Nachfolger hie und da einen vertraulichen Wink ertheilen. Sein Fiasko als Finanzminister gestand er, wenn auch in etwas verblümter Weise, ein:

„Hätte ich beim Antritt meiner Interims-Administration mehr Kenntniß des Details in denen damals einigermaßen verworrenen Zuständen, mehr Entschlossenheit bei einem allgemeinen öffentlichen und heimlichen Widersetzen, mehr Festigkeit gehabt, so hätte ich Ihnen manchen Verlust und mir manche Sorge, Verdruß und wol gar Schiefheit ersparen können. Es war nur Ihnen selbst mit der Zeit vorbehalten, zu thun, was unter andern Verhältnissen Andere nur gewünscht hatten.“

Zum Schluß dankte er mit den tiefsten Bücklingen nochmals ganz, vollständig ab:

„In dem Geiste und Sinne, wie ich Sie handeln sehe, können Sie nichts thun, was nicht auch mir sowohl fürs Ganze als für mein Individuum wünschenswerth erscheinen sollte. Selbst wird es mir Freude machen, in eine eingerichtete Haushaltung zu treten, so viele schwankende Gemüther, welche theils durch Ihre Abwesenheit, theils durch unbestimmte Sagen zweifelhaft und ängstlich waren, beruhigt zu finden, und nicht als Einer, der ordnen und entscheiden hilft, sondern als Einer, der sich in das Entschiedene und Geordnete mit Freuden fügt, aufzutreten. Sie sind gut berathen und werden es nach der Art, wie Sie zu Werke gehen, immer besser sein.“

Man kann sich kaum der Heiterkeit erwehren, wenn man diese spiralartig gewundene, fein gedrechselte Höflingssprache mit den souveränen Orakelsprüchen vergleicht, welche Göthe noch vor wenigen Jahren über seinen Karl ergehen ließ, oder mit den gradlinigen und stallduftenden Kraftausdrücken, mit denen er schon bei Übernahme des Regiments das Nichtige dieser zeitlichen Herrlichkeit charakterisirte und die sich nur mit . . . . . . wieder geben lassen. Es war wirklich eine Bekehrung vorgegangen, der Student war Philister, und der Minister ergebenster Hofpoet geworden.

Karl August nahm die Demission an, machte sie aber so ehrenvoll als möglich. Der von Göthe pratrocinirte Schmidt wurde Kammerpräsident, der ihm ebenso genehme Voigt in die Kammer berufen. In der Bergwerkskommission behielt Göthe einstweilen seinen Sitz bei.

Sein Titel als Geheimrath und sein Jahresgehalt von 1800 Thalern blieb gesichert, den langweiligen Conseilssitzungen brauchte er aber fürder nicht beizuwohnen. Dasselbe herzogliche Rescript an die Kammer, durch welches Schmidt zu deren Präsidenten ernannt wurde, eröffnete zugleich, daß der inzwischen vom Kaiser Joseph II. in den Adelstand erhobene, geheime Rath von Göthe, „um in beständiger Connexion mit den Kammer-Angelegenheiten zu bleiben," berechtigt sei, „den Sessionen des Collegii von Zeit zu Zeit, so wie es seine Geschäfte erlauben, beizuwohnen und dabei seinen Sitz auf dem für Uns (den Herzog) selbst bestimmten Stuhle zu nehmen"[1].

Großmüthiger konnte der Herzog nicht handeln. Er nahm Göthe alle Sorge und Verantwortlichkeit ab und setzte ihn dafür als Hospitanten auf den eigenen Fürstenstuhl. Artiger ist vielleicht nie der Krach und die Demission eines Ministers verzuckert worden. Karl August war nicht vergeblich Göthe's Schüler am Liebhabertheater gewesen. Zum vollen Triumphe fehlte nichts, als daß Göthe noch die Hand einer hohen Dame, zum wenigsten einer schönen Gräfin erhalten hätte. Mit etwas Geduld hätte sich vielleicht auch das erringen lassen; aber er war jetzt schon 39 Jahre alt — und hatte nicht mehr die Geduld, auf eine solche Ergänzung seiner fürstlichen Hofpoetenstellung zu warten.

[1] Vogel, Göthe in amtlichen Verhältnissen. Jena 1834. S. 5.

21. Christiane Vulpius.

1788—1790.

„Man verletzt die Sitten nicht ungestraft. Zu rechter Zeit hätte Göthe gewiß eine liebende Gattin gefunden; und wie ganz anders wäre da seine Existenz. Das andere Geschlecht hatte eine höhere Bestimmung, als zum Werkzeug der Sinnlichkeit herabgewürdigt zu werden; und für entbehrtes häusliches Glück gibt es keinen Ersatz."
Körner an Schiller. 27. Oct. 1800.

„Euch darf ich's wohl gestehen — seit ich über den Ponte molle heimwärts fuhr, habe ich keinen rein glücklichen Tag mehr gehabt."
Göthe. Unterh. m. d. Kanzler v. Müller.

Zehn Jahre lang hatte Göthe die Oberstallmeisterin Charlotte Freifrau von Stein seiner einzigen, ausschließlichen, ewigen und unwandelbaren Liebe versichert. Sie war sein Engel, seine Beichtigerin, seine Seelenführerin, seine Besänftigerin, seine Geliebte, seine Einzige, seine Madonna, seine Sonne, sein Alpha und Omega. Gott und Welt, Natur und Kunst, Himmel und Erde hatte er ihr zu Füßen gelegt. Was bis dahin noch keinem der verrücktesten Liebespoeten geglückt war, das war ihm geglückt: Zehn Jahre lang mit unermüdlicher Beharrlichkeit an dieselbe Dulcinea Liebesbriefe zu schreiben. Sie hatte den kleinsten Zettel aufbewahrt, wie ein Heiligthum, einen kostbaren Schatz. Diese Heiligthümer waren zu einem ganzen Archiv angewachsen. Noch von Italien aus erhielt sie, allerdings mit vielen Reticenzen und puren Reservationen, seine monatliche Beicht — den Rahm, die Blüthe der italienischen Reise. Ihr Verhältniß zu Göthe erhob sie in Schillers Augen zu der bedeutendsten Frau am Hofe[1]. Noch von Palermo aus schrieb ihr Göthe in dem thränenfeuchten Stil der Wertherzeit:

Was ich Euch bereite, geräth mir glücklich. Ich habe schon Freudenthränen vergossen, daß ich Euch Freude machen werde. — Lebe wohl, Geliebteste! Mein Herz ist bei Dir, und jetzt, da die weite Ferne, die Abwesenheit Alles gleichsam weggeläutert hat, was die letzte Zeit zwischen uns

[1] Gödeke a. a. O.

stockte, brennt und leuchtet die schöne Flamme der Liebe, der Treue, des Andenkens wieder fröhlich in meinem Herzen." [1]

Nun war er wieder da. Er hatte den Blick an hundert Götterstatuen geläutert, die „Flamme der Treue" war von andern Phänomenen aufgezehrt. Er war fröhlich, aber seine Freude galt nicht dem Wiedersehen, sondern dem Zauber der Kunst, dem unvergeßlichen Italien. Er sah Charlotte nicht mehr mit dem Blick des Träumers an. Er bemerkte ihre mehr als 40 Jahre, und fühlte keine Lust, die tägliche Billetpost mit ihr wieder zu eröffnen. Die fein gebildete Baronin, die frühere Sonne seines Lebens trat in die Reihe der Personen zurück, mit denen sich eine nützliche freundschaftliche Liaison unterhalten läßt. Sie konnte ihm allenfalls behilflich sein, die Masse seiner Lebenserinnerungen für die weiteren Bände seiner Schriften zu verwerthen. Sie hatten sich geliebt und Göthe strich keine seiner Geliebten aus dem Buche seiner Erinnerung. Er mied deßhalb einen offenen Bruch mit ihr, wagte keine offene Erklärung, die einen solchen herbeiführen konnte, nahm aber den Faden seines Romans nicht wieder auf.

Noch kaum einen Monat war er wieder in Weimar, da begegnete ihm im Park eine kleine Blondine von 23 Jahren, Christiane Vulpius mit Namen, und überreichte ihm eine Bittschrift. Sie war Waise. Ihr Vater war Amtsarchivar gewesen, hatte aber schon einige Zeit vor seinem Tod (1786) seine Stelle niederlegen müssen. Ihr älterer Bruder Christian August hatte Jura studirt, vorläufig keine Anstellung gefunden. Er suchte sich nun mit literarischen Arbeiten und Schreiberdiensten durchzuschlagen; aber eben war ihm sein Dienst als Sekretär gekündigt und deßhalb wandte er sich an Göthe. Christiane, die keine feinere Bildung erhalten hatte, aber gut kochen und nähen konnte, arbeitete als Blumenmacherin in Bertuchs Fabrik. Das arme Fabrikmädchen war nicht von feiner, idealer Schönheit, aber gesund, munter und drall. Sie hatte, wie ein Gerücht besagt, schon bei einem Besuch in der Fabrik die Aufmerksamkeit Göthe's erregt. Genug, sie gefiel ihm, und er beantwortete die Bittschrift damit, daß er sich in sie verliebte und sie zu seiner Concubine nahm [2].

---

[1] Göthe's Werke (Hempel) XXIV. 776.

[2] Düntzer, Karl August. I. 304. „In einem unbewachten Augenblicke ließ er sich leidenschaftlich hinreißen und so ward sie am 13. Juli ganz die Seine, obgleich das Verhältniß zunächst geheim blieb." In Göthe's Leben. 1882. S. 420 sagt er: „Göthe soll Christianen in sein Gartenhaus bestellt haben. Wir wissen

Das ist kein schönes Wort, aber es ist das einzige, was dieses neue Verhältniß schlicht und recht bezeichnet. Eine officielle Ehe wollte Göthe nicht eingehen; er erfüllte weder die religiösen, noch die bürgerlichen Formalitäten, an welche die Eingehung einer Ehe im Herzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach geknüpft war. Noch gegen das Ende seines Lebens erklärte er: „Fast alle Gesetze seien Synthesen des Unmöglichen: z. B. das Institut der Ehe. Und doch sei es gut, daß dem so sei, es werde dadurch das Möglichste erstrebt, daß man das Unmögliche postulire.“ [1]

Um seinen unsterblichen Ruhm bei denjenigen aufrecht zu erhalten, welche die Ehe nicht als eine Synthese des Unmöglichen, sondern als die naturrechtliche, geheiligte Grundlage des ganzen socialen Lebens betrachten, hat man das mehr als zweideutige Verhältniß eine „Gewissensehe“ genannt. Das ist aber willkürliche Schönfärberei. Noch Monate lang, nachdem der angebliche Gewissensbund geschlossen, nahm Göthe die junge Blumenmacherin nicht in sein Haus auf, fast zwanzig Jahre lang unterschrieb sie sich noch „Christiana Vulpius“ [2], nicht Frau von Göthe; erst als sie ihm das erste Kind geboren, lebte er offen mit ihr zusammen. Erst 1806 führte er sie zum Altar und ließ seinen August legitimiren. Göthe's Mutter sah das Verhältniß nicht für eine Ehe an. Sie nannte Christiane seinen „Bettschatz“ [3]. Göthe selbst sprach noch Jahre lang nicht von seiner Gemahlin, sondern nur von seinem „Mädchen“. „Ich sehne mich,“ schreibt er an den Generalsuperintendenten Herder von Ruhla aus, „herzlich nach Hause, meine Freunde und **ein kleines Erotikon** wieder zufinden, dessen Existenz die Frau (Herders Frau, Caroline) dir wohl wird vertraut haben.“ Noch deutlichere Stellen, wie antik-realistisch er das Verhältniß nahm, entziehen sich der Mittheilung [4]. Wenn man sein

---

nur, daß er Sonntags, den 13. Juli, noch keine vier Wochen nach seiner Rückkehr, seine Gewissensehe mit der Glücklichen (!) schloß.“ So beginnt der dritte Theil der Düntzer'schen „Mystik“.

[1] Burkhardt, Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller. S. 71. Ein andermal sagte er: „So sei auch der Begriff der Heiligkeit der Ehe eine Cultur-Errungenschaft des Christenthums und von unschätzbarem Werth, obgleich die Ehe eigentlich unnatürlich sei.“!!

[2] Briefe von Göthe rc. an Nicolaus Meyer. Leipzig 1850. S. 68—103. Im August 1806 unterschreibt sie sich zum ersten Male: „Chr. von Göthe.“ S. 105.

[3] Keil, Frau Rath. S. 318. — Sie nennt sie auch „Liebchen“, S. 314 das., aber nicht „Frau“.

[4] Aus Herders Nachlaß. I. 113. 116. 130. Zur letzteren Stelle, welche nicht über den ideellen Gesichtskreis eines liederlichen Bauernburschen oder der „Chri-

Verhältniß zu Christiane nichtsdestoweniger eine „Gewissensehe" nennen will, dann kann man getrost auch an die Liebesverhältnisse Ovids diesen Euphemismus verschwenden. Von dem Ernst, der Würde und Weihe, welche die Ehe selbst bei barbarischen Völkern besitzt, ist in den Dichtungen dieser Zeit nichts zu spüren; es qualmt in ihnen nur jene glatte, üppige Sinnenlust, welche die erotische Dichtung eines Ovid zugleich charakterisirt und entwürdigt.

Schon der Umstand, daß Göthe mit seinem Verhältniß nicht offen hervorzutreten wagte, zeigt, daß er nicht guten Gewissens war. Wie ein Dieb nur konnte er zu Christiane schleichen; er wagte es nicht, sich öffentlich mit ihr zu zeigen. Nur nach und nach theilte er sein „süßes Geheimniß" Einzelnen mit und tastete, ob die Weimarer Gesellschaft seinen völligen Bruch mit Sitte, Religion und Herkommen wohl ertragen könnte. Die Religion mochte ihm allerdings wenig Bedenken machen, da er längst sich dem Evangelium der fünf Sinne zugewandt und das Haupt der Weimarischen Kirche, der Generalsuperintendent Herder, an dem „Erotikon" keinen Anstoß nahm. Aber um so mehr war die Eifersucht und die Klatschsucht der Weimarer Damen zu fürchten[1]. Vereinzelt waren auch einige dabei, welchen, wie der Herzogin Louise, das Institut der Ehe nicht als „eine gesetzliche Unmöglichkeit" galt. Am meisten fürchtete Göthe aber die Frau von Stein, die ihr ganzes Herz an ihn gehängt, ihn für immer an sich gefesselt glaubte. Welch ein Schlag mußte es für die zartfühlende, hochgebildete, enthusiastisch liebende Freifrau sein, sich von einem rohen Fabrikmädchen verdrängt zu sehen! Bei ihrer Kränklichkeit konnte ihr die Entdeckung vollends den Rest ihrer Gesundheit kosten. Göthe selbst hing noch an ihr. Ihr Unwille konnte ihm nicht gleichgültig sein, nachdem sie zehn Jahre lang

---

stel von Artern" hinausgeht, bemerkt Frese mit Recht: „So schrieb damals ein Minister an einen Generalsuperintendenten!" Lewes (Frese) II. 122.

[1] „Die Geschichtschreiber der ‚Glanzzeit' Weimars streifen zwar über diese schmutzige Rückseite der glänzenden Medaille meist nur ganz leise hinweg oder suchen dem Publikum nur die Glanzseite zu zeigen; aber um so mehr überzeugt man sich, daß ‚Klatsch' oder ‚Skandalsucht' eine der Hauptleidenschaften der sogenannten ‚guten' Gesellschaft von Weimar bildeten." Blätter f. lit. Unterh. 1861. I. 439. — Vgl. Beaulieu-Marconnay, Anna Amalia. S. 228. — Als „intriguante Klatsch-Schwestern" werden besonders die Frau v. Schardt und die Frau v. Kalb erwähnt, mit denen indeß Göthe zeitweilig sehr freundschaftlich stand. S. Bl. f. lit. Unterh. 1860. II. 695. Sie dienen jetzt gewöhnlich als Blitzableiter, um das Odium auf sie zu wälzen, das Göthe's unsaubere Affairen selbst verdienen. Doch beruht ihr sogen. „Klatsch" vielfach auf durchaus verbürgten Thatsachen.

sein vollstes Vertrauen besessen und fast alle Geheimnisse seines Lebens vernommen hatte [1].

Mit dem bösen Gewissen eines Verräthers schlich er jetzt um sie herum, verbarg ihr die schon erfolgte Katastrophe ihres zehnjährigen gemeinschaftlichen Romans, ja gerade unmittelbar, nachdem er Christianens Bittschrift entgegengenommen, fing er wieder an, dann und wann ein Blatt an Frau von Stein zu schreiben. Sie fühlte mit ihrem feinen Takt bald, daß eine erstaunliche Veränderung sich zugetragen. Um so ängstlicher verbarg er deren Ursache, und suchte das frühere Liebesverhältniß langsam, vorsichtig, ohne Eclat zu einer gewöhnlichen literarischen Freundschaft umzugestalten. Er bat sie „es nicht zu genau mit seinem jetzt so zerstreuten, ich will nicht sagen zerrissenen Wesen" zu nehmen, ihr dürfe er schon gestehen, daß sein Inneres nicht wie sein Äußeres sei. Er versprach, ihr den achten Band seiner Werke zur Durchsicht zu übergeben, redete ihr von seinem Tasso, ließ sich von ihr ein Frühstück schicken und bat um ihre Liebe — genau wie ehedem [2]. So geschickt er sie zu täuschen suchte, vermochte er es doch nur halb. Die scharfblickende Frau ließ sich mit diesen Liebesversicherungen im alten Stil nicht beruhigen. „Vergib mir, meine Liebe," schrieb er ihr jetzt, „wenn mein letzter Brief ein wenig confus war, es wird sich alles geben und auflösen, man muß nur sich und den Verhältnissen Zeit lassen." Mit der größten scheinbaren Gleichgiltigkeit verlangte er von ihr seine italienischen Reisebriefe zurück, um, wie er sagte, etwas für Wielands Merkur daraus zusammenzuschreiben. Sie händigte ihm dieselben ein, und er lieferte für das Octoberheft eine Anzahl von Aufsätzen unter dem Titel „Auszüge aus einem Reisejournal" [3].

Während der Reise Herders in Italien besuchte Göthe dessen Frau so häufig, daß sich die Eifersucht der Frau von Stein für einige Zeit auf diese lenkte und Herder selbst in Italien für die Tugend seiner Frau bange ward [4]. So fühlte Göthe sein eigentliches Geheimniß um so sicherer

[1] Schöll, Briefe an Frau v. Stein. III. 335—337. — Düntzer, Charlotte v. Stein. I. 288—320.

[2] Schöll a. a. O. III. 305. [3] Schöll a. a. O. III. 307.

[4] Letztere war, wie H. Marggraff sagt, „heftig und leidenschaftlich sinnlich". Dabei gab sie viel auf Träume und sogar auf Kartenorakel (s. Bl. f. lit. Unterh. 1860. II. 694). — Göthe erzählte ihr so viel von seinem leichtfertigen Leben und von seinen „Buhlereien" in Rom, daß sie an der ehelichen Treue ihres Mannes zu zweifeln begann und sogar im Traum von häßlichen Vorstellungen darüber gefoltert wurde.

und bewahrte es vor den Augen Charlotte's bis in das folgende Jahr hinein. Unbeschreiblich groß war ihre Aufregung, als sie im März 1789 endlich die wirkliche Sachlage erfuhr. Vergeblich suchte Göthe sie zu besänftigen:

„Wenn Du manches an mir dulden mußt, so ist es billig, daß ich auch wieder von Dir leide. Es ist auch so viel besser, daß man freundlich abrechnet, als daß man sich immer einander anähnlichen will, und wenn das nicht reussirt, einander aus dem Wege geht. Mit Dir kann ich am wenigsten rechten, weil ich bei jeder Rechnung Dein Schuldner bleibe. Wenn wir übrigens bedenken, wie viel man an allen Menschen zu tragen hat, so werden wir ja noch, Liebe, einander nachsehen. Lebe wohl und liebe — mich. Gelegentlich sollst Du wieder etwas von den schönen Geheimnissen hören." [1]

Das war der Frau von Stein zu viel. Sie konnte sich nicht darein finden, einen Menschen weiter zu lieben, der so orientalisch mit der Liebe umsprang und von ihr verlangte, die Nebensonne des ersten besten Fabrikmädchens zu sein. Vor Schmerz und Gram erkrankte sie ernstlich. „Die Stein," schrieb Herders Frau um diese Zeit (8. Mai), „ist sehr, sehr unglücklich und Göthe beträgt sich nicht hübsch. Da die Unglücklichen immer unter der Zahl der Heiligen bei mir sind, so steht auch sie jetzt bei mir in dieser Zahl, und ich fürchte, der Kummer verkürzt ihr das Leben. — Er hat sein Herz, wie sie glaubt, ganz von ihr gewendet, und sich ganz dem Mädchen, die eine allgemeine H . . . vorher gewesen, geschenkt." [2] Auf ärztlichen Rath mußte die kranke Frau im Mai ein Bad am Rhein aufsuchen. Sie ließ Göthe einen Brief zurück, den er am 1. Juni mit folgender Epistel erwiederte:

„Ich danke Dir für den Brief, den Du mir zurückließest, wenn er mich gleich auf mehr als eine Weise betrübt hat. Ich zauderte, darauf zu antworten, weil es in einem solchen Falle schwer ist, aufrichtig zu sein, und nicht zu verletzen.

„Wie sehr ich Dich liebe, wie sehr ich meine Pflicht gegen Dich und Fritzen kenne, hab ich durch meine Rückkunft aus Italien bewiesen. Nach des Herzogs Willen wäre ich noch dort, Herder ging hin und da ich nicht

---

[1] Schöll, Briefe an Frau v. Stein. III. 326.

[2] Düntzer, Karl August. I. 331. 332. Für die Qualification, welche Herders Frau hier dem „Erotikon" gibt, liegt sonst kein weiteres Zeugniß vor. Jedenfalls würde sich ein wirklich ehrenhaftes Mädchen nicht so leicht zu einem so traurigen Verhältniß entschlossen haben, das ihm gar keine Garantie des Bestandes — nicht einmal den Schein einer Ehe bot.

voraussah, dem Erbprinzen etwas sein zu können, so hatte ich kaum etwas anderes im Sinne als Dich und Fritzen.

„Was ich in Italien verlassen habe, mag ich nicht wiederholen, Du hast mein Vertrauen darüber unfreundlich genug aufgenommen."

Das war eitel Spiegelfechterei. Weßhalb er nach Weimar zurückkehrte, ist in seinen Briefen an den Herzog deutlich genug ausgedrückt. Er wollte seine sichere und gute Stellung behalten, um seine gesammelten Werke zu vollenden. Daß er in Weimar wiedergefunden, was er in Italien verlassen, bezeugen die römischen Elegien, in welchen er Christiane's Liebe bejubelt:

„Noch betracht' ich Kirch' und Palast, Ruinen und Säulen,
Wie ein bedächtiger Mann schicklich die Reise benutzt.
Doch bald ist es vorbei! Dann wird ein einziger Tempel,
Amors Tempel nur sein, der den Geweihten empfängt.
Eine Welt zwar bist du, o Rom! Doch ohne die Liebe
Wäre die Welt nicht die Welt, wäre dann Rom auch nicht Rom [1].

Obwohl er sich seiner Doppelzüngigkeit bewußt sein mußte, war er anmaßend genug, der schwerbeleidigten Frau gegenüber den Verletzten zu spielen und ihr die ganze Entfremdung zur Last zu legen. Ja, er ging noch weiter, brandmarkte die neue Geliebte selbst als „ein armes Geschöpf" und schrieb schließlich die wohlbegründete Aufregung Charlotte's anstatt seiner eigenen Untreue dem Kaffee zu:

„Leider warst Du, als ich ankam, in einer sonderbaren Stimmung und ich gestehe aufrichtig: daß die Art, wie Du mich empfingst, wie mich andere nahmen, für mich äußerst empfindlich war. Ich sah Herder, die Herzogin verreisen, einen mir dringend angebotenen Platz im Wagen leer, ich blieb um der Freunde willen, wie ich um ihretwillen gekommen war und mußte mir in demselben Augenblick hartnäckig wiederholen lassen, ich hätte nur wegbleiben können, ich nehme doch keinen Theil an den Menschen u. s. w. Und das alles, eh von einem Verhältniß die Rede sein konnte, das Dich so sehr zu kränken scheint.

„Und welch ein Verhältniß ist es? Wer wird dadurch verkürzt? wer macht Anspruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpf gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe?

„Frage Fritzen, die Herdern, jeden, der mir näher ist, ob ich untheilnehmender, weniger mittheilend, unthätiger für meine Freunde bin als vorher? Ob ich nicht vielmehr ihnen und der Gesellschaft erst recht angehöre?

„Und es müßte durch ein Wunder geschehen, wenn ich allein zu Dir das beste, innigste Verhältniß verloren haben sollte.

[1] Göthe's Werke (Hempel) II. 18.

„Wie lebhaft habe ich empfunden, daß es noch da ist, wenn ich Dich einmal gestimmt fand mit mir über interessante Gegenstände zu sprechen.

„Aber das gestehe ich gern, die Art wie Du mich bisher behandelt hast, kann ich nicht erdulden. Wenn ich gesprächig war, hast Du mir die Lippen verschlossen, wenn ich mittheilend war, hast Du mich der Gleichgültigkeit, wenn ich für Freunde thätig war, der Kälte und Nachlässigkeit beschuldigt. Jede meiner Mienen hast Du kontrollirt, meine Bewegungen, meine Art zu sein getadelt und mich immer mal à mon aise gesetzt. Wo sollte da Vertrauen und Offenheit gedeihen, wenn Du mich mit vorsätzlicher Laune von Dir stießest.

„Ich möchte gern noch manches hinzufügen, wenn ich nicht befürchtete, daß es Dich bei Deiner Gemüthsverfassung eher beleidigen als versöhnen könnte.

„Unglücklicherweise hast Du schon lange meinen Rath in Absicht des Kaffees verachtet und eine Diät eingeführt, die Deiner Gesundheit höchst schädlich ist. Es ist nicht genug, daß es schon schwer hält, manche Eindrücke moralisch (!) zu überwinden, Du verstärkst die hypochondrische quälende Kraft der traurigen Vorstellungen durch ein physisches Mittel, dessen Schädlichkeit Du eine Zeit lang wohl eingesehen und das Du, aus Liebe zu mir (!), auch eine Weile vermieden und Dich wohl befunden hattest. Möge Dir die Cur, die Reise recht wohl bekommen. Ich gebe die Hoffnung nicht ganz auf daß Du mich wieder erkennen werdest. Lebe wohl. Fritz ist vergnügt und besucht mich fleißig. Der Prinz befindet sich frisch und munter. G." [1]

Das war deutsche Treue und — reine Natur! Das war wieder die Uneigennützigkeit, die man bei Spinoza lernte!

Frau von Stein schrieb über den Brief ein O!!! Vergeblich suchte Göthe acht Tage später noch einmal, sie zu calmiren und neben seiner „Odaliske für häusliche Zwecke" sich auch eine „Freundin für sein ideales und literarisches Leben" zu erhalten. Vergeblich legte er seine Seelenführung in ihre Hand: „Zu meiner Entschuldigung will ich nichts sagen. Nur mag ich Dich gerne bitten: hilf mir selbst, daß das Verhältniß, das Dir zuwider ist, nicht ausarte, sondern stehen bleibe wie es steht." Frau von Stein fühlte wohl, daß es sich hier nicht mehr um Seelenführung handelte; sie hatte keine Lust, die Muse des glücklichen Pascha von Weimar zu werden. Sie scheint ihm jahrelang nicht geantwortet zu haben. Wenigstens findet sich aus den nächsten Jahren keine Spur eines Briefwechsels. Dagegen existirt ein kleines Drama „Dido" [2],

[1] Schöll, Briefe an Frau v. Stein. III. 327 ff.

[2] Dido, Trauerspiel in 5 Aufz., hrsg. von H. Düntzer. Frankfurt a. M. 1867. — Vgl. Düntzer, Charlotte v. Stein und Corona Schröter. S. 11. 12.

das sie im Jahre 1794 vollendete und von dem sich eine Abschrift unter den Papieren Charlotte's von Schiller vorfand.

Unter den Personen desselben sind unschwer die Hauptpersonen des damaligen Weimar zu erkennen. Jarbas stellt den Herzog Karl August vor, der Dichter Ogon seinen Freund Göthe, Aratus den industriellen Gründer Bertuch. Der Priester Albicerio ist Herder, der Philosoph Dodus Knebel, Elissa die Frau von Stein. In einem Gespräch Ogons mit Aratus läßt sie Ogon-Göthe seine Bekehrung vom Idealismus zum Realismus in folgender Weise beschreiben:

Ogon: Höre Aratus, ich will Dir nur die Wahrheit gestehen. Ich war einmal ganz im Ernst nach der Tugend in die Höhe geklettert; ich glaubte oder wollte das erlesene Wesen der Götter sein, aber es bekam meiner Natur nicht, ich wurde so mager dabei. Jetzt seht mein Unterkinn, meinen wohlgerundeten Bauch, meine Waden! Sieh, ich will Dir freimüthig ein Geheimniß offenbaren. Erhabene Empfindungen kommen von einem zusammengeschrumpften Magen. Also was ich Dir vorher sagte, paßt nicht auf mich, ich zähle mich jetzt auch unters Gewürm, lebe auch am liebsten mit ihm und bin ein recht gutmüthiger Narr.

In einer andern Scene zwischen Ogon und Elissa stellt sie sein genußsüchtiges Treiben ihrem weiblichen Stillleben gegenüber, dessen andächtigster Verehrer er einstens war:

Ogon (der sich überall im Zimmer umsieht): Du bist ein gleichförmiges Wesen; Jahre lang sah ich dies Zimmer nicht und noch ist alles auf dem alten Fleck. Es ist doch wahr, die Frauen können eine langweilige Existenz ertragen.

Elissa: Sag lieber eine ruhige, für die uns die Götter, zum Ersatz dessen, was sie den Männern vorausgaben, einen geschicktern Sinn schenkten.

Ogon: Und das machst Du wohl zur Tugend?

Elissa: Nicht so wie Du, der sich zur Tugend anmaßt, was ihm am gemüthlichsten ist.

Ogon: Du betrügst Dich.

Elissa: Einmal betrog ich mich in Dir, jetzt aber seh ich allzugut, ohngeacht des schönen Kammstrichs Deiner Haare und Deiner wohlgeformten Schuhe, dennoch die Bockshörnerchen, Hüfchen und dergleichen Attribute des Waldbewohners und diesem ist kein Gelübde heilig."[1]

— Augsb. Allgem. Ztg. 1863. Beil. Nr. 246. — Bl. f. lit. Unterh. 1863. II. 742. — Lewes (Frese) II. 574—576.

[1] Mehr als naiv ist es, wenn Dr. Otto Volger in Bezug auf diese herbe Satire bemerkt: „Jeder Freund Göthe's wird nach dieser Veröffentlichung getröstet aufathmend fragen: „Also Schlimmeres wußte sie (die von Leidenschaft hingerissene Frau) nicht zu bringen?!" Sind die Bockshörner und Hufe des Faunes denn nicht

Die hierin liegende Anschuldigung hat Göthe selbst theilweise in dem folgenden Epigramm anerkannt, nur seine „Treue und Frömmigkeit“ versuchte er zu retten:

„Frech wohl bin ich geworden, es ist kein Wunder. Ihr Götter,
Wißt und wißt nicht allein, daß ich auch fromm bin und treu.“ [1]

Doch weht in einem gleichzeitigen Epigramm ein Pessimismus, der nahe an Verzweiflung an aller, auch der eigenen Treue grenzt:

„Wundern kann es mich nicht, daß Menschen die Hunde so lieben;
Denn ein erbärmlicher Schuft ist wie der Mensch so der Hund.“

Frau von Stein, welcher diese Epigramme einige Jahre später, während einer schweren Krankheit, vorgelesen wurden, schrieb mit Bezug auf dieselben:

„Ich kann immer das Epigramm: ‚Frech wohl bin ich geworden‘, das man mir eben vorlas, als ich so krank war, nicht aus dem Kopf kriegen und kann nicht ausfindig machen, ob der naive und sentimentale Dichtergeist darin beisammen steht; aber meinem Spitz muß ich's immer vorsagen, wenn ihm so recht hündisch wohl ist, denn er ist mir recht treu und recht fromm; er beißt niemand und ist wirklich kein Schuft.“ [2]

Während die schwergekränkte Frau ihren Gram im Stillen verzehrte, gab sich Göthe mit faunischem Jubel dem neuen Verhältniß hin. Er verlegte es im Geiste nach Rom zurück, umkleidete es mit den Erinnerungen der großen Weltstadt, ihrer Pracht und Herrlichkeit, verband es mit den lüsternen Bildern, Situationen und Gefühlen Ovids und verherrlichte in den formvollendetsten Distichen die sinnliche Wollust, in der er das höchste Lebensglück gefunden zu haben glaubte. Seine „Römi-

---

schlimm genug? Ist damit der Beweis erbracht, daß ihr Verhältniß zu dem faunischen Ogon unschuldig war? Viel richtiger scheint mir H. Marggraff zu folgern, wenn er sagt: „Wir haben an dem Trauerspiel der Frau von Stein einen neuen Beweis, daß Weimars ‚goldene Tage‘ für Weimar selbst doch nicht lauteres Gold waren, und daß Knebel, Herder und Caroline schwerlich so unrecht hatten, wenn sie in ihren Briefen über die ungemüthlichen Seiten des Weimarischen Lebens bittere Klage führten.“ Blätter für lit. Unterh. 1863. S. 742. Und Düntzer selbst sagt von der unglücklichen Frau: „Die Blüthe ihres Lebens war mit dieser vermeintlichen Untreue zerstört, ihr Herz gebrochen, ihr ganzes geträumtes Lebensglück zerstoben.“ — Düntzer, Charlotte von Stein. II. 526. — Das genügt, um zu beweisen, daß sie ihn nicht bloß platonisch geliebt, und daß er an ihr wie ein herzloser Egoist gehandelt hat. — S. Dido, S. 13. 41. 42.

[1] Göthe's Werke (Hempel) II. 151.

[2] Charlotte von Schiller und ihre Freunde. II. Bd. — Blätter für lit. Unterh. 1863. II. 838.

schen Elegien“ könnte Ovid selbst geschrieben haben [1]. Als erfahrener und weiser Epikuräer hütete sich Göthe indeß, dem Genuß sowohl wie dieser Poesie des Genusses vollständig die Zügel schießen zu lassen. Da Frau von Stein sich nicht zur Balancirstange hergeben wollte, um das „Verhältniß“ vor Ausartung zu bewahren, so suchte er ein gewisses Gleichgewicht durch Studium, Lectüre, Beobachtung und idealere Poesie zu gewinnen.

Er arbeitete vor Allem am Tasso weiter, der um die Zeit des Kaffeebriefes schon nahezu vollendet war und nur noch feinerer Durchfeilung bedurfte. Obwohl ihn dieses längst geplante und viel besprochene Stück fortwährend an Frau von Stein erinnern mußte, unter deren „Führung“ er es einst begonnen, so besaß er doch spinozistische Moral genug, um sich während der Ausarbeitung nicht von Gefühlen der Demuth und Reue beschleichen zu lassen. Das Schmerzliche, das die Erinnerung mit sich brachte, war nicht ungeeignet, für das tragische Loos des Helden die geeignete Stimmung herbeizuführen. Als festen und klugen Antonio konnte er sich dann der eigenen trüberen Stimmung und den Äußerungen des Publikums gegenüberstellen, welche sich über sein „Verhältniß“ entrüsten wollten. Die Erinnerungen seines früheren ministeriellen Lebens, seine Kämpfe mit Fritsch, der innere Zwiespalt zwischen Politik und Poesie, den er so schmerzlich empfunden, seine Verehrung für Herzogin Luise, seine Stellung zum Herzog, seine frühere Liebe zur Frau von Stein, das Alles mischte sich sonderbar mit den Gefühlen seiner jetzigen Lage, seinen altrömischen Freuden und seinem Widerspruch zum conventionellen Leben: aus der Mischung dieser Eindrücke erhielt Tasso eine ganz andere Gestalt, als er ihm in Italien hatte geben wollen. Unter dem Einfluß des Prosodikers Moritz, der ihn noch im December 1788 in Weimar besuchte, schöpfte er Muth, dem tiefgedachten Seelengemälde die feinste äußere Form zu verleihen. Die Ausführung selbst erheischte den beharrlichsten Fleiß, der Gegenstand führte zu den edleren Eindrücken zurück, die Göthe aus Italien nach Hause gebracht. So war ein Gegengewicht geschaffen, daß er nicht ganz zum „Humanismus des Bordells“ herabsank, wie man füglich die Richtung der „Elegien“ nennen könnte, sondern sich sogar zu einer ähnlichen idealen Höhe erschwang, wie in der Iphigenie.

Eine Mittelstellung zwischen Göthe's ernsterer Poesie und seiner

[1] Sie verherrlichen den Sinnengenuß in völlig heidnischem Geiste.

frivolen Erotik nehmen seine naturwissenschaftlichen, vor Allem jetzt botanischen Studien ein.

„Es kam," sagt Virchow[1], „die Zeit, wo die Natur nicht mehr dachte und nicht mehr sann, wo sie nicht mehr durch das Herz sprach, die Zeit der Beobachtung und Forschung, der Zergliederung und Analyse. In Italien war es, wo sich diese Metamorphose vollendete, und als er heimkehrte, stolzer fast auf die Entdeckung der Urpflanze und der daran sich knüpfenden Gesetze der Morphologie überhaupt, als auf die Vollendung von Egmont und Iphigenie, da wandte sich sein frohlockender Gesang bald (sic!) nicht mehr an die stolze Freifrau, sondern an das arme Mädchen, das seinem Hause endlich die Ruhe gab. Jetzt spricht die Natur nicht mehr durch den Mund der Liebe, sondern die Liebe erschließt sich selbst als Höchstes aus der Metamorphosenreihe der Natur."

Nüchterner ausgedrückt will das so viel sagen, daß Göthe den morphologischen Aufbau und die Entwicklung der Pflanze mit vielem Eifer studirte, sich wie früher bei Fachmännern darüber Raths erholte, die verschiedenen Pflanzenorgane verglich, mikroskopische Untersuchungen darüber anstellte und endlich gegen Ende 1789 „als Herzenserleichterung" einen „Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären", herausgab[2]. Da Göschen die Schrift nicht drucken wollte, übernahm sie Ettinger in Gotha. Damit war denn seiner Begier, in der gelehrten Welt als Entdecker aufzutreten, wenigstens in etwa genuggethan[3]. Gleichzeitig

---

[1] Göthe als Naturforscher. S. 13.

[2] Göthe's Werke (Hempel) XXXIII. 15.

[3] Obwohl Göthe's „botanische Dilettanterien" wesentlich denselben Charakter tragen, wie seine „Mineralogie, Geologie, Osteologie u. s. w." (s. oben S. 270 ff.), so haben sich doch vereinzelte Botaniker gefunden, welche die Göthe-Idololatrie auch in dieser Hinsicht auszubilden bestrebt waren, zuletzt Dr. Ferdinand Cohn (Göthe als Botaniker. Deutsche Rundschau 1881. XXVIII. 26—57). Das Recept seiner belletristischen Lobrede ist höchst einfach. Er übergeht die ganze gleichzeitige Entwicklung der Botanik, sowie deren Vorgeschichte mit Stillschweigen, so daß man nichts vor sich hat als „unsern einzigen Göthe", faßt dann Göthe's buntes Vergnügungsleben unter dem Gesichtspunkte der „Botanik" auf, läßt alles weg, was hindern könnte, in Göthe einen ernsten Mann der Wissenschaft zu erblicken, flickt dann aus Göthe's späteren vierzig Lebensjahren und der bis zur Lächerlichkeit eiteln „Geschichte meines botanischen Studiums" einen künstlichen Doctormantel zusammen, versichert, daß Göthe durch Spinoza den Vortheil gehabt, die Pflanze sub specie aeternitatis aufzufassen und bricht endlich in den frommen Wunsch aus: „Hätte Göthe nur noch Darwin erlebt!" Nun, Göthe würde diesen, wie hundert andere Naturforscher, im Dienste seiner eigenen Eitelkeit verwerthet und die eigentliche Fachwissenschaft ebenso wenig vorangebracht haben, als mit der „Urpflanze", von der kein Bild vorhanden ist und die als bloßer Begriff, soweit derselbe neu ist, Irrthümer in sich schließt, und soweit er wahr ist, den Botanikern im Grunde nicht

benützte er aber auch das morphologische Studium, um die Blumenmacherin Christiane botanisch zu belehren und zu unterhalten, wobei auch für seine erotische Poesie Einiges abfiel. Wenn Virchow findet, daß sich in diesen botanischen Erotika „die Liebe als Höchstes aus der Metamorphosenreihe der Natur erschließt", so lautet das stark euphemistisch. Wenn die Natur nicht mehr denkt und sinnt, so sinkt sie eben in das animalisch-vegetative Leben herab und sucht ihre Freude in Genüssen, die Mensch und Thier gemeinsam sind. Comparatus est jumentis insipientibus et similis factus est illis. „Übrigens studire ich die Alten," schrieb Göthe an Jacobi, „und folge ihrem Beispiel, so gut es in Thüringen gehen will."

Am Weihnachtstage 1789 kam Christiane mit einem Knaben nieder. Der Generalsuperintendent Herder taufte denselben zwei Tage später. Göthe wohnte aber der Taufe nicht bei. Der Herzog Karl August übernahm die Pathenstelle. Das Kind wurde Julius August Werther genannt. Das Verhältniß Göthe's zu Christiane wurde durch die stillschweigende Zustimmung der höchsten beiden Autoritäten in Weimar, Papst und Kaiser, als vollendete Thatsache anerkannt und jeder wirksamen Anfechtung entzogen. Leisteten auch die Weimarer Damen noch passiven Widerstand und weigerten sie sich, das bisherige Fabrikmädchen als ihnen ebenbürtig und hoffähig anzuerkennen, so konnte ihr Protest doch nichts mehr ändern. Als eine Ehe galt das Verhältniß weder bei Hofe, noch in Frankfurt bei Göthe's Verwandten. Frau Rath Göthe ließ sich zwar herab, das „Liebchen" ihres Sohnes grüßen zu lassen, mit ihr in Correspondenz zu treten und sie als Tochter

---

neu war. Vgl. Schleiden, Grundzüge der wissenschaftl. Botanik. 4. Aufl. 1861. — Jul. Sachs, Geschichte der Botanik vom 16. Jahrh. bis 1860 (VI. Bd. der „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland"). 1875. — A. Braun, Die Idee der Pflanzen-Metamorphose bei Wolff und Göthe. 1867. — Blumenbach, Über den Bildungstrieb. Göttingen 1789. — C. Batsch, Naturgeschichte. Jena 1796. — C. Cohn, Die Pflanze. Breslau 1882. S. 28—64. — Oscar Schmidt, Die Anschauungen der Encyclopädisten über die organische Natur. — Deutsche Rundschau 1876. VII. 82—96. — A. Wigand, Kritik und Geschichte der Lehre von der Metamorphose der Pflanze. 1846. — Göthe's Werke (Hempel) XXXIII. Einl. v. Kalischer. CVI ff. — Helmholtz, Populär-wissenschaftl. Vorträge. 2. Aufl. 1876. 1. Heft. S. 35 ff. — Virchow, Göthe als Naturforscher. — Wie in andern Zweigen der Naturwissenschaft stimmt das Urtheil der tüchtigsten, unparteiischen Fachmänner darin überein, daß Göthe ein großes Talent für Naturbeobachtung und Naturbeschreibung besessen, aber nicht jenen tiefern philosophischen Geist, der diese Zweige des Wissens zur eigentlichen Wissenschaft erhebt.

anzuerkennen; aber noch 1795, als ein neues Enkelchen erwartet wurde, schrieb sie:

„Nur ärgert mich, daß ich mein Enkelein nicht darf ins Anzeigeblättchen setzen lassen und ein öffentliches Freudenfest anstellen. Doch tröste ich mich damit, daß mein Hätschelhans vergnügt und glücklicher als in einer fatalen Ehe ist.“ [1]

Wie sich das Verhältniß zu göttlichen und menschlichen Gesetzen verhalte, das kümmerte sie nicht — ihren Hätschelhans kümmerte das noch weniger. Er war ganz selig über seine zweideutige Vaterschaft, die sich nicht im Anzeigeblättchen sehen lassen durfte. Schon am 9. Februar 1790 meldete er dem Herzog, der in Berlin war, daß er mit Vergünstigung der Göttin Lucina wieder der Liebe zu pflegen begonnen und seinen römischen Elegien eine neue hinzugefügt habe [2]. Als er im März erst nach Jena und dann nach Italien reisen mußte, um in Venedig die heimkehrende Herzogin-Mutter abzuholen, wurde er über den Abschied von seinem „Mädchen“ und seinem „Kleinen“ ganz mürbe. Er ging nicht gerne weg. Italien, das Land seiner frühesten Sehnsucht und seiner Lieblingsträume, das Land seiner künstlerischen Wiedergeburt und seiner dichterischen Liebe, hatte allen Zauber, alle magnetische Kraft verloren. Seine Welt hieß jetzt Christiane Vulpius, seine sog. „Liebe“ war in das Stadium des Philisteriums getreten. Ein Herr Papa mit vierzig Jahren sieht die Dinge anders an, als ein lediger Künstler, der nach dem „Ideale des Schönen“ in der Welt herumzigeunert. Dem Herzog schrieb er:

„Übrigens muß ich im Vertrauen gestehen, daß meiner Liebe für Italien durch diese Reise ein tödtlicher Stoß versetzt wird. Nicht, daß mir's in irgend einem Sinne übel gegangen wäre — wie wollt es auch? — aber die erste Blüthe der Neigung und Neugierde ist abgefallen, und ich bin doch auf und ab ein wenig schelmfungischer geworden. Meine Elegien haben ihre Summe erreicht. Dagegen bringe ich einen libellum epigrammatum zurück, der sich Ihres Beifalls, hoffe ich, erfreuen soll.“ [3]

Diese Sammlung, die „Venetianischen Epigramme“, sind inhaltlich eine Fortsetzung der römischen Elegien, vorwiegend erotische Gedichte in Geist und Manier der Alten [4]. Doch unterscheidet sie von den Elegien nicht bloß die knappere Form des Sinnspruchs, sondern auch ein

[1] Keil, Frau Rath. S. 319.
[2] Briefwechsel Karl Augusts mit Göthe. I. 156.
[3] Ebd. I. 162. 163.
[4] Die „Attribute des Waldbewohners“ treten darin ebenso deutlich hervor.

herberer, ungemüthlicher Ton. Das Stein- und Wassernest Venedig ist ihm zuwider. Er hat für Nichts mehr rechtes Interesse, als für die Gemäldesammlungen und für die Tänzerin Bettine, die ihn an Christiane erinnert. Er sehnt sich zu seinem „Mädchen" zurück, ohne das ihn alle Schätze der Kunst und alle Reize der Natur nicht zu befriedigen vermögen. Selbst diese Sehnsucht hat keinen idealen Anflug mehr.

„Welche Hoffnung ich habe? Nur eine, die heut mich beschäftigt:
Morgen mein Liebchen zu sehen, das ich acht Tage nicht sah." [1]

Eine Anzahl dieser Epigramme wagte Göthe selbst nicht einmal zu veröffentlichen, weil sie nach seinem eigenen Gefühl die Grenze des Erlaubten überschritten [2]. Diese Grenze ist aber auch in den veröffentlichten nicht festgehalten und den Geist der Unreinheit begleitet auch hier jener der Lästerung:

„Wie sie klingeln, die Pfaffen! Wie angelegen sie's machen,
Daß man komme, nur ja plappre, wie gestern so heut!
Scheltet mir nicht die Pfaffen; sie kennen des Menschen Bedürfniß;
Denn wie ist er beglückt, plappert er morgen wie heut!"

„Vieles kann ich ertragen. Die meisten beschwerlichen Dinge
Duld' ich mit ruhigem Muth, wie es ein Gott mir gebeut.
Wenige sind mir jedoch wie Gift und Schlange zuwider,
Viere: Rauch des Tabaks, Wanzen und Knoblauch und Kreuz."

Da er seine frühere Correspondentin, Frau von Stein, verloren hatte, seine Christiane aber ihm keine literarischen Blaustrumpf-Briefe schrieb noch schreiben konnte, so lagerte er seine venetianischen Eindrücke und Beobachtungen bei Frau von Kalb und Frau von Herder ab. Das „Mädchen" war nicht so eifersüchtig, wie Frau von Stein. Durch die beiden Damen ließ er schon vor der Rückkehr in Weimar verkündigen, daß er der Erklärung der Thiergestalt um eine ganze Formel näher gerückt sei, also eine höchst wichtige wissenschaftliche Entdeckung gemacht habe [3]. Von seinen Briefen an Christiane sind keine veröffentlicht. An Frau von Kalb schrieb er:

---

[1] Göthe's Werke (Hempel) III. 149. [2] Das. III. 148.

[3] Diese „Entdeckung" knüpft sich an einen „zerschlagenen Schöpsenkopf", den Göthe im Sande des Judenkirchhofes in Venedig aufhob. Er glaubte in den Gesichtsknochen desselben deutlich die weitere Entwicklung von Wirbeln zu erkennen. Er behielt diese „Wirbeltheorie des Schädels" jedoch für sich, bis 1807 Oken mit derselben hervortrat. Es entspann sich nun ein Prioritätsstreit über die Entdeckung zwischen Oken und Göthe, später eine weitere Controverse über die Richtigkeit der Theorie selbst zwischen Owen (On the architype etc. 1848) und Huxley (On

„Unter andern löblichen Dingen, die ich auf dieser Reise gelernt habe, ist auch das: daß ich auf keine Weise mehr allein sein und nicht außerhalb des Vaterlandes leben kann.“ [1]

An Herder schrieb er:

„Ich hoffe Euch wohl zu finden. Für die Gesinnungen gegen meine Zurückgelassenen danke ich Euch von Herzen; sie liegen mir sehr nahe, und ich gestehe gern, daß ich das Mädchen leidenschaftlich liebe. Wie sehr ich an sie geknüpft bin, habe ich erst auf dieser Reise gefühlt. Sehnlich verlange ich nach Hause. Ich bin aus dem Kreise des italiänischen Lebens gerückt.“ [2]

Als gesetzter Herr kam er am 20. Juni 1790 mit der Herzogin nach Weimar zurück und hoffte, sich endlich eines hampelmännischen Stilllebens zu erfreuen, als ihn schon zwei Tage darauf ein Brief des Herzogs nach Schlesien rief. Er versprach zu kommen, fand aber Gründe genug, sich vorläufig noch in Weimar nützlicher zu machen. Vor Allem galt es, der Herzogin-Mutter in Belvedere eine Wohnung einzurichten, da ihr Schlößchen in Tiefurt durch eine Überschwemmung gelitten hatte. Dann wollte er beim Schloßbau sein Wörtchen mitsprechen. Endlich beabsichtigte er noch, sein Faustfragment druckfertig zu machen und damit seine gesammelten Werke zum Abschluß zu bringen.

„Meinen Faust,“ schrieb er den 9. Juli an Knebel, „und das botanische Werkchen wirst Du erhalten haben; mit jenem habe ich die fast so mühsame als genialische Arbeit der Ausgabe meiner Schriften geendigt; mit diesem fange ich eine neue Laufbahn an, in welcher ich nicht ohne manche Beschwerlichkeit wandeln werde. Mein Gemüth treibt mich mehr als jemals zur Naturwissenschaft, und mich wundert nur, daß in dem prosaischen Deutschland noch ein Wölkchen Poesie über meinem Scheitel schweben bleibt.“ [3]

Knebel war es in Weimar nicht weniger prosaisch zu Muthe.

„Der Herzog,“ so schrieb er an seine Schwester (am 5. April), „hat die uninteressirtesten, gutmüthigsten und edeldenkende Menschen, wie vielleicht kein Fürst in Deutschland; aber ein böser Genius hat das Interesse für

---

the theory of the vertebrate skull. 1858). Eine weitere Besprechung der Entdeckung gehört also nicht in diesen Theil von Göthe's Biographie. Vgl. Virchow, Göthe als Naturforscher. S. 60—63, 103—120. — Lewes (Frese) II. 191—196. — Helmholtz, Popul.-wissensch. Vorträge. 1876. 1. Heft. S. 37. — Göthe's Werke (Hempel) XXXIII. S. CXLII—CL.

[1] Düntzer, Karl August. II. 11.

[2] Aus Herders Nachlaß. I. 123. 124.

[3] Guhrauer I. 96.

seine eigenen Leute weggenommen, und auf ein preußisches Cürassierregiment transplantirt und ihm dadurch eine Menge unfaßliche und widrige Maximen in den Kopf gesetzt. Er hat das Centrum seines Daseins außer seinem Lande gesetzt; dadurch verliert er alles, Kraft, Muth und Leben, zumal bei der engen Wirthschaft und den kleinen Besoldungen.“[1]

Noch viel weniger rosig lautet Göthe's Urtheil über die literarischen Zustände dieser Zeit:

„Von Kunst hat unser Publikum keinen Begriff, und so lange solche Stücke allgemeinen Beifall finden, welche von mittelmäßigen Menschen ganz artig und leiblich gegeben werden können, warum soll ein Direktor nicht auch eine sittliche Truppe wünschen, da er bei seinen Leuten nicht auf vorzügliches Talent zu sehen braucht, welches sonst allein den Mangel aller übrigen Eigenschaften entschuldigt. Die Deutschen sind im Durchschnitt rechtliche, biedere Menschen, aber von Originalität, Erfindung, Charakter, Einheit und Ausführung eines Kunstwerkes haben sie nicht den mindesten Begriff. Das heißt mit einem Worte sie haben keinen Geschmack. Versteht sich auch im Durchschnitt. Den rohern Theil hat man durch Abwechselung und Übertreiben, den gebildetern durch eine Art Honnetetät zum Besten. Ritter, Räuber, Wohlthätige, Dankbare, ein redlicher, biederer Tiers-Etat, ein infamer Adel u. s. w. und durchaus eine wohl soutenirte Mittelmäßigkeit, aus der man nur allenfalls abwärts in das Platte, aufwärts in den Unsinn einige Schritte wagt, das sind nun schon zehn Jahre die Ingredienzien und der Charakter unserer Romane und Schauspiele.“[2]

---

[1] Knebels Briefe an seine Schwester Henriette.

[2] Brief Göthe's an den Schauspieler Schröder. Allgemeine musikalische Zeitung. 1842. 29.

22. Tasso.

1780—1789.

„Idee?“ sagte Göthe, — „daß ich nicht wüßte! Ich hatte das Leben Tasso's, ich hatte mein eigenes Leben, und indem ich zwei so wunderliche Figuren mit ihren Eigenheiten zusammenwarf, entstand in mir das Bild des Tasso ..... Ich kann mit Recht von meiner Darstellung sagen: sie ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch.“

Göthe zu Eckermann. 1827. III. 117.

„Der ganze Conflict bewegt sich auf dem Boden der Gesinnung, in den Contrasten der Seelenmalerei und sublimirt so die dramatische Form zu einer Höhe, welche weder dem strengeren Gesetz des Dramas, noch den Anforderungen der praktischen Bühne entspricht.“

R. v. Gottschall, Die deutsche Nationalliteratur.

In den Verdrießlichkeiten seiner höfischen und politischen Stellung tröstete sich Göthe oft mit dem Gedanken, daß alle diese Plackereien und kleinen Leiden schließlich dem Dramatiker zu gute kommen würden. Seine Mappe, meinte er, müßte sich mit den mannigfaltigsten Verwicklungen, den interessantesten Charakteren, den spannendsten Ideen füllen. Er täuschte sich. Eben weil er immer Poesie leben wollte, um Poesie hervorzubringen, brachte er viel weniger Poesie hervor, als Andere, welche sich beherzt in die Prosa des Lebens stürzten und dieselbe dichtend in Poesie verwandelten. Am nachtheiligsten für seine dramatische Entwicklung aber war es wohl, daß er vor allen großen Ideen, Bewegungen und Kämpfen seiner Zeit sich in ein nichtssagendes Kleinleben zurückzog und sich darin noch zum Sklaven einer Dame machte, deren Horizont viel enger war als der seinige und über ein jämmerlich beschränktes, sentimentales Gefühlsleben nicht hinausreichte. Für den Dichter des Götz und Faust war die Frau von Stein eine wahre Dalila [1]. Sie beschnitt ihm die Haare und nahm ihm die Kraft, daß er die Philister in Ruhe ließ, keine Häuser mehr umriß, das große Menschenleben unerquicklich fand und still mit ihr tändelte. Unter ihrer Erziehung verlor er unendlich an Receptivität wie an Productionskraft, gab sich einer gewissen mystisch-ascetischen Re-

[1] Lindemann, Geschichte der deutschen Literatur. 1876. S. 565.

flexion hin, stellte sich sein eigenes Leben als ein tragisches Seelenleiden dar und bespiegelte sich jahrelang als dessen Helden, bis er schließlich nicht nur geistig, sondern auch körperlich unter dem Mißverhältniß litt und sich durch Flucht daraus rettete.

Aus dieser Zeit mystischer Selbstbetrachtung und weiblicher Seelenführung stammt der Anfang des „Tasso", eines Dramas, das fast gar keine äußere Handlung hat, in Folge dessen alle Theaterdirectoren in Verlegenheit bringt, das aber ein inneres Seelenleiden mit bewunderungswürdiger Feinheit in allen seinen Phasen vorführt und die Tragik, welche aus dem Gegensatz einer kränkelnden Dichterphantasie zur Prosa der Wirklichkeit hervorgeht, in rührender Wahrheit, antiker Ruhe und tadellosester Formschönheit vor Augen stellt. Das Drama ist ein Unicum. Weder Griechen noch Engländer, weder Spanier noch Franzosen haben ein solches Drama aufzuweisen. Sophokles hat im Philoktet den körperlichen Schmerz zum Grundmotiv einer Tragödie gemacht, aber eine ganz innerliche Seelenkrankheit zum Kern einer Tragödie zu nehmen, ist keinem der griechischen Tragiker eingefallen. Der wirkliche Tasso hat seinen psychischen Leiden wohl in lyrischen Klagen Luft gemacht, aber er hat sich selbst nicht reflexiv beobachtet, um aus seinem Seelenjammer ein Drama zu gestalten. Diese liebevolle Selbstbespiegelung innerer Seelenzustände ist echt deutsch, einer der charakteristischen Züge der Wertherperiode. Tasso ist wie der Orest in Göthe's Iphigenie noch ein nachgeborener Bruder des jungen Werther, oder im Grunde derselbe phantasie- und liebeskranke Poet, nur in variirten Situationen. Das erste Mal kommt der verrückte Schwärmer so weit, daß er sich erschießt. Das zweite Mal folgt er Nicolai's Rath und läßt sich durch ein „schönes Misel" retten. Das dritte Mal führt die prosaische Wirklichkeit des Lebens selbst die Heilung der kranken Phantasie herbei. Es ist aber immer ein und derselbe Göthe, der sich erst durch die hoffnungslose Liebe zur Wetzlarer Lotte in eine phantastische Poetenverzweiflung hineinarbeitet, dann unter Leitung der Frau von Stein sich von den wilden Träumereien der Sturm- und Drangperiode zu läutern sucht, endlich nach neuen, wenn auch sanfteren Seelenplagen sich realistisch mit der wirklichen Welt versöhnt und ruhigen Blickes auf die jahrelange Selbstquälerei zurückblickt. Tasso ist der letzte Schlußaccord, in dem sich die liebesklagenden Dissonanzen der Wertherzeit auflösen. Es fängt jetzt eine andere Tonart, ja eine ganz andere Musik an.

Einen zweiten biographischen Bestandtheil des Tasso bildet der Conflict zwischen Poesie und Prosa, der zehn lange Jahre in seinem Herzen

wogte, ihn mitunter fast zu dem Entschluß trieb, Weimar ganz zu verlassen, ihn dann wieder fesselte und endlich in der italienischen Reise seinen Abschluß fand. Dem jungen Poeten mit seinen ehrgeizigen Aspirationen und seinem wilden Treiben stand anfänglich der Hr. v. Fritsch als prosaischer Antonio gegenüber; als der Dichter mit der Mentorschaft des Herzogs auch den entscheidendsten Einfluß bei Hofe und nach und nach die ganze Regierung des Herzogthums an sich gerissen hatte, da trat der Kampf in sein eigenes Innere zurück; er war nun Staatsmann und Dichter zugleich; der Dichter stand dem Staatsmann, der Staatsmann dem Dichter im Wege. Nach langen Leiden rettete sich die poetische Natur endlich dadurch, daß sie auf die prosaischen Verantwortlichkeiten des Geschäftslebens verzichtete, den Antonio hiermit wieder von sich ablöste, denselben in Gestalt befreundeter Männer vor sich hatte und sich in collegialischer Würde und Gemüthlichkeit mit ihm versöhnte.

In diesen Conflict und seine Lösung spielt endlich ein drittes Moment hinein, das ebensowohl zu der Dichtung anregte, als ihre Ausführung bestimmte: die Stellung Göthe's zu dem herzoglichen Hofe. Wie er in seinen bisherigen Dichtungen die bürgerliche Gesellschaft verherrlicht hatte, in deren Mitte seine Jugendjahre dahingeflossen, so drängte es ihn, auch den Hof zu verherrlichen, durch dessen Freundschaft er in die höchsten Kreise des Lebens eingeführt worden war, der an seinem innern Seelenleben wie an seiner äußern Stellung und Thätigkeit den innigsten Antheil nahm, ja mit dessen Existenz sich die seine völlig verschmolzen hatte. Auch hier war nicht Alles glatt abgegangen. Der Herzog und sein Freund standen sich mehr als einmal sehr mißvergnügt gegenüber; aber sie fanden sich schließlich immer wieder zusammen. Als endlich die Wege völlig sich zu trennen schienen, Karl August vollständig Politiker, Göthe wieder Dichter und Gelehrter wurde, da war durch eben diese Trennung ein Quell beiderseitiger Mißstimmung gehoben; die Freundschaft nahm nun weniger familiäre Formen an, aber sie wurde nun um so fester und dauerhafter. Karl August fühlte, daß der hochbegabte Dichter in unabhängiger Muße seinem Hofe mehr zum Nutzen und Zierde gereichen würde, als wenn er seine Kräfte am Rade Irions verzehrte. Göthe aber seinerseits, als pensionirter Minister auf den Herzogsstuhl erhoben, erhitzte sich nun auch nicht mehr, wie früher, über „Sauhatze" und preußische Heeresfolge, sondern wartete ruhig die Zeit ab, bis des Herzogs kriegerische und politische Gelüste endlich ausgetobt haben und er friedlich zu Haus und Hof zurückkehren würde.

Das sind die hauptsächlichen psychologischen Anhaltspunkte der Dichtung, die — allerdings mit langer Unterbrechung — neun Jahre zu ihrer Vollendung brauchte.

Am 30. März 1780 wird Tasso zuerst in einer Tagebuch-Notiz erwähnt [1]; die Ausarbeitung aber begann erst im October. Die erste Scene las er am 5. November der Frau von Stein und seinem Freunde Knebel vor, am 12. war der erste Act fertig. Noch im November begann er am zweiten Act zu arbeiten; aber die Arbeit stockte bald. Am Jahresschluß schrieb er der Frau von Stein: „Mein Tasso dauert mich selbst, er liegt auf dem Pult und sieht mich so freundlich an; aber wie will ich zureichen. Ich muß allen meinen Weizen unter das Commisbrod backen." Erst spät im folgenden Jahr wurde der zweite Act fertig; dann folgte eine Unterbrechung von sechs Jahren. Das in rhythmischer Sprache geschriebene Fragment wurde 1786 zwar für den VI. Band der gesammelten Werke in Aussicht genommen, aber in Italien von andern Plänen zurückgedrängt, bis Göthe endlich im Februar 1788 zu der Ansicht kam: „Tasso muß umgearbeitet werden; was dasteht, ist zu nichts zu brauchen; ich kann weder so endigen, noch Alles wegwerfen. Solche Mühe hat Gott den Menschen gegeben." Im März gedieh ein neuer Plan; eine neue Biographie Tasso's, die inzwischen der Abbate Serassi [3] veröffentlicht hatte, gab ebensowohl weitere Anregung als Stoff; noch in Rom entstanden einige Scenen; die vollständige Ausführung erfolgte indeß erst nach nochmaliger Unterbrechung, im Frühjahr und Sommer 1789, in der üppigen ersten Zeit seines Liebesverhältnisses zu Christiane, wo er in sinnlicher Zufriedenheit auf die melancholischen Irrfahrten, Stürme und Träumereien der letzten zehn Jahre zurückblickte. Die poetische „Beicht" ging jetzt flott von statten. Aller politische Verdruß mit dem Herzog, alle Schwerenoth mit Militär und Wegen, aller Jammer mit Frau von Stein, kurz die ganze überstandene Leidenszeit erschien ihm jetzt in Strahlen der Verklärung, er versetzte sie poetisch an den Hof von Ferrara, umgab sie mit dem vornehmen Glanz der Renaissance und der reizenden Scenerie Italiens. Wie Geist und Auge an den Sculpturen der Alten zur Ruhe gelangt, so hatte sein Ohr sich an italienischen Wohllaut und antiken

---

[1] Riemer, Mittheilungen. II. 116. — Göthe's Werke (Hempel) VII. 183—196.

[2] Schöll, Briefe an Frau von Stein. I. 382.

[3] Erschien in Rom 1785. Eine frühere Biographie ist die von G. J. Manso. Napoli 1634.

Rhythmen gebildet, seine Sprache an der Versification der Iphigenie und kleineren prosodischen Übungen sich zu hoher Vollkommenheit herangeschult. So nahm die Dichtung, wenn auch nicht mühelos, so doch viel rascher als früher und gleich unmittelbar metrische Gestalt an.

Der Stoff war zu einem Drama nicht ungünstig[1]. Torquato Tasso hängt durch seinen Vater noch mit dem Medicäischen Zeitalter zusammen und ist selbst eine der glänzendsten Gestalten der italienischen Literatur. Das Kunstpatronat der Medicäer setzte sich noch fort an den italienischen Höfen, wie an der päpstlichen Curie: Kunst und Literatur blühten hier fröhlich weiter, während das unglückliche Deutschland der Barbarei entgegenging. Damit war für die Dichtung ein bedeutender Hintergrund und ein weiter Gedankenkreis eröffnet. Das „Befreite Jerusalem“ zog die großartige Welt des Mittelalters in dieselbe hinein. Die classische Kunstform hatte sich in diesem Gedicht herrlich mit dem christlichen Gehalte verschmolzen. In Mitte dieser poetischen Welt stand ein wahrhaft tragischer Charakter, ein glänzend begabter Dichter, geliebt und geehrt, aber durch melancholische Gemüthsart, ungestümen Ehrgeiz, Leidenschaftlichkeit in seiner schönen Laufbahn aufgehalten, in die traurigsten Wirren verstrickt und ihnen erliegend. Die Dunkelheit, welche über seinem Loose waltete, die widersprechenden Nachrichten der Geschichtsschreiber, verstatteten der Fiction weiten Raum. Es war von sehr verwickelten, leidenschaftlichen Liebeshändeln, lebhaftem Hader, wiederholter Flucht, gewaltsamen leidenschaftlichen Ausbrüchen, gezückten Degen, Einkerkerung die Rede. Mit den bunten Verwicklungen eines Mantel- und Degenstücks boten sich am Charakter des Dichters selbst kraftvolle Motive zu ergreifenden Scenen. Tief erschütternd ist endlich der Tod des unglücklichen Tasso in dem Augenblick, wo ihm die höchste Ehre, die Krönung auf dem Capitol, in Aussicht steht.

Doch wie immer, so fehlte auch hier dem deutschen Dichter der historische Sinn, das selbstlose Interesse für den außer ihm liegenden Stoff, jene Objectivität, welche Shakespeare, Calderon, Schiller in ihren Werken an den Tag legen. Wie mächtig glüht das Temperament des

[1] G. Rosini, Saggio sugli amori di Torqu. Tasso. Pisa 1832. — Cibrario, Degli amori etc. di T. T. Torino 1861. — Cardona, Studi novi sopra del T. alienato, in der Nuova Antologia. Febr. 1873. — Cecchi, Torquato Tasso. Firenze 1877. Deutsch von Lebzeltern. Leipzig 1880. — G. Voigt, Torquato Tasso am Hofe von Ferrara, in Sybels historischer Zeitschrift. 1868. XX. 23—52. — H. Hettner, Ital. Studien. 1879. — O. Speyer, Zur Charakteristik Tasso's. Bl. f. lit. Unterhaltung. 1881. II. 561.

Südens, italienische Lebhaftigkeit und Leidenschaftlichkeit in so manchen von Shakespeare's Dramen! Wie gab er sich ganz und gar den Schöpfungen seiner Phantasie und den Eindrücken der Außenwelt hin! Othello ist nicht Shakespeare, sondern Othello! Romeo und Julie sind nicht eine maskirte Shakespeare-Liebschaft, sondern die glänzendste Ausführung eines italienischen Romans. Shylock ist kein Londoner Jude, über den sich Shakespeare geärgert hat, und Antonio kein Schauspieler, um Shakespeare's Tagebuch-Gefühle vor's Publikum zu bringen. Ihm war London und Venedig und die ganze große Welt kein Spiegel, um sein Ich und etwa noch eine Geliebte darin zu schauen, sondern ein gewaltiges Schauspiel, das Jahrtausende vor ihm begonnen, gegen das seine Individualität verschwand, dessen weiterem Verfolge er fröhlich nachträumte, ohne in der Zukunft sein Bild mit Lorbeer bekränzt und von weiblichen Genien umtanzt, einherschweben zu sehen. Calderon war noch selbstloser und freier von jeder Autoreitelkeit: er sorgte erst für den Druck seiner Werke, als Andere dieselben völlig zu verderben drohten. In dieser echten Künstlerdemuth und Selbstlosigkeit aber fanden diese großen Dichtercharaktere die Kraft einer unerschöpflichen Productivität. Je weniger sie an sich selbst dachten, desto mehr Zeit hatten sie, an Anderes zu denken, und aus dem bunten Weltschauspiel stets neue Gestalten auf die Bühne zu ziehen oder sie durch die schöpferische Thätigkeit ihrer Phantasie zu neuen Wesen umzuwandeln.

Göthe dagegen war und blieb der unverbesserliche deutsche Philosoph, der immer vom „Ich" ausging und zum „Ich" zurückkehrte[1], nichts interessant fand als sein „Ich", Natur und Menschheit in der vielseitigsten Dilettanterie um dieß kostbarste „Ich" gruppirte, schon von Jugend auf an seiner Biographie schrieb, sich in Correspondenzen durch ganz Deutschland als Dichter aufspielte, und sich selber schon den Lorbeer aufsetzte, bevor noch seine gesammelten Werke zum ersten Mal vollständig gedruckt erschienen. Er brachte sich und sein Weimar mit nach Italien — und darum brachte er auch keine neue Erfindung aus Italien zurück, sondern bloß etwas Costüm und Scenerie, um sich und Weimar à la Italienne glorreich zu dramatisiren, etwas Marmor, um sich selbst ein Denkmal zu setzen, und einen Lorbeerkranz aus Ferrara, um sich von weimarischen Herzoginnen

[1] Über die hierin begründete „Familienähnlichkeit" der Hauptgestalten der meisten Göthe'schen Dichtungen vgl. C. Hoheisel, Göthe's dramatische und epische Hauptwerke. Eisenach 1873. S. 88. 89.

damit krönen zu lassen [1]. Wenn man nicht gründlich auf ein ewiges Leben im Jenseits rechnet, dann ist es allerdings gerathen, den eigenen Ruhm nicht der Nachwelt zu überlassen. Wem „das liebe Ding, das sie Gott heißen", nur ein verliebtes Gefühlsphantom ist, dem kann auch Natur, Menschheit und Geschichte nichts mehr sein, als ein Arabeskenkranz für das eigene Porträt.

Das ist das eigentliche Geheimniß, weßhalb der Tasso keine leidenschaftliche Tragödie, kein historisch-romantisches Drama, kein lebendiges Zeitgemälde, ja nicht einmal ein beliebtes Bühnenstück geworden ist, „das zieht", sondern bloß ein Salons- und Cabinetsstück von höchster Eleganz, ein Seelengemälde voll der feinsten Züge, Ideen und Contraste, ein Lesedrama, das „im Bau der Acte, in der Führung der Scene, im Ausdruck der Gedanken" [2], in Schönheit der Sprache und Wohllaut des Verses unübertrefflich ist, das schönste Festspiel, um an Göthe-Tagen den Dichter in seinem Repräsentanten Tasso, mit seinen Worten, ja gleichsam nach seiner testamentarischen Verfügung, durch eine schöne Theater-Prinzessin krönen zu lassen. „Jedes Wort ist ein Gedanke." Die Sprache ist Musik, Niemand hat Göthe feiner gelobt, als er es in diesem Stücke gethan, Niemand seine Schwächen liebevoller und geistreicher entschuldigt. Als Tasso und Antonio vereinigt er in seiner Person die Energie und Weisheit des Staatsmannes mit dem ganzen Zauber einer hochstrebenden Dichternatur und ist so die höchste Zierde des Hofes, dem er seine Stellung dankt. Er behält aber das empfangene Licht nicht für sich, er strahlt es dankbar auf den Herzog zurück. Die Freundschaft Beider wird zu einem welthistorischen Ereigniß erhoben, das kleine Weimar als Bildungsstätte neben das ewige Rom gerückt, die Spießbürgerei und Kleinstädterei seines bisherigen Lebens zum Ideal verklärt, das Religion, Vaterland, Wissenschaft, Kunst, ja alles Große in Welt und Leben eminent in sich schließt:

„Hier ist mein Vaterland, hier ist der Kreis,
In dem sich meine Seele gern verweilt.
Hier horch' ich auf, hier acht' ich jeden Wink,
Hier spricht Erfahrung, Wissenschaft, Geschmack.
Ja, Welt und Nachwelt seh' ich vor mir steh'n." [3]

[1] Gervinus. 1844. V. 101. „In diesem Stück liegen Ariost und Tasso so im Hintergrunde, wie in der Iphigenie das Alte." — „In vielen Punkten sprach Göthe hier sein eigenes Verhältniß zum Hofe aus", sagt Tieck (Köpke II. 191). Er tadelt besonders die „Unklarheit" im Charakter des Fürsten.

[2] H. Grimm, Vorlesungen. II. 79.

[3] Göthe's Werke (Hempel). VII. 212.

Götz von Berlichingen, der „Redliche", hat sich ganz von Grund aus bekehrt. Er erlaubt sich nicht bloß keine pöbelhaften Ausdrücke mehr, er spricht vielmehr die feinste dichterische Salonsprache, die seit den Tagen Ludwigs XIV. gesprochen ward. Den gewöhnlichsten Complimenten weiß er dichterische Würde und Weihe zu geben. Mit italienischer Grazie kniet der einstige Titane vor Prinzessinnen nieder, um unter den liebenswürdigsten Versicherungen seiner Bescheidenheit den Lorbeerkranz in Empfang zu nehmen. Man fühlt es, daß es dem bürgerlichen Parvenu unter den Hoheiten unendlich wohl ist[1], und daß er ihnen seine Phantasieleiden nur darum vorführt, um neue, noch gewähltere Schmeicheleien daran zu knüpfen. Nachdem er der schweren Noth des Bauernkrieges glücklich entronnen, überläßt er das heilige römische Reich unbekümmert seinem Untergang und sonnt sich fröhlich an den Strahlen, die sein Genie über den Herzog und sein Herzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach, über Hof, Stadt und Welt verbreitet.

Doch sehen wir von dieser stolzen Selbstverherrlichung und von dem Übermaß höfischer Schmeichelei ab, das sich schließlich auf dieselbe zurücklenkt und keinem gesunden, freisinnigen Geist behagen kann. Die Art und Weise, in welcher Göthe sich dieß ewige Denkmal gesetzt, ist nicht nur höchst geistreich und künstlerisch, sie verräth dasselbe hohe dichterische Genie, das blitzähnlich die ungeschlachten Formlosigkeiten des Götz durchzuckt. Nur ist die wilde Naturkraft jetzt gebändigt, der ästhetische Revolutionär zu Gesetz und Regel zurückgekehrt, der unbändige Urpoet ein solcher Verehrer strenger Kunst geworden, daß die Kunst nicht mehr weiter gehen dürfte, ohne an Künstelei zu streifen. Denn in ästhetischer Hinsicht geht Tasso, wie früher Götz, in's Extrem. Tieck steht indeß nicht an, den Tasso eine „echte Tragödie" zu nennen[2], und wenn man die innern Seelenvorgänge und Seelenstimmungen für Handlung gelten lassen will, so kann man ihm beipflichten[3].

Mit der Ruhe und Klarheit antiker Sculpturen zeichnet die meister-

---

[1] Viel zu weit, wie in seinen meisten Urtheilen über Göthe, ist Wolfg. Menzel gegangen, wenn er sagt: „das ganze Stück sei darauf berechnet, allen Prinzessinnen der Welt nahezulegen, daß sie nicht mächtige Könige, Staatsmänner und Helden, sondern verliebte Dichter lieben sollten". Das konnte der Dichter kaum beabsichtigen, der sich mit einem Fabrikmädchen sine matrimonio zufrieden gab. Vgl. Boden, Vertheidigung deutscher Klassiker. Erlangen 1869. S. 7.

[2] A. a. O. II. 191.

[3] Eine sehr übertriebene Lobrede hinterließ A. F. C. Vilmar, Über Göthe's Tasso. Frankfurt a. M., Heyde u. Zimmer, 1869.

hafte Exposition sowohl den Schauplatz als die Charaktere der fünf handelnden Personen, ihre gegenseitigen Beziehungen und den darin ruhenden Keim der Verwickelung. Der Glanz eines italienischen Frühlings erleuchtet den Schloßpark von Belriguardo. Zwei Idealgestalten fürstlicher Frauen winden Kränze für die Dichterheroen, welche den Garten zieren, und verrathen in sinnigem Zwiegespräch zugleich die feinste geistige Bildung und ein Interesse für den Dichter Tasso, das an Liebe streift. Der Herzog kommt und führt das Bild des melancholischen, träumerischen Dichters weiter aus. Damit ist auch ein Anfang von Handlung gegeben, eine zarte, liebevolle Conspiration, um die krankhaften Anlagen des Dichters zu überwinden und ihn durch freundliche Hilfe dazu zu bringen, daß er sein Kunstwerk endlich abschließt. Kaum haben sich die Drei das Wort gegeben, da naht der Dichter sich. Das befreite Jerusalem ist vollendet. Tasso legt das Gedicht in die Hände seines Mäcenas nieder, die Prinzessin krönt ihn mit dem Ehrenkranze Virgils, und der enthusiastische Schwärmer träumt einen halbmelancholischen, süß-schwermüthigen Freudentraum. Ehe er ihn ausgeträumt, erscheint Antonio von Rom zurück, zieht den Dialog ins politische Geschäftsleben hinüber, wird aber vom Herzog auf Tasso's Krönung zurückgelenkt. Anstatt in die Begeisterung des Herzogs und der Damen einzustimmen, lobt er in langer Rede Ariost und weckt dadurch in dem eiteln, träumerisch mit sich beschäftigten Tasso peinliche Gefühle, und stört sein überschwengliches Phantasieglück.

Es sind im Grunde keine schönen, hohen Motive, welche die Verwickelung begründen: kleinliche Dichtereitelkeit, krankhafte Empfindlichkeit, ein melancholischer Neid, eine fast unausstehliche Eingenommenheit von sich selbst und entsprechende Liebeleien, kurz all die kleinlichen Leidenschaften, die man bei zartlyrischen Dichternaturen mitunter findet. Weder Dante noch der historische Tasso, nicht einmal Petrarca, waren solche Zuckerseelchen. Sie hatten alle noch zu viel römischen Stoff im Blut. Aber all diese kleinen Laster, die einzeln genommen mikroskopisch häßlich sind, hat Göthe mit so freundlichen Farben colorirt und so artig gemischt, daß sie in ihrer Verbindung nicht wie eine Schuld, sondern wie ein unvermeidliches Unglück, ja wie eine liebenswürdige Seelenkrankheit erscheinen, die Theilnahme weckt, ja in gefühlvolleren Seelen eine ähnliche Rührung wachrufen mag, wie der Werther. Der schwärmerische Idealismus, mit welchem der Dichter ganz in sein Ich, seinen Dichterruhm, seine Liebe, die Träume seiner Eitelkeit versenkt ist, führt nothwendig einen Conflict

mit der prosaischen Wirklichkeit des Lebens herbei. Die Welt dreht sich nach ganz andern Gesetzen, als nach den Träumen seines Gefühls, sie macht ihn nicht zu ihrem Mittelpunkt. Die natürlichsten Begegnisse erscheinen ihm als feindliche Herausforderungen, Beleidigungen; er sieht Feindschaft und Zurücksetzung, wo ihm nur das aufrichtigste Wohlwollen gegenübersteht. Indem er sich aus dem Netz dieser Vorstellungen herauszureißen sucht, verstrickt er sich immer mehr in dieselben, bis sein ganzer Stolz und seine schwärmerische Liebe endlich an der rauhen Wirklichkeit zusammenbricht, und er bei dem Hilfe sucht, den er als seinen größten Feind betrachtet hatte.

Aus den mitleidigen Bemühungen der Prinzessin, sein Gemüth zu beruhigen, liest er eine Liebeserklärung heraus und träumt, berauscht davon, einen Traum unermeßlicher Seligkeit, will in diesem Rausch sich nun Antonio zum Freunde machen, stößt aber wiederum auf den nüchternsten Realismus, bäumt sich dawider auf, geräth in Wortwechsel, zieht den Degen, verletzt die schuldige Ehrfurcht gegen den Herzog und erhält nun einen im Grunde sehr prosaischen Stubenarrest. Hier entwickelt sich nun die Heroenkrankheit der modernen Gesellschaft — die Hypochondrie — erst zur vollen Blüthe. Für die beiden Prinzessinnen ist natürlich nichts rührender, als diese moralisch-physische Erbärmlichkeit, welche den Mann auf das Niveau ihrer eigenen ungesunden Gefühlsschwärmerei herabsetzt.

„Da wurde Leiden oft Genuß und selbst
Das traurige Gefühl zur Harmonie."

Ihr krankhaftes Mitleid verstärkt nothwendig das Übel, das sie heilen wollen. Wie im Werther beschreibt Göthe den ganzen weiteren Verlauf der Seelenkrankheit von Etappe zu Etappe zugleich mit der Leidenschaftlichkeit des Kranken, der von ihr ergriffen ist, und mit der Ruhe des Arztes, der sie beobachtend verfolgt. Wie im Werther wird die im tiefsten Grunde sinnliche Grillenfängerei zu einem grandiosen, erhabenen Gefühlsleiden aufgebauscht. Wie im Werther kommt es endlich zu der unvermeidlichen, leidenschaftlichen Umarmungsscene und darauf zur Verzweiflung. Aber anstatt sich zu erschießen, bricht der Schwärmer dießmal weinerlich in sein moralisches Nichts zusammen und bittet den im Antonio personificirten gesunden Menschenverstand, sich seiner zu erbarmen. Das ist unzweifelhaft tragisch, aber weder in der Art Shakespeare's noch der Alten. Es ist die Tragik eines verweichlichten, sentimentalen Geschlechts [1].

[1] Wer sollte es für möglich halten, daß deutsche Pädagogen diese krankhafte

Das „cynische Schlußkapitelchen", das Lessing zum „Werther" verlangte, sollte auch beim „Tasso" nicht fehlen: es sind die „Römischen Elegien" und die „Venetianischen Epigramme". Und Göthe hat das Kapitelchen nicht bloß geschrieben, sondern auch gelebt. Weder die glänzende Formvollendung der Elegien und Epigramme, noch der Seelenreichthum und die Sprachschönheit des Tasso vermochte einsichtigeren Männern die trostlose Nichtigkeit des Seelenlebens zu verbergen, welches Göthe im Tasso mit dem Glanze der Verherrlichung zu umgeben bemüht war. In deutlicher Fracturschrift hat Schiller zum „Tasso" ein ähnliches Postscriptum verfaßt, wie Lessing es dem „Werther" gewidmet hatte:

Sentimentalität sogar für „Haus und Schule" als Heiligkeit und Tugend anzupreisen wagten! Aber soweit ist der Göthe-Cult gediehen. So sagt z. B. E. Gude (Erläuterungen deutscher Dichter. Leipzig, Fr. Brandstetter, 1876. Bd. II. S. 55):

„Die Prinzessin des Tasso — wer hätte nicht voll Entzücken und schmerzlicher Rührung vor dieser herrlichen Frauengestalt gestanden! Wer empfände nicht die tiefe sittliche (!) Grazie dieses einzigen Wesens, durch die sie wie ein seliger Geist jeden, der sie erkennt, mit ebenso unwiderstehlichem Reize (!) an sich zieht, um durch ihre heiligende (!) Nähe sich von jeder falschen Unruhe und Begier reinigen (!) zu lassen, als sie anderseits auch wieder in ehrfurchtsvoller Scheu und Zurückhaltung jeder zu lauten und irdisch stürmischen Huldigung gebieten heißt! Sie scheint bestimmt zu sein, gleichsam der sittliche Genius (!) für Tasso's ganzes Wesen zu werden, ja, sie ist selbst, könnte man sagen, ein weiblicher Tasso, nur eben dadurch verschieden, daß ihr Kunstwerk kein anderes als ihre eigene Seele ist, voll Reichthum, Tiefe, Zartheit, Innigkeit, Maß und Harmonie. Allein es bedurfte, um sie uns menschlich näher zu rücken (sic!), auch einer Schwäche; auch dieses Herz voll Tiefe und Ruhe mußte in eine Bewegung hineingerissen werden, welche gegen die sonstige ewige Freiheit dieses Gemüths nur einen um so ergreifenderen Contrast bildete, — und der Dichter hat den Punkt zu treffen verstanden, der sie uns nur noch liebwerther machen mußte, der Zug ihres Herzens hin zu Tasso, worin, da dieser der Prinzessin stille Selbstbeherrschung nicht theilen kann, für ihn und sie die Quelle unsäglichen Leidens liegt. Diese Liebe zu einem gottbegnadigten Mann, welche alle Innigkeit der Geschlechtsliebe (!!) und alle Reinheit (!!) der Schwesterliebe in sich trägt, überdieß durch ihren ganzen Lebensgang so psychologisch nothwendig gemacht, so mit ihrem süßen, unvermerkten Zug immer weiter (!) führend und alle Gefahr verdeckend — diese ist das, worauf, wenn von irgend einem Vorwurf gegen sie die Rede sein dürfte (!!), wenn wir uns, statt beklagend, anklagend gegen sie verhalten dürften (!!), zuletzt doch alle unsere Angriffe gerichtet sein müßten." — Das Buch, in welchem dieser blühende Unsinn steht, wird, wie ich höre, sowohl in protestantischen als auch in katholischen Anstalten zur Heranbildung von „Lehrerinnen" gebraucht. Dr. Falk hat kein Rescript dagegen erlassen, um die deutsche Jugend vor „ungesunder Sentimentalität" zu bewahren! Solche Sünden gegen die Sittlichkeit und den gesunden Menschenverstand gelten heute als „echt christliche, nationale und humane Geistes- und Gemüthsbildung"!

„Er fängt an alt zu werden," schrieb er am 1. November 1790 über Göthe an Körner, „und die so oft von ihm gelästerte Weiberliebe scheint sich an ihm rächen zu wollen. Er wird, wie ich fürchte, eine Thorheit begehen und das gewöhnliche Schicksal eines alten Hagestolzen haben. Sein Mädchen ist eine Mamsell Vulpius, die ein Kind von ihm hat, und sich nun in seinem Hause fast so gut als etablirt hat. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er sie in wenigen Jahren heirathet. Sein Kind soll er sehr lieb haben, und er wird sich bereden, daß, wenn er das Mädchen heirathet, es dem Kinde zu Liebe geschehe, und daß dieses wenigstens das Lächerliche dabei vermindern könne." [1]

Körner antwortete hierauf:

„Seine Heirath mit der Vulpius würde mich nicht sehr befremden. Erstlich fragt sich vielleicht, ob die schlimmen Gerüchte von ihr begründet sind, und dann wäre es wohl möglich, daß man ihn sein bisheriges Verhältniß nicht in Ruhe fortsetzen ließe. Denke Dir den Fall, daß er dem Mädchen gut ist, daß alle Welt auf sie loshackt, daß er ihr in einer kleinen Stadt keine erträgliche Existenz verschaffen kann, ohne sie zur Frau zu nehmen. In Weimar scheint man über das Concubinat noch etwas anders zu denken als in Berlin." [2]

Neun Jahre später, nachdem Schiller längst nach Weimar gezogen war und aus mehrjährigem Verkehr Göthe's Privatverhältnisse persönlich und genau kennen gelernt hatte, meldete er an Körner über Göthe's Productivität:

„Im Ganzen bringt er jetzt zu wenig hervor, so reich er noch immer an Erfindung und Ausführung ist. Sein Gemüth ist nicht ruhig genug, weil ihm seine elenden häuslichen Verhältnisse, die er zu schwach ist zu ändern, viel Verdruß erregen." [3]

Körner erwiederte hierauf:

„Daß Göthen seine Verhältnisse drücken müssen, begreife ich recht wohl, und ich erkläre mir daraus, warum er außerhalb Weimar weit genießbarer als in Weimar sein soll. Man verletzt die Sitten nicht ungestraft. Zu rechter Zeit hätte er gewiß eine liebende Gattin gefunden, und wie ganz anders wäre da seine Existenz! Das andere Geschlecht hat eine höhere Bestimmung, als zum Werkzeug der Sinnlichkeit herabgewürdigt zu werden; und für ein entbehrtes häusliches Glück gibt es keinen Ersatz. Göthe kann selbst das Geschöpf nicht achten, das sich ihm unbedingt hingab. Er kann von andern keine Achtung für sie und die ihrigen erzwingen. Und doch mag er nicht leiden, wenn sie gering geschätzt wird.

„Solche Verhältnisse machen den kraftvollsten Mann endlich mürbe. Es ist kein Widerstand da, der durch Kraft zu überwinden ist, sondern eine heim-

[1] Gödeke, Schillers Briefwechsel mit Körner. 2. Aufl. I. 384.
[2] Ebd. I. 386. [3] Ebd. II. 359.

lich nagende Empfindung, deren man sich kaum bewußt ist, und die man durch Betäubung zu überwinden sucht.“ [1]

Erst abermal sechs Jahre später, während die Franzosen in Weimar hausten, entschloß sich Göthe, dem unerquicklichen Verhältniß ein Ende zu machen, und meldete seinem Freunde und Victualienlieferanten Nicolaus Meyer in Bremen:

„Um diese traurigen Tage durch eine Festlichkeit zu erheitern, habe ich und meine kleine Hausfreundinn gestern, als am 20. Sonntag nach Trinitatis, den Entschluß gefaßt, in den Stand der heiligen Ehe ganz förmlich einzutreten; mit welcher Notification ich Sie ersuche, uns von Butter und sonstigen transportabeln Victualien manches zukommen zu lassen.“

Es scheint, daß Frau von Stein ihre Anschauungen über Göthe nicht ganz aus der Luft schöpfte, wenn sie in ihr Drama „Dido“ folgende Bemerkungen einflocht:

Elissa (Charlotte von Stein): Ich möchte meine Sicherheit nicht in deine Hände legen, da deine Moral von Deiner Küche abhängt.

Ogon (Göthe): Dieß gehört nicht zur Sache, die ich mit Dir abhandeln wollte. Du weißt, daß ich Dich einmal liebte. Es ist schwer, die Wahrheit zu sagen, ohne zu beleidigen; aber echte menschliche Natur ist schlangenartig, eine alte Haut muß sich nach Jahren einmal abwerfen: diese wäre nun bei mir herunter [2].

---

[1] Ebd. — Keil schreibt den Brief (wohl irriger Weise) Schiller zu. Corona Schröter. S. 263. 264.

[2] Dido. S. 44.

Rückblick.

Was immer auch die Verehrer Göthe's aufgeboten haben, um seine Jugend mit dem Glorienschein glänzender Entwicklung und bleibenden Verdienstes zu umgeben, er selbst hat klarer gesehen und deutlicher gesprochen, als sie alle. Er war sich klar bewußt, gleich hundert andern Studenten, nur ein bischen „genialer", seine schönen Jugendjahre verbummelt zu haben.

„Wie ich alles Wissenschaftliche nur halb angegriffen und bald wieder habe fahren lassen, wie eine Art von demüthiger Selbstgefälligkeit durch alles geht, was ich damals schrieb. Wie kurzsinnig in menschlichen und göttlichen Dingen ich mich umgedreht habe. Wie des Thuns, auch des zweckmäßigen Denkens und Dichtens so wenig, wie in zeitverderbender Empfindung und Schatten-Leidenschaft gar viele Tage verthan, wie wenig mir davon zu Nutzen kommen und da die Hälfte des Lebens vorüber ist, wie nun kein Weg zurückgelegt, sondern vielmehr ich nur dastehe wie einer, der sich aus dem Wasser rettet und den die Sonne anfängt, wohlthätig abzutrocknen."

Es war ein sehr lichter Augenblick, als Göthe am 7. August 1779 diese Rückschau auf sein Leben hielt. Die Zeit von 1775 bis 1779 getraute er sich damals noch nicht zu überschauen. Doch hat er diese vier Jahre und die sechs folgenden Jahre dazu am Abend seines Lebens in nicht weniger energischer Weise verurtheilt. Er lobte den Franzosen J. J. Ampère, daß er seine Dichtungen nicht nach allgemeinen Grundsätzen, sondern als „verschiedene Früchte verschiedener Lebensepochen des Dichters" aufgefaßt und beurtheilt habe, und fügte bei:

„Er hat den abwechselnden Gang meiner irdischen Laufbahn und meiner Seelenzustände im tiefsten studirt und sogar die Fähigkeit gehabt, das zu sehen, was ich nicht ausgesprochen und was sozusagen nur zwischen den Zeilen zu lesen war. Wie richtig hat er bemerkt, daß ich in den ersten zehn Jahren meines weimarischen Dienst- und Hof-
s so gut wie gar nichts gemacht, daß die Verzweiflung

mich nach Italien getrieben, und daß ich dort, mit neuer Lust zum Schaffen, die Geschichte des Tasso ergriffen, um mich in Behandlung dieses angemessenen Stoffs von demjenigen freizumachen, was mir noch aus meinen weimarischen Eindrücken und Erinnerungen Schmerzliches und Lästiges anklebte. Sehr treffend nennt er daher auch den ‚Tasso' einen gesteigerten ‚Werther'".

Erst in Italien erwachte Göthe's poetischer Genius von Neuem. „Ich lebte," sagte er, „zehn Monate lang zu Rom ein zweites akademisches Freiheitsleben."

Doch so sehr lastete noch das Joch seines bisherigen Treibens auf ihm, daß er auch in Italien einen schönen Theil dieses akademischen Freiheitslebens wiederum an die alten, unbedeutenden Singspielchen, an neue Liebeleien und an das fruchtlose Bemühen verschwendete, ein Maler zu werden. Kein einziges neues Stück, nur Fragmente und Correcturen, neue Ideen und Anschauungen brachte er aus Italien mit nach Hause. Er brauchte abermals Jahre, bis in neuen Dichtungen und ästhetischen Abhandlungen die Früchte der Reise zu Tage traten. Iphigenie, Egmont und Tasso gehören nur in sehr geringer Weise Italien an. Iphigenie und Tasso aber sind die einzigen Leistungen dieser fünfzehn Jahre, welche an literaturgeschichtlichem Interesse mit Götz und Werther gleichgestellt werden können. Von diesen drei Stücken ist „Egmont" (wie „Götz") eine verunglückte Nachahmung der Shakespeare'schen Dramatik. „Iphigenie" und „Tasso" allein kommen in Anlage, Stil und Sprache einigermaßen den Dichtungen der Alten nahe und können, obwohl sie das Wesen und den Charakter der antiken Tragödie durchaus nicht treffen, in ihrer Art doch als „classische" Meisterwerke betrachtet werden. Ihre Entwicklungsgeschichte aber bestätigt das traurige Selbstbekenntniß Göthe's, daß er seine Jugend an Schattenleidenschaft vergeudet und die ersten zehn Weimarer Jahre fast ebenso an unfruchtbare Tändelei verschwendet habe.

„Iphigenie" und „Tasso" sind nämlich nur dadurch zu ihrer Vollendung gelangt, daß Göthe aus dem Wirrwarr seiner zahllosen Geschäfte, Geschäftchen, Tändeleien floh, in Einsamkeit und Sammlung ernstlich arbeitete, die Alten studirte, die Vorzüge ihrer Werke bis in's Einzelne zu erfassen und nachzubilden suchte, die eigene Sprache nach ihnen modelte. Mit diesem Studium verband sich dasjenige der antiken Kunst überhaupt und zwar gerade jener Werke, welche durch religiöse Weihe und ernstsittlichen Gehalt mit der ernsten Tragödie der Alten am meisten verwandt sind. Ferner gab sich Göthe Mühe, den Wohllaut und die Schönheit

des italienischen Idioms, so weit als möglich, für die noch ungefüge deutsche Sprache zu gewinnen. Ja, ohne es zu beabsichtigen, näherte er sich durch die Renaissance dem christlichen Geist, der es einst versucht hatte, die Schönheit und die Harmonie altclassischer Formen mit christlichem Gehalte zu vermählen. Er wollte seine „Iphigenie" nichts sagen lassen, was nicht einer christlichen Heiligen geziemte. Er ging im „Tasso" noch weiter und nahm sogar das vielgeschmähte Papstthum der Renaissance zum Hintergrunde der Handlung. Daß „Tasso" und „Iphigenie" keine trostlosen Fragmente und Skizzen in Prosa geblieben sind, danken sie, außer der ernsten Arbeit und künstlerischen Sammlung des Dichters, ebenso sehr auch dem Studium der Alten und dem Einfluß des katholischen Italiens, das den Dichter trotz seines Widerstrebens in seinen Zauberkreis zog und mächtig beeinflußte.

Was sich Göthe aber erst als gereifter Mann von nahezu vierzig Jahren durch Studium und ernste Geistesarbeit nachträglich in Italien erwarb, das hätte er längst zuvor als Student in Frankfurt, Leipzig und Straßburg erwerben können. Geniale Anlagen waren vorhanden; sie bedurften nur der Pflege und Entwicklung. Er sprudelte immer von kühnen Plänen und großen Ideen, wenn er mit wahrhaft bedeutenden Gegenständen in Berührung trat. Die Bibel, Homer, Sophokles, Shakespeare fanden in ihm einen mächtigen Wiederhall. „Götz" war ein Versuch, ein deutscher Shakespeare zu werden; aber er ahmte nach, bevor er gründlich studirt hatte. Er fühlte, daß Wieland die wahre Größe der Alten nicht erfaßte; aber anstatt sie gründlich zu studiren, persiflirte er den gefälschten Herkules in einer werthlosen Farce. Eine mächtige Neigung seines Genius zog ihn nach Italien, dem Heimathlande der Kunst; doch Lili's goldenes Herzchen rief ihn vom Gotthard nach Frankfurt zurück. In Liebeständeleien mit diesem Mädchen ward die Faustsage zu einer Gretchen-Tragödie, Egmont zu einem galanten jungen Offizier. Auch jetzt noch hätte er sich vielleicht eine Irrfahrt von zehn Jahren ersparen können, wenn er beherzt die Reise nach Italien unternommen und sich mit ganzer Seele dem Studium der Alten gewidmet hätte. Was zehn Jahre später den halbvertrockneten Bureausklaven neu begeisterte und neu belebte, das hätte an dem feurigen Jüngling nicht ohne Einwirkung vorübergehen können. Auch an die Erscheinungen des katholischen Italiens wäre er vielleicht mit weniger Vorurtheil herangetreten. Zu fruchtreichem Studium stand ihm noch die volle Kraft der Jugend zu Gebot. Geld, Freiheit, Freunde hatte er zur Verfügung. Wie er es später that, konnte er von

einer fruchtreichen Wanderschaft in das väterliche Haus zurückkehren, um in treuer Arbeit die gesammelten Schätze zu verwerthen. „Tasso" und „Iphigenie" beweisen, daß sorgfältige, emsige Arbeit kein Hinderniß des Genies gewesen wären. Erst durch die Schulung seiner Kräfte ist er zu künstlerischer Vollendung gelangt.

Was ihn aber hinderte, diesen einzigen, vernünftigen Weg der Bildung einzuschlagen, das waren im Grunde dieselben feindlichen Mächte, an denen schon die großen Ideen und Pläne seiner Jugend gescheitert waren: es war sein leichtfertiger Hang, „genial", wie man es nannte, d. h. ungebunden, planlos, romanhaft in den Tag hineinzuleben, wenn möglich eine diesen Gelüsten entsprechende, glänzende Stellung zu erhäschen, neue Liebesabenteuer durchzumachen, dilettantisch in allen Gebieten menschlichen Wissens und menschlicher Thätigkeit herumzustöbern und aus dem wirren Chaos gelegentlich einen neuen Roman oder ein Drama zu gestalten. Das war ihm Poesie und Genie.

Scheinbar gelang dem kühnen Streber Alles: er ward der Günstling eines unabhängigen Fürsten, der erste Mann bei Hof, Theaterdirector und Protagonist eines herzoglichen Liebhabertheaters, maître des plaisirs, Minister des herzoglichen Hauses, Stütze des herzoglichen Cabinets, Minister der öffentlichen Arbeiten, Kriegsminister, Finanzminister, der erste Mann im Herzogthum, dazu Gelehrter und Künstler in allen Zweigen, Nationalökonom, Geolog, Mineralog, Botaniker, Zoolog, Meteorolog, Anatom, Naturphilosoph, Theosoph, Politiker, Historiker, Zeichner, Maler, Plastiker, Architekt, Musiker, Mime, Balletmeister, Hofpoet, Löschhauptmann, Straßenaufseher, Bureauchef, Gefängnißvisitator, Recrutirungscommissär, diplomatischer Geheimschreiber, Agent bei andern Höfen, Gärtner, Parkinspector, Bergwerkdirector, Bienenzüchter, Ingenieur. Es fiel ihm sogar der Wunsch ein, noch Bauer zu werden. Dem Generalsuperintendenten corrigirte er seine Predigten und wissenschaftlichen Werke, den Herzog vertrat er im Conseil, alle Beamtungen im Lande und bei Hofe waren schließlich fast nur mit seinen Leuten besetzt, die angesehenste Dame am Hof war seine Geliebte und Vertraute, die erste Sängerin und Schauspielerin seine „Freundin" und zwei Herzoginnen waren fast stolzer auf seine Dienste, als auf die Gunst, die sie ihm schenkten.

Aber es war etwas zu viel für einen Mann. Nach und nach brach die ganze Herrlichkeit zusammen [1]. In mühseliger Bureauarbeit

[1] Das dürfte wohl der Hauptgrund gewesen sein, weßhalb er seine Selbstbiographie nicht auf die erste Zeit in Weimar ausdehnen wollte. „Die wahre (!)

versiegte der gute Humor, dessen der maître des plaisirs bedurfte. Der Faschingstraum der ersten Jahre versandete in unsterbliche Langweile. Der Herzog emancipirte sich von dem allmächtigen Günstling: schmollend zog sich dieser erst in das Gebiet der innern Politik und dann auf dasjenige der Gelehrsamkeit zurück. Hier ebenfalls kein Erfolg. Als der Dichter wieder zu sich kam, fand er als Früchte zehnjähriger Thätigkeit nur langweilige Actenstöße, ein paar unbedeutende Singspiele, Farcen und Fragmente von Dramen und Romanen in seinen Händen. Da dankte er ab und versuchte das einzuholen, was er in diesen zehn Jahren verscherzt. Es war aber zu spät.

So viel Zeit er auch jetzt noch an seine Singspiele verschwendete, sie erreichten weder den Wohllaut eines italienischen Operntextes, noch jene tiefgreifende literarische Bedeutung, die er sich versprach; sie vermochten nicht einmal Wielands „Alceste" zu verdrängen und sind nicht mehr werth, als dieser schale Operntext.

„Wilhelm Meisters Lehrjahre" blieben noch jahrelang ein Fragment.

„Egmont" wurde trotz des ewig blauen italienischen Himmels ein bis zur Lächerlichkeit sentimentales, opernhaftes Effectstück, ohne wahre dramatische Leidenschaft und ohne harmonisch-vollendete Form.

„Iphigenie" verlor unter dem Einfluß eines zehnjährigen Liebesromans alle Kraft und Großartigkeit der altgriechischen Tragödie und gewann dafür nur einen scheinbaren Anhauch christlicher Idealität. Erst als Göthe der Frau von Stein entronnen war und wieder fleißig arbeitete, rundete die äußere Form des Dramas sich ab und erhielt ihre classische Schönheit.

Geschichte der ersten zehn Jahre meines Weimarischen Lebens könnte ich nur im Gewande der Fabel oder des Mährchens darstellen; als wirkliche Thatsache würde die Welt es nimmermehr glauben. Kommt doch jener Kreis, wo auf hohem Standort ein reines Wohlwollen und gebührende Anerkennung — durchkreuzt von den wunderlichsten Anforderungen (!) — ernstliche Studien (?) neben verwegensten Unternehmungen, und heiterste Mittheilungen trotz abweichender Ansichten sich bethätigen, mir selbst, der das alles miterlebt hat, schon als ein mythologischer vor. Ich würde Vielen weh, vielleicht nur Wenigen wohl, mir selbst niemals Genüge thun; wozu das? Bin ich doch froh, mein Leben hinter mir zu haben; was ich geworden und geleistet, mag die Welt wissen; wie es im Einzelnen zugegangen, bleibe mein eigenstes Geheimniß." So erklärte er dem Kanzler Friedrich v. Müller. S. dessen „Göthe in seiner ethischen Eigenthümlichkeit". Weimar, Hoffmann, 1832. S. 7. — Er hat also nicht erwartet, daß seine Freunde und Verehrer ihn durch seine eigenen Correspondenzen und Tagebücher aus seiner „mythologischen" Götterherrlichkeit in die wunderliche Wirklichkeit zurückbefördern würden. Sie haben es sich selbst zuzuschreiben, wenn der Sonnenglanz ihres Idols erbleicht.

604

Der italienischen Reise ungeachtet blieb „Tasso" ein düsterer Nachklang der Wertherperiode. Feine Durcharbeitung mäßigte zwar den melancholisch-elegischen Kern, wob einen glänzenden Schleier um die verlorenen zehn Jahre und hob den Dichter und seinen Mäcenas auf ein Piedestal italienischen Ruhmes. Aber der Kern des Dramas blieb der traurige Seelenjammer eines eiteln, liebeskranken Poeten. Der unentbehrliche Commentar zu diesem Stück ist die Sammlung der tausend Liebesbriefe, die Göthe im Laufe dieser zehn Jahre an Frau von Stein schrieb, um ihr am Ende zu sagen, daß sie zu viel Kaffee getrunken, und daß er ihre Liebe mit derjenigen eines jungen ungebildeten Mädchens vertauscht habe. „Tasso" beruht ganz genau auf denselben unmoralischen Prämissen, wie „Werther", d. h. auf romanhaften Experimenten mit sog. „Liebe", welche hinterher dichterisch beschrieben und verklärt werden. Der Held der Dichtung gelangt durch diese Experimente zu einem mehr oder minder tragischen Untergang, der Dichter selbst aber curirt seine melancholischen Grillen mit einem Concubinat, das selbst nach Körners Urtheil des großen Mannes durchaus unwürdig war und ihm für entbehrtes häusliches Glück keinen Ersatz bieten konnte.

Das ist das höchst traurige Resultat dieser fünfzehn Lehr- und Wanderjahre. Ich sehe nicht ein, daß das deutsche Volk Grund hat, darauf stolz zu sein, und ich würde gern davon geschwiegen haben, wenn nicht eine ganze Literatur bereits uns diesen Göthe als höchsten Repräsentanten „christlicher, nationaler und humaner Bildung" empföhle.

Als ich mir vor einigen Jahren erlaubte, den „religiösen Entwicklungsgang Lessings" in einer kleinen Schrift einer durchaus ruhigen, objectiven und maßvollen Kritik von katholischem Standpunkt zu unterziehen, wurde ein Recensent in den Blättern für literarische Unterhaltung [1] darüber so ergrimmt, daß er sich zu dem Ausruf versucht fühlte: „Ich will lieber mit Lessing, Göthe und Schiller in die Hölle fahren, als mit Baumgartner und der ganzen Gesellschaft Jesu in den Himmel!"

Ein Haß, wie er sich in diesen Worten ausspricht, macht jede weitere Discussion unmöglich. Umsonst werde ich einen Mann, der so denkt, versichern, daß ich ihn nicht wieder hasse, daß ich vielmehr ihm und allen Mitarbeitern und Lesern seiner Zeitschrift ebenso wie mir selbst von ganzem Herzen das Glück erflehe, einst im Himmel ewig glücklich zu werden. Ob Lessing, Göthe und Schiller es sind, weiß ich nicht; es

[1] Jahrg. 1878. II. 660.

ist nicht meine Sache, über ihr Loos im Jenseits zu richten. Doch denjenigen, welche, vom Taumel des Unglaubens und der Leidenschaft berauscht, in diesen Lehr- und Wanderjahren Göthe's wirklich eine Blüthe menschlicher, sittlicher Bildung zu erblicken vermögen, habe ich weiter nichts zu sagen. Sie mögen sich mit Rosen kränzen und um das Standbild des „großen Heiden" ihre Freudentänze halten. „Denn morgen werden wir sterben!"

Gläubigen Protestanten, denen diese Schrift etwa in die Hände fallen sollte, habe ich nur das zu wiederholen, was einer von ihnen, der wackere Dr. Heinrich Gelzer, schon vor vierzig Jahren gesagt hat [1], was sie aber leider ganz vergessen zu haben scheinen.

„Hier gibt es kein anderes Urtheil, als sich abzuwenden mit Unwillen und Kummer; Unwillen, daß der herrlichste Geist sich mit solcher Makel befleckte; Kummer, daß der geliebteste Lehrer Deutschlands in einem unendlich wichtigen Bezuge nicht rein vor den Augen der an ihm sich Bildenden dasteht. — Wer es mit sich dahin gebracht hat, den sittlichen Menschen vom ästhetischen zu trennen, dem überlassen wir es, auch hierin Göthe's Zauber zu bewundern; und die Zahl auch dieser Bewunderer heißt bekanntlich Legion. Wir aber können uns nur laut erheben gegen den Wahn, welcher dem höher Begabten sittliche Willkür zugesteht. — Denn in den entscheidendsten Verhältnissen des Lebens gibt es nur Eine Sittlichkeit; wer davon abfällt, der frevelt gegen ihre Majestät, er wird zum Verräther an der höheren Menschennatur, deren Verwirklichung unser Beruf ist. — Die Natur der berührten Frage ist von der Art, daß uns ein näheres Eintreten verwehrt ist; darum beschränken wir uns schließlich darauf, es als einen Fluch der Literatur besonders für die Jugendbildung zu beklagen, daß sie sich theilweise, statt das Göttliche im Menschen zu wecken und zu nähren, zur Verherrlichung des Niedrigen und Unwürdigen weggeworfen hat. Ein wuchernder Keim des sittlichen Verderbens wurde dadurch in die Welt gelegt. — Hierin stiftet ein kleinlautes Begütigen und Verdecken nur Schaden; wer den unberechenbaren Werth und Einfluß der Geisterwelt erkannt hat, dem muß vor dem Gedanken grauen: daß höhere Geistesbildung und sittlicher Adel in unserer Nation je zu Widersprüchen werden könnten."

Den katholischen Leser brauche ich nach der vorausgegangenen streng-

[1] Die deutsche poetische Literatur. Leipzig 1841. S. 280. 281.

historischen Darlegung wohl nicht zu versichern, daß wir Katholiken, ohne schwere Verletzung unserer religiösen und sittlichen Grundsätze, uns nicht an dem Götzendienst betheiligen können, welchen die moderne Welt mit Göthe treibt.

Göthe's Philosophie, Religion und sogenannte Weltanschauung ist weiter nichts als der seichteste und flachste Naturalismus, wie ihn das Vaticanische Concil feierlich mit dem Banne belegt hat. Obwohl sie im Grunde alle neueren philosophischen Systeme verwirft, ist sie doch praktisch noch verderblicher als diese, weil sie der Jugend Verachtung gegen alles gründliche, philosophische Studium einflößt, unter scheinbarem Anfluge von Religion, alle Religionen auf eine Linie stellt und dadurch vernichtet, endlich durch ihre Seichtheit die große Menge fesselt und bethört, indem die oberflächlichsten Köpfe mit ein paar verwaschenen Phrasen aus „Faust" alle Weisheit der Jahrhunderte zu besitzen wähnen.

Über Göthe's Moral will ich kein weiteres Wort verlieren: es ist die „Moral der freien Liebe", mit einigen schönen Phrasen verbrämt, aber im innigsten Wesen die Moral Voltaire's, Rousseau's und — Zola's.

Göthe's Geschichtskenntniß, staatsmännisches Wirken und Patriotismus sind ein Humbug, auf den seine eigenen Verehrer kein großes Gewicht zu legen pflegen. Er hat für Deutschland kein Herz gehabt. Sein Herz war zwischen seiner eigenen Eitelkeit, seiner Genußsucht und dem „Ewigweiblichen" getheilt.

Göthe's Naturforschung steht in der Mitte zwischen den Dilettanterien der französischen Encyklopädisten und der schimpflichen Naturvergötterung unserer Tage, welche die Religion zu einem undefinirbaren Gefühlstraum, das Studium des Thieres aber zum Höhepunkt alles menschlichen Wissens gemacht hat. In keinem Zweig der Naturwissenschaft sind übrigens seine Arbeiten von irgendwelcher durchgreifender Bedeutung.

Was Göthe's Poesie betrifft, so haben katholische Schulmänner längst in Separat-Ausgaben und Chrestomathien gesammelt, was man aus seinen Werken der Jugend mittheilen und erklären kann. Dabei mag es sein Bewenden haben. Für Erwachsene, die nicht einen tüchtigen Kurs der Philosophie und Theologie durchgemacht haben, sind seine übrigen Werke durchschnittlich eine gefährliche und schädliche Lektüre, weil sie mehr oder weniger von seinem religionslosen und lüsternen Naturalismus durchtränkt sind. Besonders für Frauen und Mädchen ist Göthe der schädlichste und ver-

hängnißvollste Schriftsteller. Wie in seinem Leben, so hat er auch in seinen Schriften, mehr als irgend ein anderer Dichter, den Frauen geschmeichelt, alle ihre Schwächen verherrlicht und glorificirt, aber nur, um sie schließlich, nach Körners Ausdruck — herabzuwürdigen. Wie er die Phantasie des Mädchens lockend und schmeichelnd an vielen schönen, herrlichen Gestalten vorbei, gleich einem glänzenden Irrlicht, in den Sumpf der gemeinsten Sinnlichkeit führt, so entnervt und verweichlicht er das Gemüth des Jünglings, verwischt in ihm den klaren Sinn für alles Große, Wahre, Ideale und führt ihn naturnothwendig zu dem verhängnißvollen Schluß, daß Erotik der Quell, das Ziel und die Blüthe aller Poesie sei. Das unberechenbare Unheil, das seine Schriften hiedurch schon angerichtet haben, wird nicht aufgewogen durch den Vortheil, den man für Sprache, Geschmack, poetische Anregung aus seinen Schriften ziehen kann. Die Pädagogen aber, welche diese untergeordneten Vortheile dem wahren und ewigen Wohle der Jugend nachsetzen, sind um so weniger entschuldbar, als Göthe's Beispiel selbst darauf hinweist, daß es viel bessere Quellen ästhetisch-literarischer Bildung gibt, als seine Werke. Das Beste, was wir von ihm besitzen, danken wir nicht seinen thörichten Liebeleien, sondern dem Studium der Alten, das in der katholischen Kirche schon seit mehr als einem Jahrtausend als die beste Quelle ästhetischer Bildung gegolten hat. Weit wichtiger für das Wohl des deutschen Volkes aber ist es, daß man endlich von der Überschätzung rein ästhetischer Bildung zurückkehre und an sittlich-religiöse Bildung denke.

„Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet?"

Personen-Register.

A.

B.

C.

T.

U.

V.

W.

Longfellow's Dichtungen. Ein literarisches Zeitbild aus dem Geistesleben Nordamerika's. (Ergänzungshefte zu den „Stimmen aus Maria-Laach". 5.) gr. 8⁰. (IV u. 176 S.) *M.* 2.25.

„Abgesehen von dem religiös-philosophischen Kern bietet die Broschüre nach der literarischen Seite hin eine vollständige Uebersicht über die dichterischen Leistungen dieses größten amerikanischen Dichters und eine gediegene Analyse seiner bedeutenderen Werke, sowie treffliche Uebersetzungsproben schöner Stellen und Gedichte. Wir können deßhalb die anziehende Schrift nicht nur als einen schätzbaren Beitrag zur Geschichte der modernen Ideenrichtungen, sondern auch als eine sehr angenehme und belehrende Unterhaltungslektüre anempfehlen." (Kölnische Volkszeitung. 1878. Nro. 147.)

Göthe's Jugend. Eine Culturstudie. (Ergänzungshefte zu den „Stimmen aus Maria-Laach". 10.) gr. 8⁰. (IV u. 154 S.) *M.* 2.

„Baumgartner ist ein kenntnißreicher Mann; er weiß in der Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts, in den Schriften von und über Göthe gut Bescheid; er ist geistvoll und schlagfertig, ein gewandter Stilist; er hat auch einen gewissen Sinn für Poesie, und in manchem Einzelurtheil befleißigt er sich eines löblichen Strebens nach Objectivität." (Blätter für literarische Unterhaltung. 1880. Nro. 20.)

„Eine eigenartige Erscheinung ist das Heft eines Jesuiten A. Baumgartner: ‚Göthe's Jugend ꝛc.', das von einseitig katholischem Standpunkt aus lieb- und begeisterungslos, aber durchaus nicht geist- und kenntnißlos über Göthe's Jugend handelt." (Meyer's Konversationslexikon. Jahressupplement 1880—1881. Art. Göthe-Literatur.)

Calderon. Festspiel zum 25. Mai 1881. Mit einer Einleitung über Calderons Leben und Werke. Mit dem Bildniß Calderons in Lichtdruck. Zweite, vermehrte und verbesserte Ausgabe. 12⁰. (LII u. 67 S.) *M.* 1.60. Elegant geb. in engl. Leinwand mit reicher Golddeckenpressung und Goldschnitt *M.* 2.70. — Das Bildniß Calderons apart 50 *Pf.*

„In mehr als einer Beziehung scheint uns das Gedicht selbst auch den höchsten Anforderungen der Kritik Stand halten zu können. Selbst die mit den entsprechenden allegorischen Dichtungen Calderons Unbekannten, die sich etwa durch die Fremdartigkeit des Festspieles abgestoßen finden möchten, werden der kunstvollen Durchführung der Grundidee, dem reichen, poetischen Gewande, welches tiefgehende Verstandesspeculationen umkleidet, endlich dem seltenen Wohllaute der Sprache ihre Anerkennung nicht versagen können. Der Tendenz des Stückes pflichten sicherlich Alle bei, deren Ueberzeugung dahin geht, daß für den Einzelnen und für die Welt nur im Kreuze das Heil zu finden ist. — Die dem Festspiele vorangeschickten, auf das Leben und die Werke Calderons bezüglichen Abhandlungen orientiren in gedrängter, ansprechender Weise den Leser in Bezug auf alles betreffende Wesentliche." (Germania. 1881. Nro. 121.)

„. . . während der Jesuit A. Baumgartner ein interessantes Festspiel zur Calderonfeier veröffentlichte, dem ich in Spanien nur die loa (Festspiel) „La mejor corona" an die Seite zu setzen wüßte, die, von den ersten Dichtern Sevillas, im Bunde mit der unvergeßlichen Fernan Caballero, verfaßt, am 17. Januar 1868, am 268. Geburtstage Calderons, im Teatro de San Fernando zu Sevilla aufgeführt wurde." (Dr. Joh. Fastenrath im Wochenbl. der Frankf. Zeitung. 1881. Nro. 22.)

„El Padre Baumgartner presenta en lucha los principios del moderno filosofismo con los principios del teatro de Calderon, y demuestra la supremacia de estos sobre aquellos. Este último trabajo es el que tiene mayor importancia, siendo verdaderamente admirable desde el principio hasta el fin." (Boletin Bibliografico de Madrid. 1881. Nro. 4.)

